Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande

Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande

Gev 44.1.20

VE RI TAS

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

JAHRBÜCHER

des

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

im

RHEINLANDE.

IX.

Mit ſieben lithographierten Tafeln.

Bonn,
gedruckt auf Koſten des Vereins.
Bonn, bei A. Marcus.
1846.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
1861. Jan. 1.
Gray Fund.
~~Arc 1021.1~~
Ger 44.1.20

2602
49.2
11

I. Chorographie und Geschichte.

1. Ueber die römiſchen Bauwerke im Trieriſchen.

Bei den verschiedenen Ansichten, die neuerdings über unsere Baureste aus der Römerzeit ausgesprochen sind, könnte es auffallend erscheinen, dass das bedeutende Zeugniss eines Mannes unbeachtet geblieben ist, der durch umfassende Gelehrsamkeit, grossen kritischen Scharfsinn und die genaueste Kenntniss des Alterthums seine Zeitgenossen überragte und um so mehr ein begründetes Urtheil abzugeben im Stande war, da er während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Rom die Ruinen der grossen Vorzeit einem allgemeinen Studium unterzogen hatte. Wie sehr sich *Niebuhr*, denn von ihm kann hier nur die Rede sein, in die alte weltbeherrschende Stadt eingelebt, wie vertraut er mit ihren Oertlichkeiten und Bauwerken sich gemacht hatte, ist allgemein bekannt, und zeiget zur Genüge jedes Blatt seines Geschichtswerkes, besonders im ersten Bande. Auf einer Reise, die er im Jahre 1827 mit dem Prof. Hn. *Brandis* hierher unternahm, fesselte ihn die ausserordentliche Anmuth der Gegend und der klassische Boden der Art, dass er mit dem Gedanken umging, hier sich niederzulassen, falls sein Herzensfreund, der Graf *de Serre*, sich entschliessen könnte, nach der Vaterstadt Metz zurückzukehren. Das Glück ist uns nicht beschieden gewesen den grössten Geschichtschreiber seiner Zeit zu unsern Mitbürgern zu zählen, und wir entbehren die Vor-

theile, die hieraus für die Erforschung und Bestimmung unserer antiken Ueberbleibsel hervorgegangen wären. Ueber diese Reise nun berichtend drückt er sich in einem Briefe an die Hensler (Nr. 552.) also aus: „Die Ruinen sind sehr bedeutend, und für den Antiquar lehrreich, indem man daran sieht, wie ganz verschieden zur nemlichen Zeit zu Rom und in den Provinzen gebaut ward. —" In einem andern an Savigny (Nr. 553.) heisst es: Ich war vor vierzehn Tagen zu Trier und lebhaft eingedenk, wie ich Unwissender zuerst von Ihnen über die dortigen Ruinen gehört. Diese haben mich sehr interessirt, auch durch das Räthselhafte der porta nigra, welche ich indessen ohne alles Bedenken in das dritte Jahrhundert nach Christus setze, wohin auch das Monument von Igel gehört." Diese Aussprüche des grossen Alterthumskenners sind zu merkwürdig, als dass wir es uns versagen könnten, auf dieselben etwas näher einzugehen. Die Verschiedenheit, wovon in der ersten Stelle die Rede ist, die zwischen den zu Rom und in den Provinzen zur selben Zeit aufgeführten Gebäuden bestehe, ist wohl eben so sehr von dem Stil und dem Charakter der Bauformen, als von der Art, wie das Mauerwerk construiert ist, zu verstehen. In ersterer Beziehung ist es bekannt, dass man überall in dem weiten Umfange des römischen Reiches an der einmal gegebenen Grundform für jedes Gebäude festhielt und nur in den Einzelnheiten bei der Ausführung dem Baumeister freiere Hand gestattete. Damit war jedoch Spielraum genug für nicht unbedeutende Verschiedenheiten und selbst Abweichungen gegeben, die durch die vorhandenen Mittel, die Oertlichkeit, das Bedürfniss herbeigeführt wurden. So bestand die Basilica im Wesentlichen aus einer länglichen Säulenhalle, aber diese finden wir nicht selten, ja gewöhnlich, bald durch einen, wie an der unsrigen, bald durch zwei zurückspringende Halbkreise an den Schmal-

seiten verlängert[1]). So glaube ich auch bei den aufgedeckten römischen Häusern in hiesiger Gegend wahrgenommen zu haben, dass ihnen in der Regel das Atrium fehlt, das doch sonst, wie überall in Pompeji, den Haupttheil bildet, um den alle übrigen sich ordnen. Entschiedener wirkte noch die technische Bildung ein, so wie das Mehr oder Weniger der architektonischen Verzierungen und die Art, wie diese ausgeführt oder angebracht waren. Oeffentliche Bauwerke, die in Rom, und überhaupt in Italien, Griechenland, Asien, selbst im südlichen Gallien mit allem Aufwand von Kunst und Luxus von den ersten Künstlern prachtvoll und grossartig aufgeführt erscheinen, finden wir in andern Provinzen oft in unbedeutendem Umfange wenig oder gar nicht ausgeschmückt dargestellt. Dieses stellt sich heraus bei der Vergleichung unseres Amphitheaters mit denen zu Nismes, Verona oder dem flavischen zu Rom. Endlich konnte es wohl nicht ausbleiben, dass durch einige verwendete Baustoffe oft Besonderheiten und durch lokale Eigenthümlichkeiten, woran man festhielt, nicht selten Fremdartiges sich in die baulichen Formen eindrängte, wodurch sich, um mich eines grammatischen Ausdruckes zu bedienen, Barbarismen in die reine Latinität einschlichen. In wie fern dieses bei den gallischen Bauwerken, wozu wir auch die unsrigen zählen, der Fall gewesen ist, und welche Veränderungen diese in den verschiedenen Perioden erlitten haben, hat *de Caumont* für Einiges nachzuweisen versucht.

Wie gross nun auch in dieser Hinsicht die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit trotz des allgemein befolgten herkömmlichen Grundrisses ist, die wir an den römischen Gebäuden in den einzelnen Ländern wahrnehmen, so stimmen doch alle insgesammt sowohl untereinander,

1) Man vergl. die Pläne in *Bunsens* römischen Basiliken und in einem hierher gehörigen Aufsatze der Revue Britannique, Octobre 1845.

als auch mit den in Rom befindlichen darin überein, dass sie mit einer Festigkeit und Dauerhaftigkeit ausgestattet wurden, die ihr Bestehen auf lange Zeit sicherte. Treten doch jetzt noch, nach fünfzehn Jahrhunderten, die Mauern so frisch und unversehrt aus der Erde, als wäre so eben erst der Verputz angelegt, oder die Ausfugung vollendet worden. Diese erstaunenswerthe Solidität verdanken sie aber der riesigen, mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Fundamentierung, dem vortrefflichen Material, dem sorgfältig zubereiteten Mörtel und der eigenthümlichen, von der jetzigen ganz abweichenden Constructionsart der Mauern. Als Stein-Material verwandte man in hiesiger Gegend Ziegelplatten, seltener Ziegelsteine, die härteren Sandsteine und am häufigsten Kalksteine, worunter wir hier und da auch Kalktuffsteine finden. Basalt findet sich lediglich an den Brückenpfeilern gebraucht. Jede Steinart verwendete man, mit Ausnahme der Ziegel, für sich allein, und nur die ehemalige[2]) Ruine von Conz bestand aus einem seltsamen Gemisch verschiedenartigen Gesteines. Unbehauene Sandbruchsteine, woraus man gegenwärtig die Häuser hier zusammenklebt, finden wir nie angewendet, Schiefer, ausser in den Fundamenten, höchst selten, behauene Sandsteine mit Mörtelverbindung nur bei dem noch sehr zweifelhaften Mauerwerk am Markusberg. Zu dem Mörtel wurden, soweit sich die Bestandtheile erkennen lassen, Fluss- oder Grubensand, Ziegelmehl oder Ziegelstückchen, und der nach einem ganz besonderen Verfahren in verdeckten Gruben allmählig abgelöschte Kalk in bestimmten Verhältnissen, wie *Vitruv* sie angibt, gemischt. Er ist felsenfest verhärtet und hängt den

2) Es ist uns nicht gelungen, diesen merkwürdigen Baurest der Zerstörung zu entreissen, da er mit Ausschluss eines kurzen Stumpfes, der wohl in diesem Jahre verschwinden wird, ganz ausgebrochen und vertilgt ist.

Steinen, die er verbindet, so fest an, dass sie nicht abzulösen sind. Die einzige Ausnahme bildet die Villa zu Fliessem. Hier zeigt sich der Mörtel so verwittert und aufgelöst, dass es, wie viele Sorgfalt und Kosten die Königliche Regierung auch auf die Erhaltung verwendet, schwerlich gelingen wird den gänzlichen Verfall der Mosaikböden und Substruktionen zu verhindern. Diese Verwitterung des Mörtels ist aber nicht allein dem Einflusse des ein- und zerfressenden Regen-, Schnee- und Quellwassers, sondern eben so sehr und mehr noch der weniger sorgfältigen Zubereitung desselben zuzuschreiben. Deswegen möchte ich, besonders da noch andere nicht unerhebliche Gründe hinzukommen, dieses Gebäude in die letzte Zeit der römischen Herrschaft setzen. Das Mauerwerk finden wir in vierfacher Weise aufgeführt. Diejenige, welche in constructiver Hinsicht am meisten auffällt, nennen wir hier zuerst. Steinblöcke, deren sich berührende Flächen sorgfältig behauen und wahrscheinlich abgeschliffen sind, liegen ohne Mörtel auf einander, sind jedoch durch Klammern von Aussen oder von Innen verbunden. So ist die Porta, so sind die Brückenpfeiler, das Igler Monument und die Gewölbe an den Eingängen zum Amphitheater gemacht. Diese Structur, welche an die der etrurischen und pelasgischen Mauern erinnert, musste *Niebuhrn* vor Allem befremden und ihm räthselhaft erscheinen, besonders da er die gallischen Alterthümer[3]) weniger kannte. Möglich ist es auch, dass er zugleich, wie *de Caumont*, über die Bestimmung des Gebäudes, worüber jetzt wohl kein Zweifel mehr sein kann, noch schwankend war. Die zweite Art ist das von *Plinius*

3) In wie fern diese Bauart in Italien und den andern Provinzen in Anwendung kam, ist mir unbekannt; dass sie aber in Gallien für grössere Werke nicht selten war, beweisen die Amphitheater zu Nisme und Arles, der Triumphbogen zu Saintes, das Andreasthor zu Autun, die Stadtmauern von Mans, Tours, Orleans und Auxerre, die Heidenmauer auf dem Odilienberge.

näher beschriebene Diamicton. Nach Aussen aus würfelartig behauenen Steinen mit der grössten Regelmässigkeit aufgeführt, ist das Innere dieser Mauern mit Bruchsteinen und Mörtel ausgefüllt. Dergleichen Gussmauern sehen wir am Amphitheater, zum Theil an den Bädern und sonst. Eine dritte Gattung bilden die Ziegelmauern mit Mörtellagen von gleicher Stärke wie die Ziegel. In dieser Weise sind die Mauern an der Basilica und die oft mehrfach über einander gesetzten Bögen an den Bädern. Aus der Vereinigung der beiden zuletzt genannten Orten ging endlich die vierte, das Emplecton des *Plinius* und *Vitruv*, hervor, die wir nicht nur bei dem grössten Theil der Mauern an den Bädern, sondern auch sonst häufig angewendet finden. Es sind dieses nämlich Kalksteinmauern mit zwischengeschobenen Ziegellagen, die sehr selten in bestimmten Zwischenräumen wiederkehren und dem Mauerwerke grössere Festigkeit und eine besondere Zierde geben sollten. Bei den Wohnhäusern tragen die Mauern, die gewöhnlich nach der zweiten oder vierten, sehr selten nach der dritten Art construiert sind, im Innern, nach Aussen nie, einen Bewurf, der oft in mehren Lagen, wobei der Mörtel mit immer feinerem Sande gemischt erscheint, stark angetragen, spiegelblank abgeglättet und gewöhnlich stark roth angestrichen ist. Diese Farbe zeigt sich, wie die andern, an den recht geschmackvollen Einfassungen, unzerstörbar, und es lohnte sich wohl der Mühe sie näher zu untersuchen. Bei den kürzlich aus Licht gekommenen Resten vor dem Barbeler Thore hatte man, wohl um der Feuchtigkeit zu begegnen, in dem einen Raume erst eine 4″ dicke Ziegelwand vorgebaut, und diese noch mit einem eben so starken Verputz bekleidet. Die Fussböden sind insgesammt geestricht und ruhen, wenn die Räume unterirdisch heizbar waren, auf viereckigen oder runden Ziegelpfeilerchen, worüber Ziegelplatten als Grundlagen gebreitet sind. Aber auch selbst wenn dieses nicht

der Fall ist, finden wir oft, dass der Estrich, um ihn recht trocken zu legen, auf einer gewölbartigen Unterlage sich befindet. Zur grössern Dauerhaftigkeit diente es, den Estrich in zwei Schichten aufzutragen. Der Mörtel der unteren ist alsdann mit gröberem Kies und Ziegelstücken versetzt, der der oberen, die von der anderen zuweilen durch Ziegelplatten getrennt ist, hat feinen Sand und Ziegelmehl als Zuthat und ist oben glatt abgerieben. In den Häusern der Vornehmeren waren, wie in Fliessem, diese Fussböden in den Hauptzimmern mit musivischer Arbeit geziert, zuweilen auch mit Marmor belegt. So wurde kürzlich ein solcher Marmorboden in den Ruinen vor dem Barbeler Thore gefunden, an welchem die Platten jedoch eingedrückt und zerbröckelt waren. Diese Fliessen haben eine Dicke von einem Zoll, sind in verschiedenen Formen von verschiedener Grösse geschnitten und bestehen aus Marmor und Porphyr von den mannigfaltigsten Farben. Mit dünneren Tafeln von demselben Material mögen nicht selten die Wände bekleidet sein, wie sich dieses aus den vielfach aufgefundenen Bruchstücken zu ergeben scheint. Eine Sammlung der im Trierischen zu Fliessen beiderlei Art, zu Gesimsen und anderen Ornamenten verwendeten edlern Steinarten besitzt die Gesellschaft für nützliche Forschungen, eine zweite viel reichhaltigere und wohl geordnete der Geheime Regierungsrath *von Coeverden*. Die zahlreichen aus verschiedenen Bauresten hervorgezogenen Alabaster-, Marmor-, Porphyr-, Granit-, und Basalt-Fragmente, welche uns in denselben vor Augen liegen, liefern den Beweis, dass wie in Rom so auch hier seit Hadrians Zeiten in der Ausschmückung, wenigstens des Innern, die antike edle Einfachheit durch einen übertriebenen und bizarren Luxus des Materials verdrängt worden war, und das Bestreben vorwaltete, entweder durch schwer zu bearbeitende oder durch seltene prunkende Steine von den verschiedensten Farben

Absonderliches und in die Augen Fallendes herzustellen. Dass dieses Unterordnen der Form unter das Material als Zeichen des gesunkenen Geschmacks anzusehen sei, ist bereits von *Gerhard* und *Schnaase* bemerkt worden. — Die Wohnhäuser scheinen in der Regel einstöckig gewesen zu sein, in der Weise, dass das Erdgeschoss aus soliden Steinmauern, der darüber befindliche Stock aus Fach- und Flechtwerk aufgeführt war. Nur so können wir uns die völlige Zerstörung aller, nur so die grosse Menge Holzasche erklären, die sich in den Ruinen findet. Bei der räumlichen Eintheilung mag man die bequeme Benutzung jedes Zimmers nicht vorzüglich berücksichtigt haben, wenigstens treffen wir fast in jedem Hause verhältnissmässig viele Kammern und kleinere Gelasse an, deren Verbindung mit den anstossenden Gemächern nicht zu ermitteln ist. Wie die Beleuchtung des Innern eingerichtet war, lässt sich nicht mehr bestimmen, da die Mauern zu tief abgebrochen sind und selten eine Höhe von 1 — 2 Fuss über den Fundamenten haben. Das Dach bestand aus grossen röthlichen, hart gebrannten Ziegelplatten (tegulae), an deren längeren, abwärts aufgehangenen und genau aneinander schliessenden Seiten der Rand 1 Zoll breit emporstand. Die Firste war mit Hohlziegeln (imbrices)[4]

4) *Plin. H.* Nr. 35. 12. 46. Höchst wahrscheinlich ist es, dass die hervorstehenden Ränder, womit sich die Plattziegel an ihren Langseiten berührten, ebenfalls mit ineinandergreifenden Hohlziegeln überlegt waren, um so das Eindringen des Schnees und Regenwassers durch die Fuge zu verhüten. Dieses scheint mir für unser missliches Clima nöthig gewesen zu sein, obgleich es bei dem italienischen Dache, welches *Schnaase* beschreibt, nicht vorkommt. Uebrigens war diese Deckung des Daches nicht römischen, sondern, worauf schon *Schnaase* hindeutet, wahrscheinlich griechischen Ursprungs und wurde in Rom statt der früher allgemein üblichen hölzernen Schindeln (scandula, scindula, woher das deutsche Wort) zu der Zeit eingeführt, als eine nähere Verbindung

belegt, die nach beiden Seiten übergriffen. In dieser ursprünglichen Anordnung fand man noch einen Theil der eingestürzten Bedachung in der Ruine zu Nirdal. Dass man diese Art die Gebäude zu decken aus Italien herübergenommen hatte, zeigt ein ganz ähnliches altrömisches Dach, das auf ainem Landhause bei Ostia noch unzerstört zu sehen und von *Schnase* (Geschichte d. bildenden Künste II. pag. 56) beschrieben ist. Ob auch Schiefer, wie gegenwärtig in hiesiger Gegend fast ausschliesslich, verwendet wurde, möchte zweifelhaft sein, obgleich in den Ruinen eines kleinen Gebäudes, welches bei dem Amphitheater vor zwei Jahren aufgedeckt wurde, grosse Schieferplatten zum Vorschein kamen, die Nagellöcher hatten. Um die grosse Last zu tragen, musste der Dachstuhl nothwendig aus schwerem Gehölz fest zusammengefugt und mit dicken Bohlen, worauf die Platten ruhten, bekleidet sein. Antefixen und Stirnziegel haben sich bis jetzt weder ganz noch in Bruchstücken gefunden, woraus man schliessen muss, dass derartige Dachverzierungen hier nicht in Gebrauch waren.

Die Entschiedenheit, womit *Niebuhr* die Porta und das Igeler Monument in das dritte Jahrhundert n. Chr. setzt, verdient gewiss nicht minder alle Beachtung. Leider hat er uns die Gründe nicht angegeben, worauf sich sein Urtheil stützt. Eine nähere Untersuchung und Prüfung derselben erfolgt vielleicht zu einer andern Zeit, für jetzt genüge die Bemerkung, dass *Niebuhr* sicherlich an den Schluss des dritten Jahrh. dachte, also der Ansicht war, die Ausführung dieser Bauwerke falle mit der Zeit

---

mit den grossgriechischen Städten eintrat. Wann diese zweckmässige Abänderung in der Bedachuug geschehen, ist uns genau bekannt aus folgender Stelle des *Plinius*: Scandula contectam fuisse Romam ad Pyrrhi usque bellum annis CCCCLXX Cornelius Nepos auctor est. H. N. 16. 10. 15.

zusammen, wo Trier als öfterer Aufenthaltsort der Kaiser, als Sitz des Präfekten von Gallien und anderer hohen Reichsbeamten angesehen und bedeutend wurde.

Diese Veranlassung benutze ich um noch Einiges zu berühren, wozu mir die Beurtheilung des *schmidtschen* Werkes in dem letzten Hefte der Jahrbücher des Vereins v. Alterthumsfr. Veranlassung gibt. Hr. Prof. *Urlichs* bemerkt daselbst, dass die von Hn. *Schmidt* ausgesprochene Ansicht über unsere Ruine am Altthor wenig Wahrscheinlichkeit habe, weil der Grundriss der späteren römischen Paläste mit dem der Lager übereingestimmt habe[5]). Allerdings hat Hr. Prof. *Bock* in seiner Abhandlung über die Reiterstatue des Theodorich mit vielem Scharfsinne dargethan, dass der Palast des Diocletian zu Salona dem Feldlager nachgebildet sei, und sich diese Form auch in den Palästen des Constantin zu Byzanz und des Ostgothenkönigs Theodorich zu Ravenna zum Theil wieder erkennen lasse. Allein es scheint mir ohne andere unterstützende Gründe gewagt, hieraus zu folgern, dass man diesem Plan für die Folge immer treu geblieben sei, oder dass Diocletian nach einer überlieferten und für alle Imperatorensitze feststehenden Grundform den seinigen eingerichtet habe. Vielmehr sind wir anzunehmen berechtigt, der Fürst habe theils aus Vorliebe für den Ort, worin er seine grösste Lebenszeit verbracht hatte und zur höchsten Macht und Ehre emporgestiegen war, theils der grösseren Sicherheit in jenen bedenklichen Zeiten und jener einsamen Gegend wegen das Lager als Muster für seine Villa gewählt, die er dann auch lagermässig mit hohen Mauern und gewaltigen Thürmen befestigte. Die Herscherwohnungen mögen wohl eher in ihrer Disposition nicht wesentlich von den Domus der Vor-

5) Es erinnert dieses an *Heerens* Meinung, nach welcher zu der Geviertform der altasiatischen Städte auch das Lager jener Nomaden-Völker als Vorbild soll gedient haben.

nehmen abgewichen sein. Dieses lässt sich zwar nicht mehr aus noch vorhandenen nachweisen, da meines Wissens alle mit Ausnahme der einzigen diocletianischen von der Erde getilgt sind, wohl aber mit ziemlicher Gewissheit aus Sueton und andern Schriftstellern feststellen, bei denen für beiderlei Gebäude gelegentlich dieselben Wohnräume genannt und in demselben Zusammenhange unter sich angegeben werden. Jedoch werden die Kaiser noch weniger als die Privaten in starrer Nachahmung dem Herkömmlichen gefolgt sein, vielmehr sich mancherlei Abänderungen erlaubt und nach Laune und Gutdünken, wie dieses schon das goldene Haus des Nero und selbst die Villa des Diocletian beweisen, sich ihre Wohnungen eingerichtet haben. Über unsere in Frage stehende Ruine jedoch müssen nothwendig die Urtheile schwanken[6]), da kaum ein Drittel ans Licht gezogen ist, das Übrige, meines Bedünkens der Haupttheil des Gebäudes, noch mit Schutt und Erde bedeckt einer genauen Prüfung sich entzieht[7]). Je nachdem man sich nun dieses Verborgene dem offen vor Augen Liegenden entsprechend construiert denkt, wird auch die Ansicht über das Ganze verschieden sein. — Wenden wir uns nun nach einem andern Baudenkmale, das in der unmittelbaren Nähe des so eben besprochenen liegt, nämlich dem Amphitheater, zu. In meiner Abhandlung hatte ich die Meinung geäussert, der sich auch

6) Hypokausten, gewölbte Gemächer, einige Uebereinstimmung mit den Bädern des Caracalla haben hier wie zu Paris bei den römischen Bauresten neben dem Hotel de Cluny zuerst auf den Gedanken von Thermen geführt.

7) Nach Südosten hin schloss sich der Bau mit dem jetzt noch ersichtlichen Mauerwerk ab; wie weit er sich nach N. und S. mit dem, was unmittelbar und mittelbar dazu gehören mochte, erstreckte, bleibt wohl für immer ungewiss. Westwärts reichte er aber wenigstens bis zu dem jetzigen Bette des Weberbachs, da die Mauern unter die anliegenden Gärten weg nur wenige Fuss tief ausgebrochen sich bis dahin fortsetzen und in der Gerberei des Hrn. *Varain* unweit des Baches noch zum Vorschein kommen.

Hr. *Schmidt* anschloss, dass unter dem Circus maximus, den Eumenius erwähnt, wohl das Amphitheater[8]) verstanden werden müsse. Hr. Prof. *Urlichs* bemerkt hiergegen, dass daran nicht zu denken sei, vielmehr nur ein eigentlicher Circus gemeint sein könne. Gegen diesen Einwurf wiederhole ich mit Hn. *Schmidt*, dass, wenn ein Circus, wie Eumenius ihn schildert, hier jemals bestanden habe, Spuren eines so gewaltigen Baues sich doch nothwendig irgendwo vorfinden müssten. Allerdings lag, was auch Hr. *Urlichs* erinnert und ich gerne zugebe, alsdann das flavische Amphitheater zu Rom dem Redner zur Vergleichung näher. Aber der übertreibende Panegyrist konnte, um Constantins Lob zu vergrössern, das Bedeutendere und Berühmtere schon des Zusatzes maximus wegen herbeiziehen. Vielleicht ist auch einer Art des Purismus, die in der Sprache des Rhetoren hier und da durchblickt, sogar die Uebersetzung des griechischen Amphitheatrum durch das lateinische Circus wohl zuzumuthen. Diese Gründe lassen es mich als sehr wahrscheinlich ansehen, dass der Ausdruck Circus von unserem Amphitheater gelte, besonders da die an beiden Seiten gegebenen Spiele unter dem gemeinsamen Namen circenses begriffen wurden, und desshalb leicht eine Verwechselung veranlassten, oder eine Vertauschung der Benennungen zuliessen.

Schneemann.

---

8) Bekanntlich ist unser Amphitheater an der Abdachung eines Hügels in einem dazu ausgegrabenen oder erweiterten Kessel angebracht, an dessen Seiten die Sitzreihen emporstiegen. Dass diese Sitze zum Theil bestimmten Familien oder Corporationen zugewiesen waren, zeigt ein daselbst aufgefundener Sitzstein, worin das Wort LOCVS eingehauen ist. Dieses Wort findet seine Erklärung durch einen ähnlichen im Amphitheater zu Arles entdeckten Stein, auf welchem wir eine vollständigere Bezeichnung LOCA DATA XXV lesen. S. Cours d'Antiquités Monum. par M. de Caumont. t. III. pag. 472.

2. Die Zeugniſſe der Alten über den Circus zu Trier.

Da in der neuesten Zeit von zwei um die trierischen Alterthümer sehr verdienten Männern die Existenz eines Circus daselbst geläugnet und dessen Identität mit dem Amphitheater behauptet worden ist, so verlohnt es der Mühe, die für denselben sprechenden, oft angeführten Beweise aus den alten Schriftstellern neu zusammen zu stellen. Es sind deren drei.

I. Die Angabe des Eumenius, welcher im J. 310. Constantin also anredet (Paneg. 22.): . . video hanc fortunatissimam civitatem, cuius natalis dies tua pietate celebratur, ita cunctis moenibus resurgentem, ut se quodammodo gaudeat olim corruisse, auctior tuis facta beneficiis. Video circum maximum, aemulum, credo Romano: video basilicas et forum, opera regia sedemque iustitiae, in tantam altitudinem suscitari, ut se sideribus et caelo digna et vicina promittant.

Um die Bedeutung dieses Zeugnisses zu entkräften, meint Hr. *Schneemann*, welcher unter dem Circus das Amphitheater versteht, der Redner habe zur grösseren Verherrlichung Constantins, statt des Colosseums in Rom, „das Bedeutendere und Berühmtere schon des Zusatzes maximus wegen“ herbeigezogen. Aber das flavische Amphitheater war wenigstens eben so berühmt und bedeutender als der Circus. Die beiden Namen werden ferner nirgends verwechselt. Das Amphitheater kann Arena heissen, aber niemals Circus. Dem Eumenius freilich muthet Hr. *Schn.* diese Verwechselung zu, weil er aus einer Art Purismus den griechischen Ausdruck Amphitheatrum vermieden habe. Von einem solchen Purismus aber ist in der

Rede keine Spur. In unserer Stelle selbst werden die Basilicae genannt, und es lässt sich im Gegentheil zeigen, dass Eumenius, um seine Gelehrsamkeit an den Tag an legen, griechische Namen und Endungen liebt. Z. B. III. 6. Musarum adyta; IV. 1. adyta Palatii; 7. Musageten; 15. Amphioni; 16. Midae, Croesi, Pactoli, Pythiados; 21. Persidos, Libyae; IV. 18. Libyae litoribus; VI. 7. Thulen ultimam; 8. Cidonumve tela; Cyllarus aut Arion; 17. Thessalum virum; 21. Pyliam senectutem; VII. 14. quisve Pactolus.

Ferner sieht man aus unserer Stelle, dass der Circus noch nicht vollendet war, während die früher im Amphitheater vollstreckte Strafe der gefangenen Deutschen cap. 12. erwähnt wird. Dieses also war von Constantin nicht erbaut worden, sondern unversehrt geblieben. Die mit dem Circus zusammen genannten Bauten liegen innerhalb der Stadt, er selbst ebenfalls, da jene Neubauten die Stadt cunctis moenibus erstehen liessen. Das Amphitheater aber liegt draussen.

II. Dass der Circus innerhalb der Stadt lag, geht, wie *Steininger* Gesch. d. Trev. S. 299. sehr richtig bemerkt, auch aus *Augustin.* Confession. VIII. 6. hervor. Unde incidit ut diceret (Pontitianus), nescio quando se et tres alios contubernales suos, nimirum apud Treviros, quum imperator pomeridiano circensium spectaculo teneretur, exisse deambulatum in hortos muris contiguos. Gegen Abend kehren die Spaziergänger zum Theil in den Palast zurück.

III. Dasselbe geht aus den Klagen *Salvians* über die Verheerungen und die Verderbniss der Stadt hervor. Salvian unterscheidet sorgfältig zwischen Amphitheater, Theater und Circus. De Gub. Dei VI. 3. Equidem quia longum est nunc dicere de omnibus. amphitheatris scilicet, odeis . . . . , de solis circorum ac theatrorum impuritatibus dico; vgl. c. 11. colitur . . . Venus in theatris, Neptunus in cir-

cis, Mars in arenis. Da er von den Amphitheatern c. 2. schon geredet hat, so handelt Salvian in den folgenden Capiteln nur von den Belustigungen im Theater und im Circus, die er einander entgegensetzt. C. 4. qui bacchantur in circis, qui moechantur in theatris; theatrorum et circensium deum; circenses et mimos. C. 5. Christo circenses offerimus et mimos; vestigia salvatoris sequimur in circis, vestigia salvatoris sequimur in theatris. Man sieht, die Circenses finden, was sich eigentlich von selbst versteht, im Circus Statt und werden nie statt der Spiele im Amphitheater gebraucht. Von der allgemeinen Schilderung geht der Strafredner cap. 8. auf die Städte über, wo die Verheerungen der Feinde jene Lustbarkeiten unterbrachen. In Trier u. a. Städten licet sint loca ipsa ac domicilia erroris antiqui, nequaquam tamen aguntur illa quae prius acta sunt. In der von der Zerstörung heimgesuchten Stadt aber fordern die Einwohner circensische Spiele. C. 15. Pauci nobiles, qui excidio superfuerant, quasi pro summo deletae urbis remedio circenses ab Imperatoribus postulabant. Sollte irgend ein Zweifel obwalten, ob diese im Circus gehalten wurden, so würde er durch die Frage: Theatra igitur quaeritis, circum postulatis?, sowie die widerholten Ausdrücke circorum insanias fugimus (c. 17.), in theatris populus diffunditur, in circis plebs tota bacchatur (c. 18.) aufgehoben werden.

Also, wie im ganzen Reiche Circusspiele in ausschweifendem Maasse gefeiert wurden, (die einzelnen Orte werden von *P. E. Müller*, de genio aevi Theodosiani II. p. 53. aufgezählt), so geschah dies auch im Circus zu Trier, welcher, ebenso wie in Rom und Karthago (vgl. Salvian l. l. c. 12.), innerhalb der Mauern gelegen haben wird, wahrscheinlich in der Nähe des Palastes. Wenigstens lässt darauf die Erzählung von Augustinus, der Umstand, dass die Spiele meist von den Kaisern gegeben wurden, und die

Analogie mit den kaiserlichen Wohnungen in Rom schliessen. Wenn aber die Hrn. *Schmidt* und *Schneemann* meinen, dass von einem so gewaltigen Baue sich Spuren vorfinden müssten, so berücksichtigen sie nicht, dass von dem Forum, der Curie, dem Theater ja auch keine Reste sich erhalten haben, und dass überhaupt die Voraussetzung, von jedem einmal bestehenden Gebäude müsse etwas übrig geblieben sein, ebenso alles Grundes entbehrt, als die umgekehrte, nur solche hätten jemals bestanden, von denen in den dürftigen Quellen jener Zeit ausdrückliche Erwähnung geschieht. Wird doch das Amphitheater auch kaum einmal in der Stelle bei *Bouquet* II. p. 464. angeführt.

Lange nicht so bestimmt lässt sich über den Palast sprechen. Die Vergleichung mit den Wohnungen der frühern Kaiser, welche Hr. *Schneemann* anstellt, trägt zur Aufhellung der Sache nichts Wesentliches bei, denn dass diese von dem gewöhnlichen Plane der römischen Häuser nicht sehr abwichen, versteht sich von selbst. Aber mit den spätern verhält es sich anders. Seit Diocletian hatte sich die fürstliche Lebensweise, der orientalische Charakter des Hofwesens, die strenge Ueberordnung über das Privatleben festgesetzt; da wir nun von den Palästen in Constantinopel und Ravenna wissen, dass sie der Villa Diocletians und der Lagerform entsprachen, so ist von einem Neubau Constantins dasselbe zu vermuthen. Möglich, dass die Ruinen am Altthor einer älteren Amtswohnung der höchsten Behörden und auch der Kaiser angehörten, aber von einer neuen Anlage Constantins rühren sie nicht her, weil diese in dem neuen Herrscherstil ausgeführt und von Eumenius erwähnt sein würde.

L. Urlichs.

3. Die Sammlungen vaterländiſcher Alterthümer aus der vor-römiſchen und römiſchen Periode, im Königreiche der Niederlande.

(Fortſetzung.)

II. Utrecht.

Es befinden sich zu Utrecht drei Sammlungen römischer und germanischer Alterthümer, welche besondern Corporationen angehören; 1) der Universität, auf der Universitätsbibliothek, 2) der Societät für Künste und Wissenschaften, in einem Saale des Museums für Landwirthschaft, und 3) der Provinz, zusammengebracht von der Commission für provinzielle Alterthümer, in einem Zimmer des vorbenannten Museums. Privatsammlungen bei Hrn. Apotheker *Balfoort,* Dr. *van Cleef,* Dr. *Del Court,* Baronesse *van Tuyl van Servoskerken,* Dr. *Nahnys* und Dr. *Hamming.* Es wäre zu wünschen, dass die drei erstgenannten Sammlungen bald vereiniget würden, und zu bedauern ist es, dass Nro. 3 (die Sammlung der Provinz) noch nicht aufgestellt und öffentlich zu sehen ist, weshalb ich mich auch in dieser Uebersicht auf die zwei erstgenannten Sammlungen zu beschränken habe; indessen hoffe ich bei einer ersten Gelegenheit auch über die dritte referieren und alsdann zugleich die Privatsammlungen berühren zu können.

1. Sammlung der Universität.

Dieselbe besteht aus zwei römischen Denksteinen, welche für die Geschichte der Stadt besonderen Werth haben, weil sie in derselben gefunden sind. Sie wurden von Prof. *Saxe* in einer besonderen, von ziemlich guten Ab-

bildungen begleiteten Abhandlung herausgegeben, in den Verhandelingen der Hollandsche Maatschappy der Wetenschappen van Haarlem, Th. XIX. St. 3. S. 143. unter dem Titel: *Chr. Saxii* nuncius — de ara Romana, in meditullio Rheno-Trajectinae haud ita pridem effossa. Auf diese Abhandlung verweisend, theile ich hier die Inschriften und Bildwerke nach *Saxe's* Ausgabe mit, weil zu seiner Zeit die Steine deutlicher waren als jetzt, welches besonders späteren Uebertünchungen beizumessen ist. Der eine ist eine Ara von Kalkstein, wie es scheint, mit der verwitterten Inschrift:

[I O V I O · M · I] V N O N 133.
[I · M I] N E R V Æ
G E N I O H V
[I V S L O] C I N E P T V N°
[R H E N] O D I S
[D E A B V S] Q V E
[AQVATILIBUS] MAR[INIS]
[PRO SALVTF ET]R[E DITV]
[MARCI AVRELII ANT]ONIN[I]
P I I F E L I C I S A V G V S T I
. . . .
. . . . S L E G
[AVGVSTALIS] P[RO] PR[AETORE]
A R A M P O S V I T
. . . . C O S

Auf der Seite ein Cornu copiae. Fundort in der Stadt, bei der jetzt verschwundenen St. Paulus-poort, im J. 1778.

Der andere ist ein Büstencippus, ebenfalls von Kalkstein, wie es scheint, mit zerstückeltem Tympanum, welches mit kleinen Rosetten geschmückt war. Die Vorderseite zerfällt in drei Theile. Der obere Theil enthält zwei Büsten, Mann und Frau, in einer rundgewölbten Nische. Der mittlere hat die Inschrift:

M· INGENVVS N· F· 134.
MARCELLVS T· F· I
SIBI ET AGISIACAE
L·F·LVCILIAE VXSO

das ist, wie schon *Saxe* bemerkt hat, *Marcus Ingenuus, Numerii filius, Marcellus, titulum fieri iussit, sibi et Agasiacae Lucii filiae Luciliae uxori.* Der untere Theil enthält wieder zwei Büsten, eine männliche und weibliche, die, weil in der Inschrift nur von zwei Personen, Mann und Frau, die Rede ist, als blosse Wiederholung der im obern Theile befindlichen zu betrachten sind; solche Wiederholungen kommen auch auf andern Büstencippen vor, man sehe z. B. Mus. Lugd. Bat. Inscr. Grr. et Latt. p. 34. Tab. VI. 2. Ein *Ingenuus*, jedoch mit dem Vornamen *Simplius*, kömmt noch einmal in hiesigen Landen vor, nemlich auf dem Piedestal des *Mercurius Biausus* in der *Guyot*'schen Sammlung zu Nimwegen; siehe diese Jahrbb. VII. S. 57 58. Fundort Utrecht, in einem Garten bei der maliebaan, im Jahre 1740.

2. Sammlung der Societät für Künste und Wissenschaften.

Dass vor wenigen Jahren die Direction benannter Societät sich entschloss, eine Alterthumssammlung anzulegen, war ein zeitgemässer und einer so wissenschaftlich-thätigen Societät würdiger Gedanke. Derselbe wurde besonders durch die Bemühungen der Directions-Mitglieder Prof. *van Gondoever* und Dr. *van Beek*, so wie durch Dr. *Dorn seiffen*, zur Reife und zur Ausführung gebracht; veranlasst aber durch die vielen, damals wieder, wie auch jetzt noch, gefundenen römischen Alterthümer in dem nahe gelegenen Vechten, einem Gehöfte des Dorfes Burnik; denn es stand zu befürchten, dass die fast täglich dort gefundenen Alterthumsreste, wenn sie nicht durch ermuthigende Ankäufe erworben und aufgehoben würden, zu sehr zerstreut und für Wissenschaft und Kunst verloren gehen

würden. Da die wichtigsten Anticaglien der Sammlung benannter Societät aus jenem Fundorte herrühren, und derselbe vom 16. Jahrhunderte ab immerfort römische Alterthümer dargeboten hat, und da auch jetzt noch die Localität deutlich anzeigt, dass im Schoosse der Erde noch grosse Reste verborgen liegen müssen, darf ich nicht unterlassen vorher einen flüchtigen Blick auf jene Localität und das früher Gefundene zu werfen.

Der Ort, wo in Vechten seit 3 Jahrhunderten Alterthümer aufgefunden wurden, liegt $^5/_4$ Stunden oberhalb Utrecht, am Ufer des alten Rheines und an dem grossen Fahrwege von Utrecht nach Wyk by Durnstede. Sein specieller Name ist Wiltenburg, auch einfach de burg, und ein Stück östlich davon gelegenes Vorland heisst voorburg. Es ist fruchtbares und hochliegendes Ackerland von ovaler Form und einem Flächeninhalte von 53 rheinl. Morgen, das sich 8 Fuss über dem Wasserspiegel erhebt. Zur Zeit wenn die Saat vom Felde oder das Land neu gepflügt ist, kann man sich hier (wie es mir gelungen) mit leichter Mühe und in wenigen Minuten eine Masse römischer Scherben, besonders auch von terra sigillata, sammeln. Auf der kürzlich von mir und meinem Collegen herausgegebenen Kaart van de in Nederland etc. gevondene Oudtheden (Leyden 1845) ist der Ort, mit allen naheliegenden Fundorten von Alterthümern, verzeichnet, und in dem dabei gehörigen Texte sind von Vechten die Schriftsteller angeführt, bei denen man über die früheren Aufgrabungen und Entdeckungen daselbst genaue Auskunft erhalten kann; wir heben daraus besonders hervor die schon angeführte Abhandlung von Prof. *Saxe* und *J. Scheltema,* Genhied- en letterkundig Mengelwerk IV. D. II. St. S. 321 u. f.

Von den früher gefundenen Denkmälern sind wohl diese die bedeutendsten:

1) Zwei marmorne Statuen, die sich ehemals in der Sammlung des Prof. *Graevius* in Utrecht befunden haben sollen, deren jetziger Aufbewahrungsplatz aber unbekannt ist; *Scheltema* l. c. S. 340.

2) Ziegel mit den Inschriften: a) LEG XXIII· [P]RI*migenia; Saxe* l. c. b) LEG XXX; *Saxe* l. c. c) COH. I FID*elium; Saxe* l. c. d) EX· GERM· INF; *Saxe* l. c. e) PVB*lius* REN*atus* N*umero* M*ilitum* F*rumentariorum* A TEG*ulis; Saxe* l. c. f) IVN*ius* VELL*eius* M*iles* LEG*ionis* X; *Saxe* l. c.

3) Grosse Ara von Kalkstein mit der Inschrift: IOVI O*ptimo* M*aximo* SVMMO || EXSVPERANTISSIMO · SOLI· INVICTO· APOLLINI· || LVNAE· FORTVNAE· || MARTI· VICTORIAE· PACI || C*aius* ANTISTIVS· ADVENTVS || [LE]G*atus* AVG*usti* PR*o* PR*aetore* DAT· Dieselbe kam aus der Sammlung des *Graevius* in die Papenbrock'sche und mit dieser in das Museum zu Leyden; S. Mus. Lugd. Bat. Inscr. Grr. et Latt. p. 85. cf. Tab. XIII. 2.

4) Scheibe einer Handmühle von Tufstein, um deren Rand sich in 3 Zoll grossen Buchstaben die merkwürdige Inschrift befindet: CERERI ALVM· OPT· MAX· S *Cereri alumnae optimae maximae Sacrum.* Dieselbe wurde auf der voorburg, einem Acker der Baronesse *van Tuyl van Servoskerken,* aufgegraben, wo ich sie im Jahre 1837 sah und die Inschrift abschrieb; noch heutzutage soll dieselbe in einem Baumgarten daselbst aufgestellt und zu sehen sein. An der Echtheit ist nicht im mindesten zu zweifeln, wie fremd und ganz einzig auch die Titulatur der *Ceres* sein mag. *Orelli* hält, Coll. Inscr. Latt. n. 1496. den angeblich zu Brixen gefundenen Votivstein: *Cereri || matri || maximae || frugiferae || Quintus Gemellus V. S. L. M.* (aus *Fabrett.* p. 493. 181.) für unecht; wie es scheint des Titels *matri maximae* wegen. Dieser Zweifelsgrund

fällt jetzt weg, da wir wissen, dass der *Ceres* als mater sogar der ganze Titel des *Jupiter*, nemlich der *optima maxima*, gegeben wurde.

5) Grabstein von Kalkstein, dessen oberer Theil in Relief den Verstorbenen vorstellt, liegend auf dem Bette mit dem Todtenmale vor sich, indem ein Sclave an seinem Kopfende und ein anderer zu seinen Füssen steht. Darunter die Inschrift: D*is* M*anibus* VALENTI || BITITRALI || [V]ET*erano* EX N*umero* ALAEI || [TR]ACHVM H*aeres* F*aciendum* C*uravit.* Auch dieser Stein kam aus der Sammlung des Prof. *Graevius* in die Papenbrock'sche und mit dieser in das Museum zu Leyden; S. meine Mus. Lugd. Bat. Inscr. Grr. et Latt. p. 109, cf. Tab. XXI. 2. —

Vor dem Jahre 1829 waren zu Vechten auf öffentliche, d. h. Regierungs-Veranlassung keine Ausgrabungen vorgenommen. Damals aber wurde vom Gouverneur der Provinz eine Commission ernannt zur Nachforschung der römischen Alterthümer der Provinz, welche bestand aus den Herren Dr. *Scheltema*, Prof. *van Heusde*, Dr. *van Asch van Wyk*. Prof. *van Goudoever*, Dr. *Dorn Seiffen*, und als Secretair Dr. *Nahuys*. Diese Commission liess zu Vechten anfänglich mit glücklichem Erfolge Ausgrabungen veranstalten. Man fand u. A. den Theil einer Römerstrasse, eine hölzerne römische Brücke und viele Anticaglien, welche jetzt den grössten Theil der Provinzialsammlung zu Utrecht ausmachen, und worüber wir später hoffen referieren zu können. Dies mag um so erwünschter erscheinen, weil von Seiten der damaligen Commission die, mit Ausnahme des Hrn. Secretärs, jetzt verstorben, abgetreten oder verändert ist, über diese Sammlung noch nichts öffentlich bekannt gemacht wurde, obwohl dazu vor mehr als 10 Jahren die Aussicht gegeben wurde; siehe meinen Bericht in den Neuen Mittheilungen des Thüring. Sächs. Vereins, II B. H. 2 S. 352.

In der Sammlung der Societät für Künste und Wissenschaften befinden sich 1) die folgenden zu Vechten gefundenen Alterthümer.

Statuen und Reliefs.

a) Von gebrannter Erde. Statuen und Reliefs derselben.

1. Sitzende *Cybele* mit der Mauerkrone geschmückt, die Linke auf dem Kopfe des Löwen haltend; hoch 0. 16.

2. *Pallas,* den Speer in der Rechten, mit der Linken den Schild auf dem Boden haltend; der Mantel fällt über der linken Schulter herunter, und die Brust schmückt der *Medusa*-Kopf. Der Kopf fehlt; hoch 0. 17.

3. *Venus,* die Rechte vor der rechten Brust und mit der Linken den heruntergefallenen Mantel vor der Scham aufhaltend; der Kopf fehlt; hoch 0. 135.

4. *Venus,* die Rechte vor der Scham, die Linke gegen die linke Brust haltend (?); der obere Theil fehlt.

5. Unterer Theil einer *Venus,* wie es scheint.

6. Unterer Theil einer Mantelfigur.

7. Nacktes Kind, in der Linken eine Kugel haltend, worauf es mit den beiden Vorfingern der Rechten zeigt; vermuthlich ein Christuskind mit der Weltkugel.

NB. Solche Bildchen finden sich oft bei römischen Sachen, sind aber oft einer sehr späten Zeit zuzuschreiben.

8. Kopf des *Mercur* (?).

9. Kopf eines *Satyrs;* hoch 0. 08.

10. Verstümmeltes Köpfchen, vielleicht mit einem Kranze geschmückt.

11—12. Bartlose Köpfchen, eins mit einem Helme, vielleicht von *Pallas.*

13. Weibliches mit einem Diademe geschmücktes Köpfchen.

14. Ein rechter Vorderarm, dessen 2 Vorfinger ausgestreckt sind.

15. Vordertheil eines Bockes.

16. Vordertheil eines Löwen.

Reliefs. 17. Kopf einer Frau mit dreifachem polosartigen Haargewinde geschmückt.

18—19. Weibliche Köpfchen.

20. Rechte Seite einer Maske; über dem Auge, vor der Stirne, befindet sich ein Hahn, sich bückend vor einer auf einem Schilde angebrachten Büste des *Mercur* (?) hoch 0. 17.

21. Fragmente einer schönen, mit köstlichem Diadem geschmückten, Maske, in natürlicher Grösse.

22. Oberer Theil einer runden Nische, deren Fronton wie eine Muschel geformt ist; hoch 0. 07.

b) Von Bronze. 23. *Pallas;* es fehlen: der Speer in der emporgehobenen Rechten und der Schild in der niedergebogenen Linken; hoch 0. 0 65.

24. Arm, welcher bis auf die Hand mit einer verzierten achteckigen Bekleidung geschmückt ist, und dessen Hand zwischen dem Vorderfinger und dem Daumen eine runde Frucht hält; lang 0. 06.

25. Zwei Medusa-Köpfchen, in Relief.

c) Von Blei. 26. Ein Menschen-Köpfchen.

d) Von Stein. 27. Vorderarm von Sandstein.

Kleidung und Schmuck.

28. Fünfundzwanzig beinerne, zwei silberne und ungefähr fünfzig bronzene Haarnadeln; den Knopf einer beinernen und einer silbernen bildet ein weiblicher Kopf *(Venus?);* eine andere beinerne und die andere silberne hat zum Knopfe eine apfelhaltende Hand (*der Venus?*); die Knöpfe zweier beinernen sind Vögel, vermuthlich die der *Venus* geheiligten Tauben.

29. Hundertfünzig Korallen, von gebrannter Erde, Glas, Paste und Stein; rund, oval, cylindrisch und sechseckig von Form, und gelb, braun, grün, blau und schwarz von Farbe; einige derselben sind mit colorierten Augen, Cirkeln, Kränzchen u. s. f. verzirt.

30. Ein Hals- (oder Hand)ring von Bronze, mit einigen darangehängten kleinern Ringen; selten.

31. Durchbohrter Eberzahn, als Amulet, oder Zierrath eines Halsringes.

32. Zwei durchbohrte Scheibchen von der Krone eines Hirschgeweihes; Brustschmuck oder Heftel, wie es scheint.

33. Mehr als hundert Fibeln von Bronze, die meisten noch elastisch und mit Nadeln versehen.

34. Zwanzig Spangen-Fragmente von Bronze.

35. Verschiedene Handringe und Fragmente derselben.

36. Ungefähr vierzig Finger- Ohr- und andere Ringe.

37. Sechsunddreissig vertieft geschnittene Gemmen und antike Pasten, nemlich [1]): I. Nicolo. *Jupiter,* in der Rechten den Blitz (?), in der Linken den Speer (?), vor seinen Füssen der Adler, wie es scheint. II. Nicolo. *Jupiter,* wie es scheint, wie I; Daktyliothek n. 9, wo ich darin eine *Ceres* vermuthet habe. III. Nicolo. Ein Seepferd; Daktyl. n. 4. IV. Cornalin-Achat. *Minerva-victrix* Daktyl. n. 16. V. Kornalin-Achat. *Minerva-Polias*; Daktyl. n. 17. VI. Paste wie Nicolo. *Venus-Anadyomene;* Daktyl. n. 28. VII. Grüner Jaspis. *Diana,* in der Linken den Bogen, mit der Rechten den Speer unter dem Arme haltend. VIII. Amethistähnlicher Quarz. *Mercur;* Daktyl. n. 44. IX. Onyx. Geflügelter Fuss des *Mercur;* Daktyl. n. 46. X. Rother Jaspis. Sitzender *Satyr;* Daktyl. n. 50. XI. Nicolo. Bonus Eventus; Daktyl. n. 66. XII. Onyx-Sardonyx. Kopf des *Hercules;* Daktyl. n. 73. XIII. Grüner Jaspis. Greif; Daktyl. n. 77. XIV. Hellblaue Paste.

---

*) Die in meiner Daktyliothek schon beschriebenen, werden hier nur den Namen nach angeführt, unter Zuziehung der Stelle wo sie beschrieben sind; die anderen, erst später entdeckten, werden nur kurz berührt, weil ich darauf ausführlicher zurückzukommen habe, in dem ersten Supplemente genannter Daktyliothek.

Diomedes, neben einem bekränzten Altar, im linken Arme das Palladium, mit der rechten Hand das gezückte Schwert emporhaltend; Daktyl. n. 20, wo ich fehlerhaft *Mars* darin gesehen. XV. Kornalin-Achat. Liegender Held; Daktyl. n. 114. XVI. Kornalin-Achat. Schwerbewaffneter. Daktyl. n. 111. XVII. Kornalin-Achat. Nackter Jüngling mit der Rechten den Speer, mit der Linken den Schild auf dem Boden haltend. XVIII. Paste wie Nicolo. Eine auf einem Stuhle sitzende Person, die einem vor ihr stehenden Knaben Unterricht zu ertheilen scheint. XIX. Paste wie Nicolo. Sitzender Bildhauer (?). Daktyl. n. 121. XX. Nicolo. Ein Fuhrmann; Daktyl. n. 79. XXI. Onyx. Ein Seiltänzer; Daktyl. n. 125. XXII. Paste wie Nicolo. Eine stehende Person; sehr undeutlich. XXIII. Kornalin-Achat. Kopf eines Philosophen mit einem Lorbeerkranze umwunden. XXIV. Kornalin-Achat. Männlicher, mit einem Lorbeerkranze umwundener, Kopf. XXV. Grüner Jaspis. Männlicher, mit einer Stralenkrone geschmückter Kopf. XXVI. Kornalin-Achat. Weibliches Brustbild, *Diana* (?), verdächtig. XXVII. Rother Jaspis. Weibliches Brustbild. *Faustina Junior* (?). XXVIII. Kornalin-Achat. Brustbild einer Jungfrau; Daktyl. n. 103. XXIX. Rother Jaspis. Brustbild einer Jungfrau. XXX. Lapis lazuli. Brustbild. XXXI. Grüner Jaspis. Brustbild. Verdächtig. XXXII. Hell-Paste. Stossender Ochse. XXXIII. Rother Jaspis. Stehender Hirsch; Daktyl. n. 137. XXXIV. Kornalin-Achat. Taube mit einem Oel- oder Lorbeerzweige im Schnabel. XXXV. Rother Jaspis. Zwei Delphine u. s. f.; Daktyl. n. 151. XXXVI. Nicolo. Teller, worauf ein Fisch liegt; Daktyl. n. 153, wo ich fehlerhaft darin eine Auster sah.

38. Mehr als hundert runde Spielmarken, oder Gürtelverzierungen oder Stimmbohnen (S. diese Jahrbb. VII. S. 65.), von Glas und Paste; weiss, gelb, braun, grün, blau und schwarz von Farbe.

39. Fünf Räucherbüchschen von Bronze und Bein. In einem bronzenem ist mit einem Stempel BANNA (?) eingeschlagen.

Hausgeräthe.

40. Vier eiserne Messer, 3 mit beinernen Heften.

41. Schleifsteine von Sandstein oder Schiefer.

42. Ungefähr dreissig Gewichte zum Wägen, von Stein, Blei, Eisen und Bronze, verschiedener Form und Grösse; einige derselben sind besonders merkwürdig wegen der darauf eingekratzten und mit Kupfer eingelegten Zahlen oder Marken.

43. Drei Gewichte zum Anhängen, von gebrannter Erde; zwei derselben sind viereckig und oben durchbohrt; eins kugelförmig, mit einem Loch durch die Mitte. Durchschnitt 0. 115 bis 0. 135.

44. Ueber sechzig Lämpchen, unter denen eins von Bronze und eins von Blei, die übrigen von gebrannter Erde; von letzteren sind 22 Stück oben ganz offen, indem eins derselben noch in der Form von Thon, worin es gebildet wurde, befestiget ist. Eins ist oben mit einem *Medusa*-Kopfe verziert, und einige tragen auf dem Boden die eingeprägten Töpferstempel: ATTILIVSF, FORTIS, MARTIVSF, und STROBILI· —

45. Mehr als 150, theils fragmentarische, Schüsseln, Töpfe, Krüge, nebst vielen Fragmenten, als: I. Von gebrannter Erde.

A. *Von terra sigillata.*

Mit Reliefs. 1. Acht tiefe Schalen, worauf sich folgende Bildwerke befinden: a) *Apollo*, die Linke an der Leier, welche auf dem Boden steht, die Rechte in Ruhe über den Kopf; b) Bacchantinnen und Satyre; c) Fechter, worunter ein retiarius; d) Vögel; e) Vasen; f) Blumen und Laubgewinde. Alles fragmentarisch.

2. Zwei Schälchen, deren Ränder mit Akanthusblättern geschmückt sind.

3. Viele Fragmente von Schalen u. s. f. mit den folgenden Bildwerken: I. Götter und Heroën. a) *Apollo* mit der Leier; b) *Diana,* die Hirschkuh bei den Vorderfüssen haltend, und *Diana* den Bogen abschiessend; c) *Vulcanus* mit dem Hammer (selten); d) Liegende *Venus* und *Endymion* oder mit *Mars* oder mit einem Anderen (selten); e) *Amor* auf einem Löwen reitend, indem er die Hand nach einer Person ausstreckt; derselbe, mit einem *Satyr,* in der Weinlese beschäftigt; zwei spielende *Amoren; Amor,* der mit einem fächerähnlichen Instrumente einen vor ihm stehenden Mann, welcher nur mit einem fliegenden Mantel bekleidet ist, bedroht; f) *Victoria,* einen Kranz haltend; dieselbe mit einem Palmzweige in der einen, und einem Kranze in der andern Hand; g) Sitzender *Hercules* (?). II. Menschen, in verschiedenen Beziehungen. a) Fechter, z. B. Faustfechter, Thierfechter; b) häusliches Leben, z. B. eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme; c) Spiele, als: Rennwagen, Musik; d) erotisch-päderastische Vorstellungen. III. Brustbilder (Büsten); IV. Vierfüssige Thiere und Löwenköpfe; V. Blumen und Laubgewinde.

Obige Vorstellungen haben sich mir bei einer flüchtigen Musterung der Fragmente von terra sigillata ergeben; da ich die beim ersten Anblick undeutlichen bei Seite legte, ist anzunehmen, dass sich bei genauerer Untersuchung die Zahl dieser Vorstellungen vermehren würde.

Ohne Reliefs. 4. Dreissig Schüsseln, ein Teller und eine kleine Bewahrvase; mit wenigen Ausnahmen sind alle zerbrochen, oder defect; ihr Durchschnitt ist 0.165 bis 0. 275, und auf dem Boden derselben finden sich folgende Töpfernamen eingeprägt:

BITVRIXF, BOTDVSF, OFCALVI, CALVINI, CA-

NAIM*anu*, CASSIVSF, O· CIROI⋚, CIRRVSF, OF COTTO, OF CRES⋚ IV⋚ OM∧N⋚, OF LIAE⋚VS, LIPVCAF, LOSSA, LVCIVS, MEMORISM, RVC/V (*Rucatus*), SECVMDN, TARRA, VENICARVS, OF VITA, VOCARAF, VRBANVSF.

5. Bruchstücke einer colossalen Schale, inwendig durch einen Anwurf von Kieselfragmenten rauh gemacht; ursprünglicher Durchschnitt vielleicht 0. 37.

6. Ungefähr 40 tiefe Schälchen, mit wenigen Ausnahmen defect, und inwendig mit folgenden Töpfernamen versehen: ABILVSF, BVCCVS, CATVSF, (bei diesem ist an der Aussenseite eingekratzt TVRILLONIS, S. die Tafel n. 7; vermuthlich der Name des Besitzers), CINTVC-IVATVS, FESTVS, MART, MERCA·

7. Sehr viele Fragmente von Schüsseln, Tellern u. s. f., worauf sich folgende Töpfernamen eingeprägt finden:

AGOMARVS, ALBVSFE, AMABILIS, ANISATVSF, ANNIA OF, APERF, OF AQVITAN, ATEI (?), AVRELVS[FE], OBARDO, OF BASSI· CO, OF BASSCOEI, BASSI, BELLICI, BELLICV⋚O, BIGA· FEC, BIIINRONI, BIRRANT[VS], BOVDVSF, LBRI || NNI, BRITVS, BVCCIVSFE, BVCCVS, BVCCVSF, CAE LINIM, CAIVS ET GAI[VS], OF CALVI, CASSIVSF, CAST, CATO, CATVSF, CAVIAF (?), CELSINVS, OF CN· CEL, OF CENT, CEN: CIO, CENSORINF, CILSINVSF, CINTVCNATVS, CORILSO, COSTIVS, OF CRES, CRESTIO, OF CRESTI, CRIVNAF, CVPITVS, CVRNVS, OF LCVRRIL⋚, DISETVS, ELLENIVS, EMICF, EPAI⋚ ⋚AF, ERON, OF FABI (?), [F]ABI⋚, FELICIS, FRICIM, OF RON, FRONTINI, OFRONTNI, GAIVSF, GENITOR, GERMANIO, GERMANI, OF· GER, OF· FL· GER, OFF GE, GIAMATF, GRANIC⋚, HAVCCA VIF (?), OIMI, OF IM CCM, IIMTI, OF IVCVN, IVSTINI, IVSTVS, LATINV[S], LENTVLI, LI-

[T]VCA, LICIA, LOCIRNI, LVCANVS, LVCIVSF, MACCONO, MACROF (?), MAGNVSF, OF MAIVGI, MARCE⋚⋚, MARINI, MARINVS, MARTIAFE, MARTIALFE, MATATTF (?), MEMORISM, OF MERC, MERCA, METTIM, MICCIO[F], MICCIFEC, MII[L]ISSVS, OF MO, OF MOD, MOM, OMOM, MONTAN, MONTANI, OF MONTO, MOXSIVSF, NASSOF, NASS· O: I· S· F (*Sassois* fecit), CNATI (Sive GNATI), NEBBICI, NEBB[I]CF, NEOVRES, OF N*i*GR*i*, NISTVS FE, NISTVSA, NISTVSAF, NON, PAESIO (sive PAESTO), PATFRNIO, PATRIC, PATRICVS, PERRIMO, OPIRN, OF PONTI, PRIDIANI, OF PRIMN, OF PRIM, OF PRIMI, PRIMITIVS, PRIMVS,PRISCINIM, QVINTI, RE⋚MACC⋚⋚, OF· ROMIIN, RVFINI, T· RVFIN, OF· RVF*i*NI, C· RVCARO, SABINVS, CSACRI SATTOF, SCOTTIM, L· ƎTR· SECV, SECVND, SECVNDI, SECVNDNIM, OF SEVER, SEVERI, OF SEXCN, SILVINI M, SILVINOF, SVCESVSF, SVLPICI, TETIF, TOCCAF, VAXII, VENICARV, VERANVSF, VƎRECVNDV (*Verecundus*), OF VIN⋚⋚, OF LCVIRIL, OF· VITA, OF VITAL, OF VITALIS, VITALIS· — Ausserdem noch viele fragmentarischen, die ich bei Durchmusterung nicht mit Bestimmtheit ergänzen konnte, welche aber bei einer etwaigen Herausgabe der Utrechter Sammlungen nicht unberücksichtiget bleiben dürften. —

Auf einigen der angeführten Scherben finden sich auch noch Namen und Zahlen eingeritzt, als die Erde schon gebrannt war; die Namen deuten höchst wahrscheinlich die Besitzer an. Dies sind solche aus freier Hand geschriebene Namen (die Anzahl derselben mag jetzt wohl so gross sein, dass sie eine eigene Classe von Inschriften bilden können), welche besonders für die lateinische Paläographie von Wichtigkeit sein müssen, weil die Schrift sich zuweilen der Cursive nähert. Ich habe sie deshalb auf einer

beigelegten Tafel (Taf I.) genau verzeichnet; sie heissen: AVD, FIRMVS FIRMI *et Caji* VERI, QVINTILIA[NI], SIMLS (*Similis*), SVMMI, TVRILLONIS, + VICTII-ATI (vermuthlich christlich, des + wegen), VIIRIICVNDI (*Verecundi*); und die Zahlen: XIV, X, X, XXV. — Merkwürdig sind die christlichen Symbole n. 9, ein Palmzweig und ein Herz, welches einem Kreuze (denn dafür sind wohl die beiden Striche über demselben zu halten) angehängt ist; sie könnten vielleicht erklärt werden „die Liebe zu dem Gekreuzigten siegt".

In Bezug auf die obenangeführten Töpfernamen ist besonders der Stempel OF BASSI· CO als merkwürdig hervorzuheben; denn weil das CO keine andere Erklärung als Consulis zulässt, ergibt sich hieraus, dass selbst Consuln sich nicht schämten Fabriken von feinem Töpfergeschirr zu haben, welche also wohl sehr einträglich waren. Welcher Bassus hier aber gemeint sei, ist unsicher, weil die Fasten uns deren vier nennen, nemlich in den Jahren 211, 258—259, 289 und 408 nach Christus.

B. *Von gewöhnlicher Erde.*

8. Zwölf Opferschalen, von denen aber nur zwei vollständig; Durchschnitt 0. 175 bis 0. 34. 9. Neun Teller und Schüsselchen; Durchschnitt von 0. 11 bis 0. 25. 10. Ungefähr achtzig Bewahrvasen, sogenannte Urnen, theils mit Henkeln; eine mit einem angefärbten Menschengesichte, und eine mit drei Füssen (diese vielleicht mittelalterlich), ungefähr die Hälfte derselben sind Knochenbehälter. 11. Zehn Schmelztöpfchen, von einem Gold- und Silberschmiede oder Münzer. 12. Fünfzehn Deckel, darunter ein seltener mit Henkel und roher Verzierung. 13. Drei Amphoren; die Spitze der einen ist abgeschliffen; hoch 0. 80. 14. Einige Obertheile und Henkel von Amphoren; auf den Ohren befinden sich folgende Namen und Buchstaben eingeprägt: [MA]XIM[I] (?), OCCO (?), PORPARCV, SA-

XIF (?), VIRCIRI, VIRG, VRSI, G· A· F, T· A· M, L· P· M· S, und folgende eingeritzt, als die Erde schon gebrannt war: LEN, VIII, XII, XIII· 15. Neun Krüglein von weissem Thon, einige mit einem Henkel. 16. Fünf Kannen von grauer Erde, eine mit einem thönernen Pfropfen. 18. Fünf Kelche von weissem Thon; der grösste ist 0. 10 hoch. 18. Drei Salzfässchen von weissem Thon.

II. Von Glas. Fragmente von Schaalen, Schälchen, Flaschen und Fläschchen von grünem Glase.

III. Von Bronze. Ein Töpfchen von 0. 05 Durchschnitt.

46. Ueber dreissig Henkel von Bronze und eins von Bein, vermuthlich von Toiletkistchen.

47. Vier Pfoten von Bronze als Untersätze, in der Form eines auf den Hinterfüssen stehenden Löwen oder Panthers, eines Delphins und von Hirsch- u. Löwenklauen. Gute Arbeit.

48. Zehn Schellen von Bronze, und eine von Eisen, runder und viereckiger Form.

49. Zwölf Schlüssel und Fragmente derselben, von Bronze und Eisen; lang 0. 03 bis 0. 23.

Weibliche Geſchäfts-Inſtrumente.

50. Eilf Nadeln zum Einreihen und Nähen, von Bronze und Bein.

51. Vier Nadeln zum Knöpfen, von Bronze und Eisen.

52. Sechsundzwanzig Stecknadeln, von Bronze.

Männliche Geſchäfts-Inſtrumente.

I. Waffen.

53. Zwanzig Kugeln von gebranntem Thon, Kalk- und Sandstein, Durchschnitt 0. 015 bis 0. 09, vermuthlich Schleuderkugeln; zu vergleichen meine Abhandlung: Over oude Werptuigen — te Katwyk, im 3ten Theile der Bydingen vur vaderl. Geschiedenis etc. von *I. A. Nyhoff.*

54. Neunzehn Eicheln von gebranntem Thon und eine von Jaspis, in der Form von glandes missiles; lang 0. 023 bis 0. 08. Bestimmung unbekannt.

55. Drei Doppelkegel von gebranntem Thon, vielleicht auch zum Schleudern bestimmt; lang 0. 04 bis 0. 10.

II. Schmied- und Zimmermannsgeräthe.

56. Fünfzig kupferne und dreissig eiserne Nägel und Nägelchen.

57. Fünf kupferne Charniere.

58. Fünf kupferne herzförmige Beschläge.

III. Chirurgische Instrumente.

59. Eilf bronzene Sondiernadeln, am Ende mit einer platten Spadel, und vier bronzene Sondiernadeln, an der Seite mit einem schmalen Löffel.

60. Eilf bronzene Löffelchen und ein beinernes, rund und oval von Form.

61. Eilf bronzene Spadel um Salbe aufzustreichen.

62. Zehn bronzene Wund-Zänglein, darunter vielleicht auch Haarzangen.

Schreibzeug.

63. Drei und zwanzig stili, 13 von Bronze und 10 von Eisen.

64. Vier runde Büchschen, wie hohle Pfeifen, vermuthlich zum Aufbewahren des stilus.

Spielzeug.

65. Sechs und dreissig latrunculi, nämlich 33 von Bein, (Durchschnitt 0. 017 bis 0. 03) zwei von gebranntem Thon (Durchschnitt 0. 04 bis 0. 055) und vier von Bronze (Durchschnitt 0. 037).

66. Acht beinerne Würfel; Durchschnitt 0.008, 0.009, 0. 01, 0.011, 0.013, 0.015, 0.017 und 0.02. Auf jeder Seite befindet sich eine kreisförmig eingeritzte, punktierte Nummer von 1 bis 6, nämlich ⚀, ⚁, ⚂, ⚃, ⚄, ⚅. Der grösste dieser Würfel ist besonders merkwürdig, weil er augenscheinlich von einem falschen Spieler herrührt: nämlich er ist in der Mitte, zwischen den einander gegenübergesetzten Zahlen ⚂ und ⚄, rund ausgebohrt, die runde Oeffnung

aber wieder mit einer dünnen Platte von Bein zugemacht; hierdurch sowohl als durch seine unregelmässigere Form fällt beim Wurfe die Seite worauf steht, leichter oben als die anderen. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines anderen ganz einzigen Würfels zu erwähnen, der ebenfalls zu Vechten ausgegraben wurde, sich aber in der **Provinzialsammlung** von Alterthümern in Utrecht befindet, somit noch nicht öffentlich zu sehen ist. Dieser hat zwar dieselbe Cubusform als die vorbenannten, ist jedoch von rothem gebranntem Thon, hat einen Durchschnitt von nicht weniger als $7\frac{1}{4}$ Zoll (Niederl.), und die sechs runden Nummern auf jeder Seite sind nicht wie bei den beinernen mit einem Zirkel eingeritzt, sondern mit einem Hohlbohrer so tief ausgebohrt, dass das Innere des Würfels zum Theile hohl ist. Solche Monster-Würfel konnten im offenen Felde, auf Wiesen, selbst auf ganz unebenen Fluren und bei schlechter Witterung noch gebraucht werden und waren in so ferne für die Spielsucht der römischen Soldaten von immerwährendem Nutzen, während die kleinen beinernen nur in Stuben, auf einem Brette, oder auf ganz ebenen Fluren angewendet werden konnten. — Aus der vollkommnen Gleichheit der römischen Würfel mit unsern heutigen ergibt sich unabweislich, dass wir dies Spiel, wie so manches Andere, von den Römern erhalten haben.

Münzen.

Es sind deren eine bedeutende Anzahl. Herr Cand. liter. *I. Tideman*, jetziger Aufseher dieser Societätssammlung, ist damit beschäftiget, einen ausführlichen Catalog anzufertigen, der vermuthlich zur Zeit ans Licht kommen wird. Sie erstrecken sich über die Periode von den Zeiten der Republik bis auf Valentinian; man findet darunter Consulardenare von der gens Accia, Accolacia, Aemilia, Antonia, Cassia (?), Cornelia, Iunia, Tituria, mehr als 300 Kaisermünzen von Gold, Silber (ungefähr 70 Denare) und Bronze,

von Augustus bis Valentinianus iun. Als ausgezeichnet sind ein goldner **Nero** und **Valentinian** zu bemerken, und ein bronzener **Caligula** erster Grösse **ob cives servatos.**

II. Alterthümer, welche an andern Orten in den Niederlanden ausgegraben wurden [1].

Celtisches und Germanisches.

Aus der Provinz Drenthe.

***67.** Ein Hammer von Dioritstein mit einem Loche in der Mitte.

***68.** Zwei Urnen nebst einigen Fragmenten.

***69.** Ein gelb-kupferner Handring.

***70.** Fünf Korallen von Glas und Paste.

Aus der Provinz Utrecht, von Wyk by Durstede.

Germanisches.

***71.** Ein dreieckiges Amulet von Sandstein, wie es scheint, an einer Ecke mit einer kleinen Oeffnung zum Aufhängen; die Seiten sind lang 0. 045 bis 0. 065.

***72.** Grosse und kleine Wirbel, wie in meinen **Oudheidkundige Mededeelingen**, Th. I—III. Tafel.

***73.** Brettsteinchen von Bein.

***74.** Beinerne Messerhefte und Stockknöpfe.

***75.** Schlüssel von Bronze und Eisen.

***76.** Ein Kelch von grünem Glase, woran der Fuss fehlt; seine Form ist sehr elegant, wie eine umgekehrte Campanula, aus deren Mitte noch ein geschlossener Kelch mit auswärts umgebogenem Rande hervorspriesst. Breite am Rande, wie die Höhe, 0. 095.

***77.** Eine grosse eiserne Lanzenspitze.

Diese bei **Wyk** gefundenen Gegenstände, von Nro. 71—77, sind, auf Grund der im 2ten Stück meiner **Oud-**

---

1) Alle nicht mit einem * bezeichneten Nummern rühren aus meiner ehemaligen Sammlung her, welche ich dieser Societät überlassen habe.

heidk. Mededeelingen dargelegten Forschungen, grösstentheils dem carolingischen Zeitalter zuzuschreiben.

Römisches.

*78. Zwei Denare von M. Iul. Philippus senior und einer von Valens.

Aus der Provinz Gelderland.

79. Aus Holledoorn, bei Nimwegen. Ziegel und Fragmente derselben, einige mit den Inschriften: [EX]GER INF, LEG XXX, LEG XXXVV, und vielleicht der Legio X.

80. Aus Monferland. Fragment eines röm. Ziegels, mit einer undeutlichen Inschrift, abgebildet im Gelderschen Volksalmanach vom Jahre 1842.

81. Aus Werlerfoort. Eine graue röm. Urne.

82. Aus Gent, unweit Nimwegen. Eine schöne grüne römische Flasche von viereckiger Form.

83. Aus Angeren. Eine bronzene röm. Fibula.

III. Alterthümer, welche außerhalb des Königreichs der Niederlande ausgegraben wurden.

Aus Dänemark.

*84. Drei Keile von Feuerstein und eine feuersteinerne Lanzenspitze.

Aus Preussen.

Celtisches und Germanisches.

85. Zwei Frameen von Jaspis, und eine von Serpentin. S. meine Gedenkteek. Pl. I. 1—3.

86. Pfeilspitze von Feuerstein, gefunden in einem Grabhügel im Reichswalde, nebst verbrannten Menschenknochen, einer oblongen Marmorplatte, Fragmenten eines rohen Topfes von Thon und einem Fragmente eines Metallspiegels.

87. Aus Louisendorf. Zwei Frameen von Jaspis.

88. Zwei Urnen; Gedenkteek. Pl. XVI. 1—5.

89. Aus Kalbeck. Vier und vierzig Todtenurnen, theilweise fragmentarisch, ursprünglich alle mit verbrannten

Menschenknochen gefüllt und zum Theil abgebildet in meinen Gedenkteek. Pl. II. 10, 14, 17, 23, 30, 35, und Grafheuvelen der Oude Germanen etc. Arnhem 1833. Pl. I. 1, 7 und 8.

90. Haarnadeln, Fibeln, Ringe, eine Zange u. s. f. von Bronze; Gedenkteek. II. 2—6, 9, und Grafheuvelen Pl. II.; und ein eiserner Ring; Grafheuv. Pl. II. 1.

91. Vom Goch'schen Berge. Urnen; Gedenkteek. III. 1—2.

92. Aus Appeldoorn, bei Calcar. Urnen, ausgegraben auf dem Todtenhügel: Gedenkteek. III. 4.

93. Von Weze. Urnen, ausgegraben auf der Hees.

94. Aus Emmerich. Urne nebst einer Koralle von Paste und einem Spiralringe.

95. Aus Vrasselt. Urne, nebst einer Münze von Constantinus iun.

Römisches.

Aus dem Born'schen Felde bei Calcar.

96. Von Stein. Grabsteine und Fragmente derselben von Kalkstein, mit Inschriften, als:

a) L· CARANTIV[S] ‖ /// /// /// /// F· SENECIO F[RAN] ‖ CVS·EQ·ALAE [NORI]COR·ANNO·XXXX /// /// /// /// ‖ H· [E]· S· (d. i. *hic est situs*). Gedenkteek. Pl. VII.

b) /// /// /// VS DIX
/// /// /// ISSICIVS
/// /// /// OCCONIT
/// [SI]TVS EST
/// /// /// TREBO
[NIA MARIT]O SVO.
Gedenkteek. Pl. VIII. 3.

c) ATII /// /// ///
TIF· M /// ///
ALA· /// /// ///
CASTI /// ///
NAHE[R]EDES
[F] C. —
Gedenkteek. Pl. VIII. 1, wo aber ein drittes Fragment, welches erst später als dazu gehörend entdeckt wurde, nicht abgebildet ist.

d) [DIS M] ANIBVS [CON] ‖ STANT[II] /// ‖ [FAVS] TINVS· Gedenkteek. Pl. VI. 2.

e) ≋ ≋ I C O N I V G I
[SE]CVNDI[NAE]· —
Gedenkteek. Pl. VI. 3.
≋ ≋ ≋ ≋ ≋

f) ≋ ≋ A E
S V A E [A]
DOMI ≋ ≋ ≋
[V] C P R
≋ E [Q]
Gedenkteek Pl. IX. 1.

g) VI ≋ ≋
ANA7 ≋ ≋
DE CV[RIO] A[L]Æ ≋ ≋
[RIO]N[IS] ≋ ≋
LASSAN (?) [M] ≋ ≋

h) ≋ [I]VS || [AL]AE || [NORICOR]VM || ≋ ≋ V || ≋ ≋
[LI] ≋ ≋ || ≋ ≋ ≋ I ≋ ≋ ≋ || SA[P] ≋ ≋

i) [L]A ≋ ≋ || F ≋ ≋ || [A]I ≋ ≋ || ≋ ≋ IX || ≋ ≋ [G] IL ||
≋ ≋ CVNDID ||

k) CO ≋ || ≋ ≋ ITVE ≋ ≋ || ≋ ≋ ≋ XES ≋ ≋

l) ≋ ≋ [T]O || ≋ ≋ O· EQ || ≋ ≋ IT || ≋ ≋ [C]OS

m) ≋ ≋ [LII] ≋ ≋ || ≋ ≋ TIE· ≋ ≋ || ETSI || [BIF· C· (?)]
|| ≋ ≋ [L] ≋ ≋ || ≋ ≋ IVA

n) ≋ ≋ MANA ≋ || ≋ ≋ [S]IB FE || [CIT ET SVIS (?)]
|| ≋ ≋ ≋ || ≋ ≋ SER[V] ≋ ≋ || ≋ ≋ [M]

o) ≋ ≋ TAE || ≋ ≋ H || ≋ ≋ STI XV (*Stipendiorum* XV).

p) ≋ ≋ EST ≋ ≋ q) ≋ Ↄ || ≋ AV ≋ || ≋ VA[I]

r) PI[AE MEMORIAE (?)] ≋ ≋ ≋ ≋ ≋

97. Oberer Theil eines Pilasters von Kalkstein; Gedenkteek. Pl. IX. 2, und ein Schleifstein von Schiefer.

98. Von gebrannter Erde. Zwei dreieckige Gewichte, vermuthlich zum Beschweren eines Fischnetzes; Gedenkteek. Pl. X. 7.

99. Ziegel und Fragmente derselben mit den Inschriften: [EX] GER IN[F], LEG. XX· PR und LEG XXXVV.

100. Schüssel, Urnen und Krüglein; vergl. Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII u. XVIII.

101. Lämpchen.

102. Von Bronze. Weiblicher Kopf und Medusa-(?) Gesicht; Gedenkteek. XII. 3, 4.

103. Acht Ohr- und Fingerringe; Gedenkteek. Pl. XI. 1, 3, 4.

104. Fibeln, Haarnadeln und Fragmente; Gedenkteek. Pl. XI. 5, 6, 10.

105. Büchsförmige Futterale, vermuthlich Theile von Hals- oder Armringen; Gedenkteek. XII. 1, 2.

106. Fragment eines Spiegels, von Stahl.

107. Schlüssel; Gedenkteek. Pl. XI. 7, 8.

108. Stilus und Viertel einer Kugel; Gedenkteek. Pl. XI. 11, und XII. 6.

109. Eine grosse Anzahl silberne und kupferne Münzen von der ersten bis zur spätesten Zeit der Römermacht in hiesigen Landen. Ein Verzeichniss der auf dem Born-'schen Felde gefundenen römischen Münzen, wovon diese einen Theil ausmachen, habe ich der Bibliothek des Thüring-Sächs. Vereins zu Halle zugehen lassen; S. N. Mittheilungen des T. S. Vereins II. 1. S. 143.

110. Auf dem Monterberg. Votivtafel von Bronze mit der Inschrift: ALE VOR || IVLIVS· QVINT || VAGE· VERCV || VO· SOLL· M; Gedenkteek. Pl. XIII. 1, an welcher Stelle aber die von mir gegebene Erklärung verbessert werden muss. Es ist dort das ALE VOR, durch Alae Noricorum fehlerhaft ergänzt; denn auf der Tafel steht deutlich VOR, nicht NOR, und ist also an eine ala Vordensium (wie bei *Orelli* n. 197.) oder dergleichen zu denken. Aber nicht dieser Ala ist durch Iulius Quintus u. s. f. ein Gelübde bezahlt worden, auch nicht einer unbekannten (schwer zu improvisierenden) Göttin Vaga (durch Iulius Quintus von der *Ala Vor*), sondern einem Gotte oder einer Göttin, deren Name auf einer andern, vermuthlich ähnlichen, jedoch verloren gegangenen Tafel gestanden haben muss, und worauf sich auch noch andere Personen-

namen befunden haben werden, wie aus dem *Ale Vor* zu vermuthen; denn dies Determinativ scheint doch wohl einem Militär anzugehören, dessen Name dem *Ale Vor* vorhergegangen. Das VAGE· VERCV scheint einen barbarischen Personalnamen zu involvieren, so wie Iulius Quintus ein guter römischer ist; die Schlussformel lautet: *Votum solverunt merito.* — Die Schrift ist entweder sehr alt oder spät, d. i. aus den Zeiten der Republik oder aus dem IV—V. Jahrhundert.

111. Urnen und Krüglein von gebrannter Erde; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII und XVIII.

112. Lämpchen von gebrannter Erde, eins mit dem eingeschnittenen Namen SERVI.

113. Bronzene Zehe eines Fusses; Gedenkteek. Pl. V. 5.

114. Aus Louisendorf. Von Stein. Grabstein von Kalkstein mit der Inschrift: ERMVI PIA || SACSENA CONIVX· ET || AERES· F· C· — Gedenkteek. Pl. XIV. 1. Das AERES fehlerhaft statt HERES.

115. Grabstein von Kalkstein mit der Inschrift: D· M· RO || HINGE || VET· N̄· F[RANCVS]. — Gedenkteek. Pl. XIV. 2.

116. Von gebrannter Erde. Ziegel mit der Inschrift: LEG XXXVV. — Gedenkteek. p. 140.

117. Wirbel; Durchschnitt 0. 05.

118. Eichel; lang 0. 04.

119. Von Glas. Drei blaue Korallen; Gedenkteek. Pl. XV. 8, 9.

120. Von Bronze etc. Knopf u. s. f. aus einem Grabe; Gedenkteek. Pl. XV. 5—7.

121. Zwei Aexte, eine Sichel und ein Messer.

122. Säbelknopf; Gedenkteek. Pl. XVII. 1.

123. Aus Moyland. Von gebrannter Erde.

Schüsseln und Urnen; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII und XVIII.

124. Lämpchen.

125. Von Glas. Eine grüne Schaale; Gedenkteek. Pl. XII. 7.

126. Von Bein. Füsschen eines Toilettekistchens, wie es scheint; Gedenkteek. Pl. XVIII. 9.

127. Von Bronze. Fragmente von Haarnadeln.

128. Ein Lämpchen in der Form eines Fusses; Gedenkteek. Pl. XVIII. 6.

129. Eine Schüssel, worin verbrannte Menschenknochen; Gedenkteek. Pl. XVIII. 5.

130. Nägel, Schrauben, Henkelchen; Gedenkteek. Pl. XVIII. 7, 10—12.

131. Aus Xanten. Von gebrannter Erde. Zehn Urnen nebst einigen Krüglein; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII, XVIII.

132. Lämpchen mit dem Töpfername FORTIS.

133. Von Glas-Fluss. Intaglio, wie ein Nicolo, darauf Aeneas mit Anchises und Ascanius; Gedenkteek. Pl. IV. 4.

134. Aus Asberg. Von gebrannter Erde. Schüssel und Töpfe; Gedenkteek. Pl. III, XII, XVII, XVIII.

135. Lämpchen.

136. Von Glas. Ein Räucherfläschchen; Gedenkteek. Pl. III. 6.

Leyden, d. 12. Jan. 1846. **Dr. L. J. F. Janssen.**

Erklärung

der, auf den zu Vechten gefundenen Fragmenten von terra sigillata, eingeritzten Inschriften (vgl. Taf. I):

1. *Aud.*
2. *Firmus Firmi* (et) *C*aii Veri.
3. IMTI(?)SVIM(?)AN(?).
4. *Quintilia*[ni].
5. *Sim*[i]*l*[i]*s.*
6. *Summi.*
7. *Turillonis.*
8. † *Victiiati.*
9. Palmzweig und Herz, welches einem Kreuze angehängt ist; zu vergleichen S. 31.
10. *Dom*INI (?).

    Auf einem Fragmente eines Töpfchens, jetzt im Museum zu Leyden; es ist demselben der Stempel S A ≋ ≋ ≋ ≋ V S F (*Sabinus fecit?*) eingeprägt.
11. CIINTIF (?).

    Gefunden von mir selbst; jetzt in der Sammlung der Baronesse *van Tuyl v. S.* Auf dem Boden ist der Stempel OF VITAL*is* eingeprägt.
12. CVICA. Wenn diese Leseart, wie ich dafür halte, die richtige ist, so muss diese Inschrift für besonders bemerkenswerth gehalten werden, weil auf dem Boden derselbe Name C. VICA eingeprägt ist; die eingeritzte Inschrift also wohl vom Fabrikanten selbst herzurühren scheint. Gefunden wie 11, Sammlung wie 11.
13. VIIRECVNDI d. i. VERECVNDI.

    Auf einem Teller, im Besitze des Herrn *van Patten*, Hauslehrer des Hrn. Barons *van Hardenbroek van Hardenbroek.*

4. Marſilius und die Holzfahrt zu Köln.

Oberhalb der beiden östlichen Thore des gegen 1440 vollendeten Stadttanzhauses Gürzenich zu Köln stellte man den Agrippa als Gründer der Stadt und den Ritter Marsilius dar; unter den letztern setzte man mit goldenen Buchstaben die Inschrift:

> Marsilius heyden ind der sere stoultze
> Behielte Cölne ind sij voiren tzo houltze [1]).

Beide sieht man auch auf dem dritten der dem sechszehnten Jahrhundert angehörenden Glasfenster am Eingange des Domes mit zwei den eben angeführten ähnlich lautenden Inschriften.

Ein uns sonst unbekannter Dichter Atilius besang den Marsilius in folgenden von der kölner Chronik (Blatt 53) uns aufbewahrten Versen:

> Marsiliusque meis olim clarissimus heros
> Clara dedi patribus bina trophaea manu.
> Finitimos audax consperso sanguine cladis
> Devici, tetra proditione simul.
> Dicebar sapiens merita cum laude mihique
> Cara magistratus patria sponte dedit.
> Germanicus quandoque furor me auctore quievit,
> Heu quantum patriae abstulit illa dies.

Dieser Atilius scheint fortlaufende Grabschriften auf berühmte Männer der kölnischen Geschichte verfasst zu

---

1) Die Inschrift unter Agrippa lautet:

> Der herliche Marcus Agrippa eyn heydensch man
> Vur gotz geburt Agrippinam, nu Cölne began.

Wir geben beide nach der kölner Chronik (1499), Blatt 37 und 40.

haben; wenigstens dürfte das *que* am Anfange kaum auf eine andere Weise seine Erklärung finden[2].

Die kölner Chronik, welche von Marsilius unter dem Jahre 70 n. Chr. handelt, gibt Blatt 49—52 verschiedene »Meinungen« über die Heldenthat des Marsilius, von denen sie folgende für die wahrscheinlichste erklärt[3]. Als die Stadt einst von einem römischen Kaiser belagert wurde, ersann der edle strenge Ritter und Bürger Marsilius einen Anschlag zur Besiegung des belagernden Heeres. Aus dem einen Thore sollten Frauen mit Karren und Wagen auszie-

2) Die Chronik sagt von Atilius, er habe »eyn overschrijfft an sijn graff gemacht ind hait dat selve graff genompt mit eyme ewigen namen, ind woelde dat idt tzo den ewigen dagen soulde Marsilius graff genannt werden«. Gegen die Annahme, diese Verse seien als selbsständige Inschrift für das Grab des Marsilius verfasst worden, spricht *que* vom Anfange gar zu bestimmt, obgleich die Chronik die Verse geradezu als Epitaphium bezeichnet. Eine Deutung der Verse des Atilius gibt *Aldenbrück* de religione antiquorum Ubiorum S. 101 f. (der zweiten Ausgabe, vom Jahre 1749): Duo praedicat in Marsilio poeta: I. quod audax ipse finitimos Germanos proditione necaverit. Convenit id anno vulgatae aerae Christianae LXX, quum necato Vitellio Vespasiani nomine Civilis rebellaret ac captis etiam legionibus Romanis Rheno et Galliae paene dominaretur. Nam tunc Agrippinenses, quum sui iuris essent, ut iis Tencteri gratulabantur, Germanos intra civitatem trucidarunt et Tolbiaci cohortem Civilis lectissimam vino sepultam flammis exussere, eadem via profecti Treveros Civilis uxorem, sororem et Classici filiam Cereali Romanorum duci obtulerunt. (Tac. Hist. IV, 79) Tunc forte virile gynaeceum armis occultis instructum, simulata lignandi causa Tolbiacum versus emiserant. Deinde videtur Cerealis postea usus esse arbitro Marsilio, redditis Civili propinquis, ad pacem cum Batavis sanciendam. Marsilius, quoad vixit, princeps senatus et Ubiae gentis permansit. Atilius scheint in V. 3 f. die bina tropaea bestimmt zu unterscheiden; Marsilius besiegte die benachbarten Völker einmal in offener Schlacht (consperso sanguine cladis), ein andermal durch Verrath (tetra proditione). 3) In der Reimchronik von *Godefrit Hagen* wird die Sage von Marsilius, wie vieles Andere, übergangen.

hen, als wollten sie Holz aus dem nahen Walde holen; wenn nun die Belagerer gegen die Frauen sich wenden würden, sollten aus dem andern Thore die Bürger mit Marsilius hervorbrechen und den Feinden in den Rücken fallen. Der Anschlag gelang; ein grosser Theil der Feinde wurde getödtet, ein anderer, unter ihnen der Kaiser selbst, gefangen, der nur dadurch sein Leben rettete, dass er den Kölnern Alles zu bestätigen versprach, was sie verlangten. „Die van Cöllen naemen dat an, ind brachten eme eyn groisse bulle unbeschreven dat he dair an syn Segel hengede. und he dede dat.« Der Ausfall soll am Donnerstage nach Pfingsten geschehen sein, an welchem Tage man mit der Holzfahrt das Gedächtniss an jene Heldenthat feierte. Der Kaiser, der Köln belagerte, soll nach einigen Julius Cäsar gewesen sein, nach anderen Vitellius oder Septimius Severus oder Probus oder Valentinian. Nach einer andern Erzählung liess Marsilius das Gerücht verbreiten, in der Stadt sei Mangel an Holz. Eines Tages, am Donnerstage nach Pfingsten, zogen unter Führung des Marsilius viele Wagen und Karren, auf welchen eine grosse Anzahl Bewaffneter verborgen war, aus dem Thore. Der Kaiser, der die Zahl der Begleiter für unbedeutend hielt, eilte entgegen, wurde aber, von den auf den Wagen verborgenen Kriegern überfallen, völlig geschlagen und gefangen genommen. Bedeutender ist die Abweichung einer andern, vom Chronisten als »sehr merklich« bezeichneten Erzählung, nach welcher die Menapier und Eburonen in der unruhigen Zeit nach dem Tode des Nero die Stadt belagert haben sollen. Als der römische Befehlshaber sich im Kampfe mit jenen Völkern in grosser Noth befand, liess Marsilius, dem „das Amt der Polizei« übertragen war, ein grosses Loch in die Stadtmauer brechen, durch welches er einen Ausfall wagte. Die Feinde wurden geschlagen und flohen mit Zurücklassung ihrer Zelte; ihr Herzog fiel.

Aus dieser Verschiedenheit der Erzählungen geht unzweifelhaft hervor, dass die alte Sage ursprünglich ganz unbestimmt dahin lautete, Marsilius habe einmal durch List die Feinde, welche Cöln belagerten, vertrieben. Die leidige, historisierende Manier, welche die Sage als solche nicht zu würdigen versteht, hat sich auf verschiedene Weise possierlich genug bemüht, der in der Luft schwebenden Sage eine feste historische Grundlage zu geben; in ihrer Dreistigkeit ist sie sogar soweit gegangen, die Zeit zu bestimmen, in welcher Marsilius gestorben sein soll. »Marsilius,« sagt die Chronik[4]), »starb, als er sechzig Jahre alt war, unter Vespasian.« Dass Zahlen, wenn sie mit Dreistigkeit behauptet werden, leicht täuschen, wusste schon der lügenhafte Valerius Antias.

Gleich vor der altrömischen Stadtmauer, vor dem am Lach gelegenen Römerthurme, befand sich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein römischer Bogen, über welchem man einen römischen Sarcophag zu erkennen glaubte. Der grösste Theil des Bogens stürzte im Jahre 1566 ein; nur der eine Pfeiler mit dem Sarcophage erhielt sich, bis er bei einer Strassenanlage vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts abgebrochen ward, wobei der grosse vorgebliche Sarg in Stücke gegangen sein soll[5]).

---

4) Blatt 52. 5) *Aldenbrück* äussert sich S. 100 f. darüber also: Marsilius non intra Coloniam, sed extra urbis moenia ad occidentalem plagam prope portas veteres, basilicam Ss. Apostolorum inter et S. Reinoldi parthenonem, post iis in locis extructa, tumulum obtinuit. Locus hodiedum (1749) Marsilii monumentum, Gelenio adserente et me ipso teste, qui a meis puer id didici, vulgo Marſillenſtein nominatur. Arcus, cui Mausoleum impositum, anno MDLXVI noctu lucem Divi Matthiae Apostoli sacram insequente magnam partem concidit, una residua columna (*Crombach* in Mss.), cui ad nostrum aevum impositus sarcophagus lapideus ingens fuit, quem ante annos aliquot amplissimus magistratus Agrippinensium, dum plateas ibi in exactiorem

Zur Zeit der kölner Chronik führte dieser Bogen den Namen Martzillisstein[6]). Gelenius nennt das Denkmal (1645) Marcelli moles Romana, scheint also von der Sage des Marsilius ganz abzusehen; das Volk nannte zu seiner Zeit die Strasse rechts vom Lach »am Marcellisstein[7]).« Wallraf hat den Namen »am Marsilstein« eingeführt; im Volke erhielt sich die ältere Form »Marcellenstein«.

Die Behauptung, oberhalb des Bogens habe der Sarg des Marsilius gestanden, widerspricht zu sehr allem sonstigen Gebrauche, als dass wir dieselbe für begründet halten dürften. Freilich kann man es der Chronik zu Gute halten, wenn sie die Seltsamkeit, dass der Sarg auf die Mauer gesetzt worden sei, damit zu erklären sucht[8]), dass »syn durchlüchtende ind schymberlich loff allen mynchen sulde offenbair syn;« aber wir können unmöglich eine so widersinnige Abweichung vom bestehenden Gebrauche auf solche Zeugnisse hin annehmen, so dass wir zu der Ansicht genöthigt sind, jener vielberufene Sarg sei etwas

---

formam redigi curaret, deponi fecit, pila ipsa solo aequata, fracto improvidorum operarum manibus sarcophago. Dem ersten Bande der Schrift: «Zur Geschichte der Stadt Köln am Rhein. Von *Fr. E. v. Mering* und *L. Reischert*« (1838) ist eine Abbildung des »Marsiliussteines«, vorgeblich «nach einer alten Handzeichnung» beigegeben, auf welcher sich die beiden Pfeiler nebst dem Sarcophage, dem letztern in seltsamer Zeichnung, befinden. Wäre dieselbe aus Anschauung des betreffenden Denkmals hervorgegangen, so könnte sie nicht nach 1566 fallen; wahrscheinlich aber beruht sie ganz auf Phantasie. Was in dem genannten Werke S. 120 steht, dass alte Leute sich noch erinnern, das Denkmal und den Sarg, der ins Zeughaus gebracht worden sei, gesehen zu haben, war nur als Bemerkung des Domherrn *von Hillesheim*, nicht mehr im Jahre 1838, richtig. 6) Blatt 49. Wenn es dort heisst, der Sarg, der auf der Mauer stehe, heisse »Martzillissteyn off besser Marsiliussteyn«, so ist dies ohne Zweifel ein ungenauer Ausdruck. 7) de admiranda magnitudine Coloniae S. 79. 8) Blatt 49. Dieselbe berichtet Blatt 51, dass die älteren Studenten die jüngeren zu bereden pflegten, der Sarg sei das Grab

ganz anderes gewesen. Jener Bogen gehörte wohl zu einer der Wasserleitungen der Stadt, und der sogenannte Sarcophag war nichts, als ein Ueberbleibsel des Wasserkanals, canalis oder specus genannt [9]. »Man überwölbte den Kanal« sagt Stieglitz [10]. — »Einige Kanäle hatten jedoch eine gerade Bedeckung aus grossen platten Steinen.« War der Theil des Kanals oberhalb des Bogens an beiden Seiten eingestürzt, so konnte derselbe leicht für einen Sarg angesehen werden.

Müssen wir auf diese Weise die Annahme eines Sarges des Marsilius oberhalb des Bogens von der Hand weisen, so erhebt sich nun die Frage, woher jenes ganze Denkmal den Namen Martzillisstein erhalten habe. An sich wäre es freilich nicht unmöglich, dass die Sage von Marsilius schon bestanden, und man von dieser den Namen hergeleitet hätte. Aber wer die Art der Sagenbildung irgend kennt, wer weiss, wie Sagen sich so häufig aus Namen, Sitten und Gebräuchen entwickelt haben, wird bei der seltsamen Unbestimmtheit der Erzählung von der Grossthat des Marsilius sich zu der Annahme genöthigt sehen, dass diese rein aus dem Namen Martzillisstein hervorgegangen sei. Man glaubte, oberhalb des Bogens einen Sarg zu sehn, der die Aufmerksamkeit der Beschauenden auf sich zog; man fabelte über seinen Ursprung, seine Bestimmung, man erdichtete, in ihm liege ein Held begraben, der einst die Stadt gerettet habe [11]. Der Name Martzillis-

---

des Aristoteles, dem sie Wachskerzchen opfern müssten. 9) Vgl. Vitruv. VIII, 6 (7), 3. Frontin. de aquaeduct. 17. 10) Archäologie der Baukunst II, 2, 105. Vgl. *Hirt's* Geschichte der Baukunst bei den Alten B. III. Tafel XXXII. Fig. III. IV. 11) Aehnlich ist die mittelalterliche Sage, dass in dem vergoldeten Knopfe auf einem Obelisken zu Rom die Asche des Julius Cäsar ruhe. Vgl. de mirabilibus urbis Romae 12: Agulia, ubi splendide ciuis eius (Iulii Caesaris)

stein bot die Veranlassung zum Namen des Helden; man veränderte Martzillis in den nicht römischen, aber in der mittelalterlichen Sage bekannten Namen des Marsilius[12]). Wenn nun aber der Name Martzillisstein nicht aus der Sage entnommen ist, so kann ihm doch irgend eine historische Begründung unmöglich abgesprochen werden, und diese dürfte kaum in etwas anderm, als in einer Inschrift zu suchen sein, welche man in frühester Zeit an diesem Bogen auffand. Man las hier den Namen des Martialis oder Marcellus oder M. Caelius, oder einen ähnlichen heraus[13]), aus welchem man den Namen Martzillistein bildete, der lange bestanden haben mag, ehe sich daran, etwa im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderte, die Sage von Marsilius anknüpfte.

Die spätere Zeit brachte den Marsilius mit der sogenannten Holzfahrt am Donnerstage nach Pfingsten in Verbindung; an diesem Tage, den man den Holzfahrt- oder Hölzchestag nannte, sollte Marsilius den Sieg erfochten haben, und gerade zur Erinnerung an jenes glückliche Ereigniss die Holzfahrt stattfinden. Leider ist uns eine genügende Beschreibung dieses Festes, soviel ich weiss, nicht erhalten; am vollständigsten ist noch die, welche der Domherr von Hillesheim gibt[14]). »Die Bürger wählten sich ei-

in sarcophago, id est aureo malo, requiescit. 12) In der kölner Chronik Blatt 51 wird die Ansicht erwähnt, der Name Martzillis sei aus Marcus Quilius entstanden. Der Domherr *von Hillesheim* bei *Mering* a. a. O. S. 117 will den Namen von den Marsern (Tac. Germ. 2) herleiten. Zu Saragossa herrschte unter Karl dem Grossen ein Marsilius, der auch in den Gedichten des *Bojardo* und *Ariost* mehrfach erwähnt wird. 13) Inschriften dieser Art an Wasserleitungen und Bogen sind nicht selten. Man vgl. nur bei *Gruter*. p. CLXXIII, 8, 9, u. A. 14) Bei *Mering* S. 121 f. *Aldenbrück* a. a. O. S. 102 f: Ad perennandam servatae ab Marsilio urbis memoriam quinta post pentecosten feria armatos inter festivos cornuum ac tympanorum

nen Anführer aus ihrer Mitte, den sie Rittmeister zu nennen pflegten, und der sich von Kopf bis zu Fuss bewaffnen musste. Den Rittmeister an ihrer Spitze zogen die an dem Feste Betheiligten (am Donnerstage nach Pfingsten) vor die Stadt, entweder in das Sürther Büschchen (vor dem Severinsthore) oder in das Büschchen bei Ossendorf (vor dem Hahnenthore). Nachdem diese Holzfahrt vorüber war, setzte man dem Rittmeister ein Kränzchen auf, und dieser gab ein Kränzchen (Gastmahl), in seinem eigenen Hause, wozu nur die Vornehmsten der Stadt eine Einladung erhielten«. Wie wenig befriedigend auch diese Beschreibung sein mag, welche nicht einmal berichtet, worin die Holzfahrt eigentlich bestanden habe, so sehen wir doch, dass das Ganze eigentlich ein Maifest war, bei welchem man mit Laubwerk und Zweigen, welche das Volk noch immer M a i e n nennt, in die Stadt zurückkehrte. Ganz ähnlich wurde das Maifest bis zum vorigen Jahrhundert in Hildesheim gefeiert. *Jacob Grimm* beschreibt dasselbe nach den »Mittheilungen von *Koken* und *Lüntzel* (II, 45—67), die

---

sonitus suis quoque sub signis circumiisse moenia scribit in Ms. *Crombach*, quem ritum usque ad annum MD post Christum natum tenuisse ac circa id tempus depositum arbitratur. *Von Hillesheim* bemerkt S. 122: »Im siebenzehnten Jahrhundert wurde im Senate hiesiger Stadt erwogen, ob das Fest nicht wieder eingeführt werden sollte. Man kam aber zu keiner definitiven Entscheidung, und die Sache blieb auf sich beruhen. Man lese hierüber die Streitschriften der Stadt und ihrer Gegner, besonders die darunter befindliche Deductionsschrift: »Stadtkölnischer Gegenbericht, die kölnische Banmeile betreffend.« Der Donnerstag nach Pfingsten ward noch bis in das vorletzte Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts gefeiert. Die Bürger zogen an diesem Tage, wie *E. Weyden* (Cöln's Vorzeit S. 293) bemerkt, in festlichem Aufzuge mit Sang und Spiel aus der Stadt und tanzten auf dem schon herrlich grünenden Anger vor dem Severinsthore, und belustigten sich dort auf alle Weise. Dass der Tag nicht bloss in Köln, sondern auch im Kemperlande gefeiert wurde, berichtet *von Hillesheim* nach einer

mir nicht zur Hand sind, auf folgende Weise[15]: »Sobald der Maigreve (Maigraf) gegen Pfingsten erwählt war, hatten die Holzerben in der Ilse aus sieben Dörfern den Maiwagen zu hauen; alles gehauene Buschwerk muss aufgeladen werden, im Walde dürfen nicht mehr als vier Pferde vorgespannt werden. Ein feierlicher Zug aus der Stadt holt den Wagen ab; Bürgermeister und Rath empfängt von den Holzen den Maikranz und übergibt ihn dem Maigreven. Der Wagen enthält 60—70 Bunde Mai, welche dem Maigreven zukommen und dann weiter ausgetheilt werden. Klöster und Kirchen empfangen grosse Bunde[16]; auf alle Thürme wird davon gesteckt; der Boden der Kirche ist mit geschorenem Buchsbaum und Feldblumen bestreut. Der Maigreve bewirthet alle Holzerben, muss ihnen aber nothwendig Krebse vorsetzen.« Ueber die sonstigen Spuren des Maifestes, an die sich die kölner Holzfahrt unzweifelhaft anschliesst, hat *Grimm* erschöpfend gehandelt.

In Köln scheint sich das Bewusstsein der eigentlichen Bedeutung des Maifestes frühe verloren zu haben, woher man es mit dem Helden Marsilius in Verbindung brachte. Hierzu lag wohl noch eine besondere Veranlassung vor. Die Holzfahrt scheint ursprünglich durch das Hahnenthor nach dem Wäldchen bei Ossendorf gegangen zu sein; ja nach einer mir mitgetheilten sinnreichen Vermuthung hat das Hahnenthor weder von den Hähnen, noch vom h. Anno seinen Namen erhalten, sondern von jener Fahrt nach dem Haine, da provinziell Hahn statt Hain gebraucht wurde[17].

---

handschriftlichen Nachricht. 15) Deutsche Mythologie S. 737 der zweiten Ausgabe. 16) Nach *von Hillesheim* wurde der Holzfahrttag auch in einigen kölnischen Frauenklöstern gefeiert und mit einem Schmause beschlossen. 17) Ein Wäldchen in der Nähe von Cöln bei Godorf führt den Namen »Hähnchen.« In Ortsnamen, wie Schlenderhahn, kommt Han, wie sonst Ham, mehrfach in der Bedeutung von Hain vor.

Ging aber die Holzfahrt durch das Hahnenthor, so musste sie am Martzillissteine vorbei, der vielleicht bei dieser Gelegenheit mit Laubgewinden und Zweigen geschmückt wurde, wodurch eine nähere Beziehung der Holzfahrt auf den sagenhaften Marsilius von selbst gegeben war. Der Martzillisstein galt als Denkmal eines kräftigen, ritterlichen Muthes und edlen Patriotismus; in der Nähe, auf dem sogenannten Eselsmarkte, stand der hölzerne Strafesel der kölnischen Soldaten, der Funken, von denen mancher beschämt nach dem Denkmale des kölnischen Ritters Marsilius, eines glänzenden Beispieles tapfern Muthes, hingeschaut haben mag.

Somit wäre also die ganze Sage von Marsilius aus einer fabelhaften Deutung des Martzillissteines hervorgegangen, an die sich später die falsche Beziehung des uralten Maifestes, der sogenannten Holzfahrt, anschloss. Fest und Stein sind geschwunden, nur die Sage hat sich erhalten.

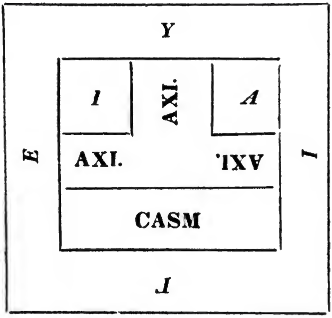
H. Düntzer.

5. Antiquariſche Wanderung von der Schweiz bis zum Meere.

Eine Reihe von Arbeiten historischer, chorographischer und antiquarischer Art das ganze Rheingebiet betreffend ist in den letzten Jahren theils durch Einzelne verfasst, theils durch Vereine, die sich in der Schweiz, in Würtemberg, Baden, Hessen gebildet haben, veranlasst, erschienen. Eine Uebersicht derselben, die dem Laufe des Stromes in seiner ganzen Ausdehnung folgt, dürfte dem Zwecke unserer Jahrbücher am Passendsten entsprechen. So wird sich ergeben, was seit Kurzem auch für alte Religion, Geschichte und Kunst hier gewonnen worden.

Von der Gesellschaft für Zürcher'sche Alterthümer herausgegeben sind die Inscriptiones Helveticae collectae et explicatae ab Ioanne Gaspare Orellio. Turici 1844. (214 S. in 4.) Der fleissige und besonnene, in Handhabung der Kritik durch Mässigung und Takt geleitete *Orelli* hatte schon früher im ersten Bande seiner Inschriftensammlung p. 101—134. Nr. 209—480. die ihm bis dahin bekannt gewordenen echten und unechten Schweizer Inschriften zusammengestellt. Manche neue Untersuchung und Abschrift hat die vorhandenen beleuchtet und gereinigt, mancher Zuwachs sie bereichert und vermehrt. So ist die Zahl von 271 gegenwärtig auf 328 gestiegen. Die Schweizer Inschriften haben, wie alle rheinischen, ein besonderes Interesse nicht allein durch eigenthümlichen Göttercultus, sondern auch durch eine Reihe keltischer Namen, die dieser gegenwärtig die Aufmerksamkeit so sehr spannenden Sprache einen hübschen Zuwachs verschaffen. Wir betrachten sie besonders von diesen bei-

den Seiten. Hier im Lande der alten Helvetier war gleichsam der Knotenpunkt für eine Masse von Religionen des Alterthums, hier auf der Grenze zwischen Italien, Gallien, Germanien, Rhätien und Vindelicien traf samothrakischer Gottheiten Cultus, orientalischer Mithrasdienst mit römisch-griechischer Olympier-Verehrung, mit der Anbetung einheimischer Berggottheiten und keltischen Opfern zusammen. A) G ö t t e r k r e i s e. Einzig in seiner Art ist das zu Windisch gefundene, zuerst von Hagenbuch epistol. inedit. vom J. 1721 beschriebene Amulet, jetzt bei *Orelli* 244., das den samothrakischer Drei- oder Viergötterkreis offenbar enthält:



Offenbar sind hier AXI*eros*, AXI*ocersa* und AXI-*ocersos* nebst CASM*ilos* die in Samothrake verehrten Kabiren, deren Namen uns Mnaseas beim Scholiasten zu Apollonios Rhodios I, 917. aufbewahrt hat, und die er mit griechischen Gottheiten also vergleicht:

Ἀξίερος = Δημήτηρ
Ἀξιόκερσα = Περσεφόνη
Ἀξιόκερσος = Ἅιδης
Κάσμιλος = Ἑρμῆς.

Damit stimmt überein, dass in einem h. Haine bei The-

ben Demeter und Kora (Persephone) Kabeiria verehrt wurde (Pausan. IX, 25, 5.). Einer der dort als Menschen genannten Kabiren war Prometheus (IX, 25, 6.). Mithin auch hier zwei weibliche Gottheiten. Zu Anthedon in Boiotien war mitten in der Stadt ein Tempel der Kabiren mit einem heiligen Haine, und ganz in der Nähe ein Tempel der Demeter und Kora. Wahrscheinlich sind daher für die samothrakischen Kabiren, die mit altem Erddienst in Verbindung stehen, unter drei Personen ursprünglich immer zwei weibliche zu suchen. Jedoch wenn Hermes hinzutritt, so fällt Demeter weg, und zwei männliche Gottheiten begleiten jetzt eine weibliche. Vermuthlich war das eine spätere Ausbildung dieses Götterkreises. Es sind daher in der interessanten dreiseitigen Herme des Vaticans *) Hermes, Dionysos, Kora, unten Eros, Apollon, Aphrodite wohl richtig samothrakische Gottheiten erkannt worden, da Dionysos = Hades zu setzen ist. Jedoch ist nicht recht einzusehen, wie hinwiederum Hermes = Eros, Kora = Aphrodite, namentlich aber Dionysos = Apollon gesetzt worden. Und doch steht gerade dieses durch Plinius fest N. H. XXXVI, 4, 7: »Scopae laus cum his certat. Is fecit Venerem, et Pothon et Phaethontem, qui Samothracae sanctissimis caerimoniis coluntur.« Was Plinius hier Pothos nennt, ist ja unzweifelhaft Eros, und Phaethon doch Apollon. — Von diesen samothrakischen Kabiren scheinen mir unterschieden werden zu müssen die lemnischen, die mit Feuerdienst zusammenhangen. Ihrer waren zwei, daher kommt es, dass sie manchmal mit den Dioskuren verwechselt werden. So gibt Pausanias X, 38, 7. an, dass die *Ἄνακες παῖδες*, die zu Amphissa verehrt wurden, von einigen Dioskuren, von andern Kureten, von denen endlich, die mehr als Andere wissen wollten, Kabiren genannt wurden. Sie

*) Gerhard's antike Bildwerke. Taf. XLI.

waren Söhne des Hephaistos und der Kabeire, und wenn ihrer zuweilen drei erschienen, so ist Hephaistos, der ja selbst auch als Gott Kabeiros verehrt wurde, in ihrer Mitte. Es kömmt daher Hephaistos auch inmitten der Dioskuren-Embleme vor. In der Schweizer Inschrift sind offenbar die samothrakischen gemeint.

Ein zweiter Dreigötterkreis ist Mercur, Apollo, Minerva (Nr. 153.) zu Yverdun. Apollon und Hermes wurden auch schon bei den Griechen nicht selten zusammen verehrt, mit Bezugnahme auf die bekannte Einzählung, der gemäss der eine die Lyra, der andere die Kithara spielt. Vrgl. Pausan. V, 4, 18. V, 14, 6. IX, 30. 1. Auch in Elsasszabern erscheinen sie auf einem Altare, Mercur vorangestellt*), der von einem Kelten Magiorix gesetzt ist. Hier tritt in ihrer Begleitung noch Minerva auf, vermuthlich weil sie es war, die die Flöte erfand. Wir hätten also eine Dreiheit von Gottheiten der Musik, oder auch allgemeiner der Erfindung.

Ein dritter Dreigötterkreis ist Sol, der Genius Loci und Fortuna (Nr. 149.) zu Peterlingen. Diese nicht sehr häufige Verbindung treffen wir auch in einer ursprünglich im Kreuzgange der Kirche zu Marienhausen im Rheingaue eingemauerten, jetzt verschwundenen Ara**), nur dass statt des Sol unserer Inschrift der gleichbedeutende Serapis caelestis gesetzt und ihnen noch Juppiter zugefügt ist, wenn er nicht etwa mit Serapis als identisch gedacht wurde: I. O. M. SERAPI. CAELESTI. FORTVN. ET GENIO. LOCI u. s. w.

Ein vierter Dreigötterkreis zeigt uns Sol, Genius, vermuthlich doch den Genius loci, und Luna (Nr 128.) zu Vidy bei Lausanne, der offenbar aus der Verbindung

---

*) Steiner 145.

**) Lehne I, 46.

von Sol und Luna und dem Hinzutreten des Genius entstanden ist.

Ein Dreigötterkreis ist auch (Nr. 163.) Juppiter und die Penaten zu Neuchatel, indem letztere auf Münzen und in sonstigen Nachrichten immer in der Zweizahl vorkommen, ebenso (Nr. 176.) zu Avenches, wo zwei Aerzte, wie es scheinen könnte, zuerst den Numina Augusta zu Ehren des Kaisers, dann dem Genius coloniae Helvetiorum und endlich dem Apollon einen Altar widmen.

B) Ausserdem kommt nun vielfacher anderer römisch-griechischer Götterdienst, theils mit localer Färbung, theils ohne dieselbe vor, so die Menge von Votivtafeln, die auf dem S. Bernhard dem Juppiter Poeninus, Poeninus, Phoeninus oder deus Penninus gewidmet sind. Vrgl. Nr. 24—29. Aus einer Reihe von Schriftstellern, die man bei Forcellini nachsehen möge, sind der mons Penninus, die alpes Penninae hinreichend bekannt. Von Interesse ist auch die dea Naria zu Neuchatel (Nr. 166.) und zu Muri im Canton Bern (Nr. 235.), die dea Aventia in einer Reihe von Inschriften (Nr. 177. 178. 179.), die dea Artio oder Artionia zu Muri (Nr. 236.), die Epona (Nr. 215. 267.), der Flumen Rhenus zu Burg bei Stein am Rhein (Nr. 277.), wozu *Orelli* den Cölner Stein aus *Murat.* (343, 4.) citirt, der dem Juppiter, Genius loci und Rhenus gewidmet ist. Endlich noch Mithrascultus (Nr. 79. 257.) und Isisdienst (Nr. 264.). Der den Seno(*nibus*) matro(*nis*) geweihte (Nr. 324.) Altar ist bei Heilbronn gefunden worden. Zu den Bivis, Trivuis', Quadrubis war die kleine Ara bei *Lehne* I, 105. zu vergleichen. Vrgl. *Orelli* 2104. 2105.

Für römische Kaisermonumente ist vielfache Ausbeute in den Schweizer Inschriften zu gewinnen; ebenso für das System römisch-griechischer Privatnamen, unter denen uns ein Phoebus (Nr. 41.), ein Daedalus und Icarus (Nr. 132.),

vielleicht auch M e r c u r i u s (Nr. 141. 258.) begegnet; wichtiger aber sind sie für keltische Namen. So finden wir (Nr. 284.) einen V i s u r i x, wo die Endung urix mit orix gleichbedeutend ist, wie der Mars C a t u r i x (*Steiner* 54.) und das Volk der Caturiges offenbar mit Catorimagum zusammenhängt. *Orelli* vergleicht nach *Roth* zum Visurix den V a s s o r i x seines grössern Inschriftenwerks 4967., den M a g i o r i x, B e l l o r i x bei *Schöpflin* Alsat. p. 489. Ich füge hinzu die Iulia B e l l o r i x Abrex Tochter eines Tubogius zu Langres (Mem. de l'Academie d. inscript. T. IX. p. 140.), den Apollo T o u t i o r i x (*Steiner* 242.), den T o g i r i x (Togurix, Togorix?) der Yverduner Inschrift (Nr. 153.), den Anführer der Friesen M a l o r i x (Tacit. Ann. XIII, 54.), den Helvetier O r g e t o r i x (Caes. B. G. I, 4.), D u m n o r i x*) (Caes. B. G. I, 3.), den A m b i o r i x (Caes. B. G. V, 24.), den L u g e t o r i x (V, 22.), den C i n g e t o r i x**) (V. 3.), den V e r c i n g e t o r i x***) (Caes. B. G. VII, 4. Dion. Cass. XL, 39. 40. 41. Strabon IV, 2.), den E p o r e d o r i x (Caes. B. G. VII, 38.), der in einer Inschrift bei *Orelli* 1974. E p o r e d i r i x heisst, das wohl ursprünglich Eporedurix war; vielleicht gehört auch das gallische Volk der B i t u r i g e s (vrgl. *Orelli* 190. 196. 3582.) hieher, die dann auch wohl Bitoriges heissen. B o i o r i x heisst bei Livius XXXIV, 46. ein kleiner König der Boier, aber LXXVII. epitom. ebenso ein kleiner König der Cimbern. Keltische Namen anderer Endungen sind E n u s e r t u s zu Ladecy bei Genf (Nr. 102.), wozu *Orelli* den U r o g e n o n e r t u s aus einer Inschrift in *Spon*'s Lyon p. 30. vergleicht. Vermuth-

*) Ein Gott Veriugodumnus bei Orelli 2062.

**) Ein Cingetius bei Lehne I, 26. Cingeadh heisst im Gälischen Muth, Stärke, und cingeach der Tapfere. Danach wäre Cingetius ein Tapferer und Cingetorix der Fürst der Tapfern oder reich an Tapferkeit.

***) Vielleicht hat das praedium Vorocingus bei Sidon. Apollin. II, 9. dieselbe Wurzel Vor- oder Vercing.

lich ist die eigentliche Endung nar, woraus nertus abgeleitet, wie aus Rosmar Rosmerta (Jahrb. Heft II. S. 120). Sollte die Münze mit GERMANVS und INDVTI. ///., wie eine 1825 zu Endenich gefundene in unserer Münzsammlung aufbewahrt wird, und andere in der Umgebung von Coblenz und Trier gefunden worden, auf den Indutiomar Caesars (?) bezogen werden müssen, so dürfte in der Baseler Inschrift Nr. 289. D. M. C. INDVTI. SALVSTIANIC. VICTORINI. CONIVNX auch wohl Indutiomari zu lesen seyn, wozu ich anderwärts an den Virdumarus, oder Virdomarus, welche Form auch vorkommt, an den Brittomarus, *Βριτόμαρτος* (Plutarch. Rom. 16.) erinnert habe. Ich füge die Valeria Iantumara zu Seeon (Oberbayr. Archiv VI, 2. S. 250.) den Ibliomar (Centralm. III, 101.) hinzu. Jedoch kommt ein T. Induttus Victor auch zu Maynz vor (*Lehne* I, 75.) und *Gruter* 687, 11. Eine fernere Endung gallischer Namen finden wir in Demecenus (Nr. 216.), wo ich cenus als sprachlich gleich mit genus auffasse und demgemäss schon den genius Vrbigenus oder Verbigenus mit dem pagus gleichen Namens (Caes. B. G. I, 27.) derselben Inschrift vergleiche, dann aber aus Caesar B. G. VII, 57. den Camulogenus, aus einer Inschrift in Maynz (*Lehne* II, 255.), einen Ogrigenus, einen Rhätier Veiagenus (ebendas. 274.). Ein anderer seltsamer Name ist (Nr. 102.) Trouceteivepus. *Orelli* führt dort, ich weiss nicht zu welchem Zwecke, Bilcaisio aus *Gruter* 775, 6. an. Dieser war eher zu der Inschrift Nr. 120. aus Seligny anzuführen, wo derselbe Name vorkommt. Vielleicht hängt mit diesem Namen das Volk der Bellocassi oder Vellocassi (Caes. B. G. VII, 75.) zusammen. Auf einer keltischen Münze bei *Akermann* ancient coins of cities and Princes. London 1844. Pl. XIX. 8. erscheint der Name ⋛ELIOCA⊙I d. h. Veliocasses. Vielleicht sind dieselben Stammwurzeln in dem Cassivellaunus einem brittischen Heerführer gegen Caesar

(Caes. B. G. V, 11. 18. Liv. CV. epit.). Ein Volk der Velauni und ein Vellaunodunum gab es ausserdem in Gallien (Caes. B. G. VII, 57. 11.). Ein Aulus Isugius Vaturus aus der voltinischen Tribus findet sich in einer Inschrift zu Genf (Nr. 77.), wozu wohl der Biracillus Setuboggius*) Esuggi filius aus *Spon.* Misc. p. 109, 88. und der Esuccus der Inschrift zu Besançon (in *Schöpflin's* Alsat. illustr. p. 467. zu vergleichen war. Auch der Name der Belatulla mit dem Gentilnamen Terentia (Nr. 91.) dürfte ein keltischer seyn. So erscheint zu Como bei *Apian* p. LXXXI, 3. eine Bellatulla als Tochter eines Calventius und Gemahlin eines C. Albucius Blandiro, am Rhein bei *Lehne* II, 307. eine Belatulla als Gemahlin eines Seneconius Seisserus, ein Titius Bellatullus zu Maynz bei *Lehne* 90., zu Grätz ein Belatullus als Sohn eines Biraco bei Apian p. CCCLXXXIX, 2. Ein Töpfer CSSBELATVLLVS findet sich in der Westerndorfer Sammlung bei *von Hefner* Oberbayer. Archiv VII, 2. S. 291. und eine Saplia Belatumara auf einem Grabsteine zu Trostberg ebendas. VI, 2. S. 255. Endlich finden wir in England einen Gott Belatucadrus oder Belatucardus bei *Orelli* 1965. 1966. Ueberhaupt wünschte ich, Herr *Orelli* hätte für diese Namen etwas mehr, als sein gewöhnliches: „Notandum nomen Gallicum" gethan; schmerzlich vermisst man sowohl zu diesen inscriptiones Helveticae, wie zu seiner grössern Inschriftensammlung ein Register der Namen. Höchst interessant ist eine Reihe unechter Inschriften, die ich einer andern Gelegenheit aufbewahre, bei welcher ich eine Zusammenstellung derselben beginnen werde, die, wie ich glaube, für die Kritik der echten ebenso belehrend seyn wird, wie eine Sammlung unechter Münzen und Münzstempel für die Numismatik. Ich füge noch hinzu,

*) Zu diesem Setuboggius vergleiche man den Tubogius einer Inschrift zu Langres Mém. de l'Académ. d. inscript. Tom IX. p. 140.

dass zu dem silbernen Ringe (Nr. 315.) VTERE. FELIX *Orelli* inscript. 428. 4308. 4312. und zu dem AVE. VITA (Nr. 316.) aus Centralm. I, 66. AVE VITAE auf einem Ringe zu Cöln, und zu Töpfernamen mannichfache andere aus dem Rheinlande verglichen werden konnten.

Die römischen Inschriften des Cantons **B a s e l** hat Herr Dr. *C. L. Roth* in dem I. Hefte der Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel 1843. zusammengestellt, Herr Prof *Böcking* schon im III. Hefte dieser Jahrbücher S. 159 ff. beleuchtet, und Herr Prof. *Orelli* gegenwärtig auch in die eben besprochenen Inscriptiones Helveticae aufgenommen; jedoch sind einige Punkte bisher nicht erörtert. Unwissenschaftlich ist vor Allem die Methode, der gemäss Hr. *Roth* die Steinschriften nach der Zeitfolge der Auffindung geordnet, statt die Gelübdesteine, wie Nr. 19. S. 10. und Nr. 24. S. 11. voranzustellen — wenn letzterer wirklich dem Saturn geweiht seyn sollte — und die Grabsteine folgen zu lassen. In Nr. 4. war der Name \DNAMTVS durchaus nicht Rednamtus, auch nicht Adnamtus zu lesen, sondern, da das A als ligirter Buchstabe in dem M enthalten ist, A d n a m a t u s, an dessen Name bei *Orelli* 4983. und *Grut.* 520, 4. Hr. *Roth* auch richtig erinnert. Ich füge hinzu den L. Attonius Adnamatus einer Inschrift im Kloster Frauen-Chiemsee (Oberbayer. Archiv III. Bd. Taf. I. Nr. 9.). Man hat diesen Namen auch im zweiten Hefte unserer Jahrbücher in der Maynzer Inschrift Nr. 8. S. 84. in dem TIB. ADN. SEQVENS finden wollen. Hr. *Roth* vergleicht auch den Adiantonius mit dem Adiantus bei *Grut.* 109, 8. Allein der Name Adiantos r ü h r t a u s d e m G r i e c h i s c h e n h e r, w i e s o v i e l e s a n d e r e s c h e i n b a r K e l t i s c h e, wo wir die Pflanze *Ἀδίαντον* und den weiblichen Namen *Ἀδι-*

άντη bei Apollodor II, 1, 4. finden. Vielleicht ist selbst Adnamatus eine andere Form für *Ἀδάμαντος* oder *Ἀδαμάτας*. Bei dem Namen Toutus oder Toutius erinnert Hr. ***Roth*** an den Touto bei ***Grut.*** 807, 11. ***Murat.*** 1505, 5., den Apollo toutiorix bei ***Orelli*** 2059., den Contoutos und Toutobocio auf Münzen bei ***Eckhel*** D. N. I. p. 76. Vielleicht war auch an den Gaius Tutius Dansala zu erinnern, der aber in einer thrakischen Cohorte diente, ***Lehne*** II, 281., wozu ***Lehne*** noch denselben Namen zu Nismes ***Grut.*** 742, 1. und zu Cora ***Grut.*** 477, 2. anführt. Der Name Marulus, so wie Marulina, könnte wieder mit einem griechischen Stamme (*μαρίλη*) zusammenhangen, ja selbst Adledius, wenn dieser richtig gelesen ist. In Nr. 8. hat schon Hr. Prof. ***Böcking*** in dem Namen ILLAEVSA einen griechischen Frauennamen gefunden, wir fügen dazu den Sohn des Poseidon *Ἰλάων*. Ebenso ist klar, dass in ANNIC. ET MENS. VI. nicht mit Hrn. ***Roth*** annicula zu lesen ist, sondern die Bezeichnung des Lebensalters liegt, vielleicht ANN. I. ET MENS. VI.; denn an ein Alter von 99 Jahren, wo die Schwester 16 alt geworden, wird doch Niemand denken wollen. Ueber den Gaius Indutus der folgenden Inschrift haben wir schon oben gesprochen. Den Divixtus der Inschrift Nr. 21. hat Hr. ***Roth*** durch den Sequaner Divixtus bei ***Grut.*** 1040, 8., eine Divixta zu Bordeaux bei ***Grut.*** 1052, 1. u. s. w. gut erläutert. Der Stamm Div kommt mehrfach im Keltischen vor, wie in Divo (Centralm. III, 197.), in der Divŏna, in Divodurum. Bei den Töpfernamen hätte man einige weitere Aufklärungen gewünscht. S. 15 ist in der ersten Zeile wohl OF. CIAM*ati* zu lesen, vrgl. Centralm. II, 68. und Zeile 6, so wie 16, ***Cesorini*** d. h. ***Censorini*** vrgl. Centralm. III, 119. Ebenso war bei OF. MOI. oder OF. MOM7 oder OF. MON. C wohl auf den Töpfer ***Mo-nimius*** Centralm. III, 244. zu verweisen, wenn nicht OF. MON*tani* zu lesen ist, wie Jahrb. VII. S. 63. Unter den

verstümmelten und räthselhaften Namen ist *Primuli* ziemlich deutlich. Uebersichtlicher wäre es gewesen, wenn sämmtliche Namen alphabetisch geordnet, oder wenigstens die Töpfer der arretinischen Gefässe von denen der andern gröbern getrennt wären. Die Lampen sind hie und da angegeben. Endlich bestreitet Hr. *Roth* S. 18. Note 28. den Beinamen Severiana, den ich bei der legio prima Minervia in der Inschrift Centralm. II, 20. vermuthet. Wie glänzend sich hingegen durch Auffindung eines neuen Steines meine Vermuthung bestätigt hat, mag er aus den Jahrbüchern des Vereins II. Nr. 10. S. 84. f. ersehen, wo die Rede ist von einem DVPLICIARIO· LEG· I̅· M· SEVERI......., und dieser dupliciarius, gerade wie Severus Alexander, mit seinen ersten Namen M a r c u s A u r e l i u s heisst. Gerade dasselbe ist der Fall in der Inschrift bei *Nibby* Mus. Capitol. Stanza dell' Ercole Tav. 13: M· AVR· LVCIANO· MIL· COH· VI· PR· S· ALEXANDRI· VIX· ANN· XXVIII. Vrgl. jetzt auch *C. L. Grotefend* in Pauly's Real-Encyclopädie unter Legio S. 871. und 872.

„Römische Alterthümer am Oberrhein" ist der Titel eines Aufsatzes S. 231. in Dr. *Heinrich Schreibers* T a s c h e n b u c h f ü r G e s c h i c h t e u n d A l t e r t h u m i n S ü d d e u t s c h l a n d. Vierter Jahrgang. Freiburg 1844. Er behandelt 1) Iuliomagus und den Strassenzug der Peutinger'schen Tafel vom Rheine dahin. Nach dem Verfasser geht die Oberdonaustrasse der Peutinger'schen Tafel bekanntlich bei der römischen Niederlassung Vindonissa (Windisch) von der Hauptstrasse aus Gallien nach dem Morgenlande nordwärts ab. Bei der s. g. Burg, eine Viertelstunde oberhalb Zurzach kommt sie an den Rhein; hier war und ist noch jetzt der Ort des Uebergangs. Auf Burg befand sich eine Abtheilung der XI Legion. Bei diesem uralten

Brückenkopfe, so wie auch bei dem gegenüberliegenden Rheinheim wurden und werden noch Fundamente von Gebäuden, Gräber, römische Münzen, Scherben von s. g. samischen Gefässen, Leistenziegel u. s. w. aufgefunden. Ja der Verf. bezieht sogar eichene Grundpfeiler, die vor einigen Jahren zwischen diesen beiden Punkten bei sehr niederm Wasserstande des Rheins grösstentheils erhoben und verbraucht wurden, auf eine „muthmasslich römische Brücke.“ Von dem Trümmerfelde bei Rheinheim führte die alte Strasse an Gräbern vorbei nur wenig von der heutigen Strasse abweichend, den sanften Hügel von Hangstetten hinauf, über den Hügel am Fusse des Küssenberges vorüber. In dieser Gegend zwischen dem Dorfe Küssnach und dem Schlosse Küssenberg läuft von ihr ostwärts das „alte Strässle“ mitten über das Gebirg, den Hundsrücken, nach dem römischen Altenburg bei dem Kloster Rheinau. Von dem Hügel von Bechtersbohl senkt sich die Strasse der Peutinger'schen Tafel in das offene Thal des Klettgau's hinab, das sie quer durchschneidet. Hier bildet sich ein Strassenknoten, indem sie mit der Römerstrasse vom rechten Rheinufer zusammentrifft, von welcher später die Rede sein wird. Gegenüber liegen auf einem mässigen und ziemlich abgerundeten Hügel die wieder mit Erde überdeckten und überbauten Reste des s. g. Heidenschlösschens, bei dessen Beschreibung der Verf. sich denn länger aufhält. Statt einer nähern Beschreibung der Hypokausten erwähnen wir bloss die dort gefundenen Legionsziegel LEG. XI. C. P. F., ferner L. XXI. und LEG. XXI., dann besonders L. XXI. S. d. h. Severiana und L. XXI. S. C. VI. Hr. *Schreiber* glaubt S. 244., dass die XXI. Rapax ihren spätern Beinamen nicht eher erhalten konnte, als bis Septimius Severus Legat in Germanien wurde. Ich möchte eher an Severus Alexander denken, von dem auch Münzen aus dem III. Consulat zu

Schleitheim in der Nähe des Heidenschlösschen's gefunden worden. Hr. *Schreiber* glaubt nämlich, dass dem Zuge einer römischen Heerstrasse nichts angemessener sey, als dieselbe vom Wachposten des Heidenschlösschens aus möglichst gerade aus über den Bergrücken des Untern-Randen zu ziehen, wo der Weg auf einer langgestreckten Höhe ziemlich eben fortlaufe, eine vollständige Uebersicht sowohl des obern Klettgau's, als des Wutach-Thales gewähre, an manchen römischen Ueberresten vorbeiziehe und sich allmählich gegen Schleitheim senke. Auf dem s. g. Schlatthof und zwischen den Bännen der Gemeinde Degernau, Untereggingen, Unterhallau und Trasadingen stösst man auf alte Fundamente, die der Verf. für Reste einer römischen mutatio hält. In Schleitheim fanden sich Münzen von August bis Magnentius. Der Verf. hält es für Iuliomagus. Von Schleitheim geht die alte Strasse über Beggingen, wo sich Fundamente mit Wandmalereien u. s. w. fanden, die theilweise nach Schafhausen gekommen sind. Von Beggingen aus zieht sich sodann die Strasse den Berg wieder hinauf zur s. g. Fützemer-Zelg auf die Hochebene über den Pfaffenacker, den sanften Abhang empor, über die Gewanne: Heerenberg, Bisem, Uf-Stross, Killistetten.

Eine 2) Abtheilung dieses Aufsatzes behandelt die Strassen, Niederlassungen und Denkmale aus der Römerzeit, auf dem rechten Rheinufer zwischen Basel und Schafhausen, wo der Verf. als neu entdeckte Fundorte römischer Alterthümer die Punkte: Hörnle bei Kleinbasel, Herthen, Niederschwörstadt (mit einem »Heidentempel«), Obersäckingen, Heidenschmiede, Heidentritt bei Hartschwend, Waldshut, Gurtweil und Thiengen, Weilheim, Fluss Wutach, Bechtersbohl bezeichnet.

Es sey erlaubt von hier einen kleinen Abstecher nach

Bayern zu machen." Dazu ladet uns die Schrift des leider zu früh verstorbenen Obristlieutenant *Schmidt* die Oberdonaustrasse der Peutingerschen Tafel von Brigobane bis Abusena. Berlin 1844. und die Beiträge zur Kenntniss des Römerstrassenzuges von Augusta Vindelicorum bis Iuvavo und dessen nächsten Umgebungen in alterthümlichem Bezuge von dem k. Artillerie-Obristlieutenant *C. Weishaupt* in Augsburg im Oberbayerischen Archiv für vaterländische Geschichte III, 1. S. 1—96. ein. Die römischen Denkmäler Oberbayerns, die in demselben Hefte S. 246—266. von Herrn Prof. *J. v. Hefner* kurz behandelt sind, werden dann einer gründlichen, ja fast zu gründlichen Erörterung von demselben Gelehrten im VI, 2. derselben Vereinsschriften unterzogen. Da er jedoch eine doppelte Classe von Lesern, Männer von Fach sowohl als blosse Liebhaber der römischen Alterthumswissenschaft vor Augen hatte, so wird man gerne die etwas ausschweifende Breite der Erklärung entschuldigen, besonders da das Meiste richtig gedeutet und allerliebste Lithographieen von seinem Sohne Herrn *Otto von Hefner* beigegeben sind, deren diplomatische Treue sehr zu rühmen ist. Ueberblicken wir auch hier zuerst, was für den Cultus zu gewinnen ist, so finden wir den kapitolinischen Götterkreis aufgenommen und vermehrt einerseits mit der Iulia Domna, andrerseits mit dem Genius coh. III. Brit(onum) in der durch ihr Bildwerk sehr interessanten Inschrift Nr. VIII. (Taf. I. Nr. 9.)

AVG· MATRI· AVG· ET· KAST· I· O· ////
ET· IVN· RE· ET· MINER· SAC· GENIO
COH· III· BRIT· ARAM· T· FL· FELIX
PRAEF· EX· VOTO· POSVIT· L· M
DEDICAVIT· KAL· DEC·
GENTIANO· ET· BASSO· COS.

Wenn nicht eine Zeile oben an der Inschrift fehlt, so ist die Iulia Domna *) vermuthlich als Fortuna gedacht, indem wir an der linken Seite diese Gottheit mit Steuerruder und Füllhorn finden. Die Jünglingsfigur zur Rechten mit Füllhorn und Mantel, der von der linken Schulter um den Unterleib gehend, auf den linken Arm zurückgeschlagen ist, welche in eine Altarflamme libirt, ist ohne Zweifel der Genius coh. III. Brit(onum?), dem der Altar gesetzt ist, wie in zahlreichen Denkmälern, namentlich auch zu Neuwied. Der kapitolinische Götterkreis ist nicht dargestellt, dafür auf der Vorderseite ein Opfer, wobei der Popa victimarius, mit dem Opferbeil versehen, den Stier führt, der Tubicen hinter ihm die Doppelflöte bläst, neben diesen zwei theilnehmende Figuren stehen, sodann der Priester verhüllt in die Flamme libirt und ein Camillus Früchte, wie es scheint, zum Opfer darbringt.

Was Hr. *von Hefner* S. 88. f. gegen meine im Centralmuseum I. S. 32. ausgesprochene Ansicht weiter ausführt, dass Brittones und Britanni dasselbe Volk seyen, diess zu entscheiden, hindert der Raum unserer Jahrbücher. Jedoch seyen einige Bemerkungen gestattet. Vor der Zeit des Domitian erscheint der Name der Brittonen schwerlich; auch in der Stelle des Juvenal Sat. XV, 124:

Qua nec terribiles Cimbri, nec B r i t o n e s unquam,

ist schon wegen der Länge des O das Wort Britones zu verwerfen, sodann auch weil die Britonen uns nie als ein so schreckbares Volk, wie die Cimbern, genannt werden und mit einer Handschrift jedenfalls B i s t o n e s zu lesen.

---

*) Eine andere Inschrift, die sich auf die Iulia Domna bezieht, befindet sich an der Meimsheimer Kirche, und fällt zwischen 213—217: IMP· M· A········· PIO· FEL···· GERM· PON· MAXIM· ET· IVLIAE· AVG· MATRI· CASTRORVM· OB. VICTORIAM· GERMANICAM.

Eine andere hat Bitones: (An die Kimry bei den Cimbern zu denken, ist zu gewagt und lässt sich durch Nichts bestätigen.) Die kriegerische Gewalt des thrakischen Volkes der Bistonen hingegen bezeugt Lucan Phars. VII, 568:

Sanguineum veluti quatiens Bellona flagellum
Bistonas aut Mavors agitans.

Valer. Flacc. Argon. III, 83:

Bistonas in medios cui Martius exsilit astris
Currus, ubi ingentes animae clamorque tubaeque
Sanguineae iuvere Deum, non segnius ille
Occupat arva furens.

In derselben Zeit des Domitian erscheinen die Brittonen aber bei Martial Epigramm. XI, 22, 9: [Lydia tam laxa est]

Quam veteres braccae Britŏnis pauperis, et quam...

Wir wissen wenigstens von den Galliern mit grösserer Sicherheit, dass sie Hosen trugen, als von den Einwohnern Brittaniens, die uns auch sonst immer als reich geschildert werden. Im J. 85 n. Chr. kommt in einem Militärdiplom sowohl die Bezeichnung einer [COH·] Ī· BRITANNICA MILLIARIA als einer Ī· BRITTONVM·MILLIARIA und zwar hintereinander vor, nicht, wie Hr. *von Hefner* sagt, »offenbar weil beide als Ein Volk in derselben Heeresabtheilung dienten;« »beide« kann Hr. *von Hefner* gar nicht sagen; denn, waren die Britonen ein einzelner in Britanien wohnender Völkerstamm, so ist gar nicht einzusehen, warum eine andere Cohorte I. BRITANNICA heisst, da dann auch diese im J. 85 n. Chr. keine andern als Britten, Brittonen seyn könnten. Offenbar sind diese beiden Cohorten verschieden. Mithin spricht gerade diess Diplom, wie *Arneth* S. 43. bemerkt, »für eine Verschiedenheit der sonst als gleich angenommenen Völkerschaften.« In der tabula honestae missionis, die unter Titus fällt, steht schon die Coh. I. Brittannica, aber noch nicht die I. Brit-

tonum. Sie scheint also zwischen 80 und 85 n. Chr. neu gebildet worden zu seyn. Ebenso nennt die Inschrift bei *Orelli* 804. eine COH II· FL· BRITTON· EQVITAT. unter Hadrian, deren Beinamen *Flavia* ja auch auf die Zeit des Domitian wieder hinweist, (während die COH· I· VLPIA· BRITTON· MILLIARIA *Arneth* Nr. IX., auf Trajan die I· AELIA BRITTON· (*Orelli* 2223.) auf Hadrian zurückweist.), und gleich darauf IN· EXPEDITIONEM· BRITANNICAM·, wo auch *Orelli* den Unterschied annimmt. Also Cohorten der Brittonen scheinen damals gegen die Britannier angewandt worden zu seyn. Hr. *von Hefner* folgert ferner aus dem N· BRIT· CAL· d. h. *Caledoniorum*, in Oehringen, den er aus *Hansselmann* S. 148, 152, 155. anführt, dass Brittonen in Caledonien lebten. Aber wer weiss denn, ob nicht BRIT*annorum* zu lesen, vorausgesetzt, dass die Ergänzung von CAL richtig wäre? Ebensowenig helfen uns die BRITTONES· TRIP. (*Lehne* 92)., der N· BRITTON· TRIPVTIEN (101). *Lehne* behauptet S. 289., diese Brittonen hätten ihren Namen von der Stadt Tripontium, dem heutigen Dowbridge bei Lilburne in England, Hr. *von Hefner* S. 189., nennt Tripontium eine Stadt Englands, jetzt Rugby, beide glauben, der Name Triputiensis sey verschrieben für Tripontiensis. Schwerlich dürfte das in einer Inschrift als so verdorben angenommen werden. Nun kennen aber weder die Peutinger'sche Tafel, noch der Geographus Ravennas, weder Plinius, noch Ptolemäos ein Tripontium. Die nächste Quelle für jene Ansicht liegt bei *Fuchs* Gesch. von Maynz I. Bd. S. 67., wo er die Inschrift (*Lehne* 101.): NYMPHIS· N· BRITTON· TRIPVTIEN· SVB· CVRA· M· VLPI. MALCHI· >. LEG· XXII· PR· P· F· also erklärt: *Nymphis Napaeis* (!) *Brittonum Triputiensium* u. s. w. und zu den letztern bemerkt: »Tripontium in Britannia vide Ptolemaei Geographiam Lib. II. Cap. III. alii scribunt Trimontium.« *Fuchs* verweist

wieder auf *Gruter* p. XCIII, 5: »Ptolemaeo Tripontium inter Londinum et Lindum. vid. Cambdenum.« Die Bestimmung inter Londinum et Lindum steht nicht bei Ptolemäos, sondern im sog. Itinerarium Antonini finden wir zwischen diesen beiden oder vielmehr zwischen Isanna Vatia und Venonis in der That ein Tripontio, aber bei Ptolemäos II, 3, 8. kein Tripontium und kein Triputium, wohl aber ein *Τριμόντιον* im Lande der Selgoven, der Geographus Ravennas nennt V, 31. ein Trimuntium zwischen Venutio und Eburocassum. Und so wird denn auch wohl im Itinerar zuletzt zu schreiben seyn. Von Brittonen weiss Ptolemäos, der uns doch eine ganze Anzahl Völkerschaften nennt, gar nichts. Auch jene Inschrift fällt, wie es wegen des M. Ulpius (Malchus) wahrscheinlich ist, unter Trajan und bis dahin hätten wir keine Brittonen in Brittanien; auch die Brittones Trip. oder Triputien(ses oder eni) werden also vermuthlich in der Bretagne zu suchen seyn. Ebensowenig lässt sich folgern aus der »Ala quarta Britonum Isiu« in Aegypten, die in der Notitia imp. Orient. c. 28. vorkommt, noch aus den Brittones seniores c. 8., den secundani Britones notit. occid. c. 7., den invicti iuniores Britones ebendas., dem tribunus cohortis tertiae Brittonum Abusina c. 34. Würden sie aber auch in der Zeit der Notitia als Britannier genannt, so würde das für die frühere Zeit Nichts beweisen. Die Hauptstelle und die einzige, worauf Hr. *von Hefner* sich mit einigem Scheine stützen kann, steht bei Prokop de bell. Goth. IV, 20: *Βριττίαν δὲ τὴν νῆσον ἔθνη τρία πολυανθρωπότατα ἔχουσι, βασιλεύς τε εἷς αὐτῶν ἑκάστῳ ἐφέστηκεν. ὀνόματα δὲ κεῖται τοῖς ἔθνεσι τούτοις Ἀγγίλοι τε καὶ Φρίσσωνες καὶ οἱ τῇ νήσῳ ὁμώνυμοι Βρίττωνες.* Aber erregt es denn Hrn. *von Hefner* kein Bedenken, dass hier die Friesen *) und die Angeln genannt sind? Welche ist

*) *Φρίσσωνες Orelli* 173. NAT· FRISAEVONE· 175: NATIONE· FRISABO. Geograph. Raven. I, 11: »Frixonum Derostates est pa-

denn eigentlich die Insel *Βριττία*? Die Insel Brittia liegt am Ausflusse des Rheins, zwischen Brittanien und Thule: *Βριττία δὲ ἡ νῆσος ἐπὶ τούτου μὲν τοῦ ὠκεάνου κεῖται τῆς ᾐόνος οὐ πολλῷ ἄποθεν, ἀλλ' ὅσον ἀπὸ σταδίων διακοσίων, καταντικρὺ τῶν Ῥήνου ἐκβολῶν μάλιστα, Βρεττανίας δὲ καὶ Θούλης τῆς νήσου μεταξύ ἐστιν.* Er beschreibt uns die Lage so genau, dass es unmöglich ist, die Insel Brittia mit Brittanien zu verwechseln. Ueber Thule und Brittanien, sagt er, habe er in den frühern Büchern gehandelt; Brittien liege nur 200 Stadien vom Ufer, Brittanien 4000. Brittien sey von den Alten durch eine lange Mauer getheilt worden. Seine Einwohner kämpfen mit den Varnen, die nach ihm an den Rhein und die Franken anstossen. Es ist offenbar, dass Brittien dem Prokop das heutige England ist, Brettanien hingegen das sonstige Hibernien oder das heutige Irland. Nun ist es auffallend, dass Prokop gar keins der eigentlich einheimischen Völker erwähnt. Die Angeln, von denen er spricht, sind offenbar die aus dem deutschen Norden eingewanderten Angeln und Saxonen*), die Frissonen ihm offenbar aus dem Norden eingewanderte(?) Friesen, mithin werden — so vermuthen wir — die Brittonen keine andern als das aus der Bretagne eingewanderte Volk seyn. Prokop also nennt nur eingewanderte, keine alteinheimischen Völker: zuerst die *Ἀγγίλοι*, die in ihrer ursprünglichen Heimath am Weitesten nach Osten, dann die *Φρίσσωνες*, die in der Mitte, und endlich die *Βρίττωνες*, die am Weitesten nach Westen wohnen, und in dem Falle würde er ja gerade für meine Ansicht von der Heimath der Brittonen im nördlichen Frankreich zeugen. Dafür spricht auch der gewöhnlich dem 7. Jahrhundert zugeschriebene Geographus Ravennas. Im Anfange seines Werkes umwan-

tria.« Adam. Brem. hist. eccl. I. 7: »a Fresonibus.« Ebenso lautet der Name in einer Verordnung Karls des Gr. ebendas. I, 9.

*) Vgl. Schaubach in den Göttinger Studien 1845. S. 337 ff.

dert er die lichte Halbkugel der Erde von Indien an um Afrika, Spanien herum bis zum äussersten Norden. Er theilt I, 3. dem Sonnenlaufe gemäss diese Umwanderung in zwölf Tagesstunden ein. Zur ersten Stunde liegen die Inder, zur zweiten die Perser, zur dritten die Araber, zur vierten die Aethioper, zur neunten Spanien, (Spanorum famosissima patria), zur zehnten Gallizien oder Spania Vasconum, zur eilften das Land der Vasconen, das ehemals Aquitania hiess, zur zwölften endlich das Land der Brittonen, hinter dessen Rücken die Insel Britannien liegt; jenseits Brittannien Schottland und Irland: »Duodecima ut hora diei Britonum est patria, cuius post terga infra Oceanum, ubi longius est duorum dierum cum suis noctibus prospere navigantibus iter, magna insula Britannia reiacet, quam Graecorum philosophi quasi Micosmin (?) appellant, et trans ipsam Britanniam trecentis miliariis spatiis ubi longius Scotorum insula invenitur, quae et Hybernia conscribitur.« Hier ist offenbar von der Bretagne die Rede. Ebenso nennt er I, 5. die regiones Indorum vel Britonum als die äussersten, sich entgegengesetzten Länder des Sonnen-Auf- und Untergangs. Wer weiss, ob nicht von der Bretagne aus durch die Brittonen England in der Urzeit einen Theil seiner Bevölkerung erhalten hat?

Kehren wir auf die Inschriften Oberbayerns und des kön. Antiquariums zurück, so finden wir zwei Nr. XX. und XL. gewidmet dem J u p p i t e r o p t i m u s m a x i m u s A r u b i a n u s (von Arubium in Moesien) und dem B e d a i u s s a n c t u s, einer Localgottheit der Station Bedaium, zwei Nr. VI. und XXXVI. dem B e d a i u s A u g u s t u s und den A l o u n i s, die nicht mit Hrn. *von Hefner* Alouni, sondern Alounae zu nennen und als Nymphen oder Mütter zu fassen sind. Als Götterpaar erscheinen M e r c u r i u s und F o r t u n a r e d u x in Nr. II. Die seltsame oft wiederholte Inschrift: SILVANO || TETTO || SERVS || FITACITI ||

EX || VOTOR, die schon Jahrb. Heft II. S. 122. besprochen ist, erscheint hier Taf. I, 13. als Altar, aber Oberbayr. Archiv VII, 2. Taf. I, 22. auf einer Schüssel von feiner rother Erde, terra sigillata, woher wohl zu schliessen ist, dass derartige Gefässe nicht allein in Arezzo, sondern auch am Rheine gearbeitet wurden. Ich lese sie jetzt also: *Silvano Tetto serv(u)s Titaciti ex voto rettulit* oder *restituit*, so dass Tetto ein keltischer Eigenname ist. Das V steht oft einfach für zwei V. Vrgl. Jahrb. Heft I. S. 40. Note. Die andere Inschrift, die auf derselben Schüssel steht, ist zu lesen: *Deo Cesonio ex voto posut* (für *posuit*) *Aternuso*, wo der letzte Name wieder keltisch zu seyn scheint. Auch unter diesen kleinen inschriftlichen Denkmälern, die Hr. *von Hefner* VII, 2. behandelt hat, sind manche interessante Namen wie Volugesus, Cobenerdus, Cinges. Unter den übrigen grössern Inschriften finden sich mehrere Kaiserdenkmäler.

»Die römischen Inschriften, welche bisher im Grossherzogthum Baden aufgefunden wurden« hat Hr. Prof. *Ph. W. Rappenegger* als Beilage zum Mannheimer Lyceumsprogramme von 1845 zusammengestellt, oder vielmehr von hundert nur dreissig mittheilen können. Da er nicht der Gelehrten, sondern der Schüler wegen seine historischen und archäologischen Bemerkungen mitgetheilt zu haben selbst angibt, um vielleicht in dem einen oder andern der Zöglinge Liebe zu diesem Zweige der Wissenschaft zu erwecken: so darf die Kritik nicht den Maassstab an seine Erläuterungen legen, den sie sonst anlegen würde. Wir hoffen, dass Hr. *Rappenegger* selbst bei längerer Beschäftigung mit römischen Inschriften das Unzureichende mancher Erklärungen einsehen, die überwuchernde Fülle von Bemerkungen mässigen, so wie

eine ganze Reihe völlig barbarischer Erklärungen, welche von frühern Herausgebern herrühren, keiner weitern Berücksichtigung würdigen werde. Ordnen wir das Dargebotene einigermaassen, so ist von Votivsteinen Nr. 14. der der Mater Deum gewidmete zu bemerken, jedoch nicht so selten, wie der Herausgeber S. 23. meint. Er vergleiche nur *Orelli* 985. 989. 1896 bis 1906., dem Juppiter Nr. 14. 27. auch Nr. 3, dem Neptun Nr. 11., welcher doch mit Nr. 25. wohl ein und derselbe ist, zu welcher Wiederholung Hr. *R.* wohl durch *Steiner* Nr. 82. und 93. veranlasst worden. Denkmäler des Neptun finden sich im Rheinlande selten (vergl. *Steiner* 208.); einigemal kommt er bildlich dargestellt auf Altären der Nehalennia vor. Auch bei Mercur ist Nr. 12. und 13. gewiss nicht verschieden, und abgebildet in diesen Jahrbüchern Heft VII. Taf. III. IV. Nr. 4. Der Stein lautet: IN· H· D· D· || DEO. MERCVR || ERCPRVSO· Hr. *R.* liest: *In honorem domus divinae Deo Mercurio erexit Cajus Publius Ruso.* Schwerlich möchte ER für *erexit* nachzuweisen seyn. Es steht auch bei *Orelli* 4739. für HER d. h. *heres.* Sonst würde sich der Name *Ruso* zwar nicht sicher durch Martial epigram. V, 28, 4., wo andere Handschriften Rufones haben, aber doch durch den P. Calvisius Ruso in der Inschrift bei *Gruter* LXIV, 9., durch die ala Rusonis bei *Lehne* 278. bestätigen lassen. An dem doppelten Vornamen Gaius Publius würden wir wenig Anstoss nehmen. Vielleicht ist zu lesen: *Deo Mercurio Ercules Pruso.* So Erclania bei *Murat.* 1348, 6., Erculia bei *Donat.* 185, 2. Von dem Steine Nr. 18:

I· H· //////////////////

M E R .V R

Q· CAE· CII· I· V

SOL· L· F· MNS

V· S· L· L· M·

führt Hr. *R.* zwei lächerliche Erklärungen früherer Herausgeber an, die füglich hätten übergangen werden können, z. B. *In honorem Mercurii Quintus Caecilius, campidoctor* (!) *l·gionis quartae, Solonius, Lucii filii manibus votum solvens lubens liberoque munere!* Zu lesen ist: *In honorem domus divinae Mercurio Quintus Caecilius Sollemnis votum solvit laetus lubens merito.* An dem Eigenname Sollemnis ist kein Anstoss zu nehmen, da auch bei *Lehne* 299. eine Sollemnia Iusta vorkommt, ein Servandius Solemnis ebendas. 300. Andere Altäre sind der Diana Abnoba gewidmet, wie Nr. 28. 4. Die Inschrift Nr. 6:

////////ATVA
////////////////
////////////////
////////////////
S· L· M·

ist wohl zu lesen: (*V*)*atua*(*bus*) ..... *Iulius* oder *Iulia votum solvit lubens merito.* Warum ich gerade die gens Iulia hier vermuthe, erhellt aus den Inschriften bei *Steiner* 911. 912. 913. 914., wie denn überhaupt diese gens gerade die Mütterverehrung sehr pflegte, ein Punkt, auf den ich noch einmal später gelegentlich zurückzukommen denke. Der Stein Nr. 20:

DIIS· QVADR· V····BS· VICA
N I· BIBIENSES
D· S· P·

ist zu lesen: *Diis Quadrubiis* u. s. w., nicht *Quadrivialibus*, wie Hr. *R.* will. Vrgl. oben S. und den neuen in diesem Hefte noch zu veröffentlichenden aus Zülpich.

Von den Grabsteinen lese ich den christlichen Nr. 15:

D· M·
GABRIEL· AIMTONIVS
GIAMTVS· GIMATVS
PATER· POSIT

also: *Dis manibus Gabriel Aimtonius (?) Giam(a)tus. Gi(a)matus pater posit.* Der Name Ciamatus kommt als Töpfername Centralmus. II, 68. vor. Vrgl. oben S. Möge Hr. *R.* diese Bemerkungen als Zeichen des Antheils hinnehmen, mit welchem wir seine Schrift begrüssen.

Eine Reihe interessanter antiquarischer Reisenotizen sind von Hrn. Ministerialrath *Zell* in einem im Alterthumsvereine zu Baden - Baden gehaltenen Vortrage mitgetheilt. Seine Excursionen berührten die Punkte: Offenburg, Kenzingen, Riegel, Endingen Breisach.

Römische Inschriften, welche in den letzten Jahren in und um Maynz aufgefunden sind sind von Hrn. *K. Klein* in der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Maynz I. Bd. 1. Heft. S. 54. ff. erklärt. Als neu und in unsern Jahrbüchern noch nicht mitgetheilt erschienen uns die Inschriften S. 63:

MERCVR || C· SEPPIVS || CREON ||
EX· IVSSV || POSVIT || L· L·

und S. 65:

HERCVLI || M· SEPPIV || CREON || D· D.

die durch den Namen Creon ein Interesse gewinnen. Sämmtliche Inschriften des Maynzer Museums sind mit deutscher Uebersetzung in einem nicht in den Buchhandel gekommenen „Katalog des Museums der Stadt Maynz Maynz, Druck von Johann Wirth." 63 S. in 8. neu mitgetheilt.

Ein in mancher Hinsicht unnützes Buch sind die „Lu-

ciliburgensia sive Luxemburgum Romanum" von *Alexander Wiltheim* herausgegeben von *Aug. Neyen.* Luxemburgi 1842. 336. S. Text und 100 Tafeln. in 4. Es war ein unglücklicher Gedanke, diese schlechten Zeichnungen, diesen veralteten historisch-antiquarischen Text einer Herausgabe zu würdigen. Manche der darin veröffentlichen Monumente, die barbarisch gearbeitet durch ungeschickte Zeichnung völlig ungeniessbar gemacht sind, waren ohnediess schon von *Baersch* in der Eiflia illustrata herausgegeben. Diess Buch konnte füglich in der Handschrift bleiben, und die daran verschleuderten Mitteln zu einer schönern Unternehmung, zu neuen treuern Zeichnungen alter Monumente benutzt werden. Jetzt, wo es im Druck erschienen, ist es ein neuer Schrecken für den rheinischen Arhäologen, der es wegen einiger vielleicht sonst nicht herausgegebenen Monumente berücksichtigen muss. Ein Paar Worte mögen über dasselbe genügen.

Von Götterkreisen sind zu bemerken zuerst der kapitolinische: Juppiter, Juno, Minerva mit Hercules vermehrt (vrgl. Jahrb. IV. Heft S. 149.), sodann Pl. 24, 85. Juppiter mit Apollon, Hercules, Mercur. Auch auf einem etruskischen Spiegel*) erscheint Juppiter (Tinia), jedoch jugendlich und bartlos, Apollon (Apulu) und Hermes (Turms). An Juppiter's Stelle tritt Pl. 47, 172. ff., Juno und ihr gesellen sich Mercur, Apollon, Hercules. In einem andern Viergötterkreise Pl. 40, 148. 149. sind Juppiter, Apollon, Hercules geblieben; nur ist an die Stelle des Hermes Fortuna getreten. (Schön ist, wenn sie echt ist, die neben diesem Altare Fig. 150. von einer ehemals in St. Maximin in Trier befindlichen Elfenbeintafel (sculpta in ebore p. 184.)

*) Dempster Etruria regalis Tom. I. Tab. III. Müller Denkm. alter Kunst II, 25.

gegebene Lyra von eigenthümlicher Form.) Ein anderer Viergötterkreis ist Pl. 42, 156. 157. Ceres, Mercur, Hercules und ein vierter unbestimmbarer Gott in einer Art Penula. Ein Dreigötterkreis Pl. 83, 362. ff. enthält eine seltsame Zusammenstellung, Venus, wie es scheint, die aber *Wiltheim* für Isis hält, Ceres und Hercules. Auf einem andern Altare Pl. 88, 399. ff. finden wir endlich als *σύμβωμοι* Venus, Mars, Hercules nebst Ceres. Wären die Zeichnungen besser, so würden sich auch andere Denkmäler dieses Buchs zu archäologischen Zwecken gebrauchen lassen. Jetzt ist es ein *μέγα κακόν, μέγα βιβλίον.*

Den unerquicklichen, weil unfruchtbaren Streit über die Stelle des Florus IV, 12: „Bonnam et Gesoniacum pontibus iunxit classibusque firmavit" hat Hr. Dr. *Dederich* im VIII. Hefte unserer Jahrbücher S. 52. wieder aufgenommen und mit grosser Gelehrsamkeit behandelt. Die Sache ist diese. Frühere hiesige Alterthumsfreunde, deren Beruf noch sehr fraglich ist, hatten in dem Gesoniam bei Florus ein Dörfchen dem alten römischen Lager gegenüber, das sie Geusen nannten, finden wollen. Ich hatte dagegen bemerkt, es setze eine grosse feste römische Ansiedlung voraus, wolle man drüben einen solchen Posten annehmen; davon zeuge aber weder die Geschichte, noch der Boden. Die Römer hätten fast nie auf dem rechten Rheinufer festen Grund fassen können, am Allerwenigsten drüben im Angesichte des tapfern unbezwinglichen Volkes der Sigambern. Noch dazu eine förmliche stete Verbindung mit stehenden Pontons, die alle Schifffahrt hemmten, und eine Befestigung mit Schiffen, die sogar classes genannt werden! Wie! eine solche rege Schifffahrt auf dem Rheine in der Zeit des Drusus? Flotten auf demselben? das klingt höchst unwahrscheinlich. Wir wollen

die 50 Castelle des Drusus am ganzen Rheinlaufe schon gelten lassen, obschon auch diese etwas verdächtig sind, aber an einem kleinen Punkte, der doch lange nicht so bedeutend, wie Cöln war, solche Kräfte zu sammeln, das wäre zu auffallend. Der Boden ferner müsste uns doch Spuren von römischen Ansiedlungen bewahren. Aber der Acker hat seine natürliche Farbe, keine Scherben, keine Ziegel, sind, wie auf dem linken Rheinufer, hier zerstreut. Kaum dass sich in einem vielleicht römischen Bauwerke, das einer Thurmanlage ähnlich sah, dessen Zeit aber durchaus nicht bestimmbar ist, an der Strasse nach Schwarzrheindorf einige zerbrochene Ziegelstücke nebst Tuff neulich vorfanden. Und selbst diese konnten später, etwa zur Zeit der Erbauung der Schwarzrheindorfer Kirche 1151 hingekommen seyn. Aber an eine weitere Ausdehnung, an eine Stadt ist gar nicht, nicht einmal an ein Castell ist hier zu denken. Höchstens mag ein einzelner Thurm oder Posten hier gestanden haben. Höchst selten findet man hier eine Münze, obgleich doch Römer mehrere Jahrhunderte nach Drusus das hiesige Land bewohnten. Drittens widerspricht der Name. Geusen oder wie es heisst Gänsem kann nun einmal nicht aus Gesoniacum — denn so musste der Name lauten — entstanden seyn. Aller Analogie gemäss würde man Gesenich oder Kessenich erwarten. Die Ortsnamen auf iacum oder acum, die noch erhalten sind, enden alle auf ich oder ach, z. B. Tolpiacum Zülpich, Iuliacum Jülich, Antunacum Andernach. Also Geschichte, Boden und Sprache zeugen gegen die Annahme eines Ortes Gesoniacum auf der rechten Rheinseite.

Mit der Untersuchung über Verona beschäftigt suchte ich einen andern Namen für das Gesoniacum, indem ich noch immer an Bonn in der Stelle des Florus festhielt, und warf es als Einfall hin, es möge Florus vielleicht geschrieben haben. „Bonnam et Veronam pontibus iunxit:“

Dieser Einfall, den ich gleich preisgab, ist zu sehr als gelehrte Vermuthung angesehen und demgemäss angegriffen worden. Das war er nicht; eine solche ernste Beachtung und Widerlegung verdiente er nicht. Um so mehr freute es mich, im III. Hefte dieser Jahrbücher an Herrn Prof. *Osann* einen Gegner gefunden zu haben, der die Unhaltbarkeit selbst jener Ansicht, dass ein so unbedeutender Punkt, wie Bonn, in der Stelle des Florus gehalten werden könne, durch Zusammenfassung aller historischen Fäden, mit Scharfsinn erwies, der an die Stelle des unerklärlichen Bonnam et Gesoniacum die alte verbesserte Lesart: Bononiam et Gesoriacum herstellte. Mag immerhin diese Lesart durch Handschriften nicht unterstützt werden, was thut's? Die Aenderung ist so leicht, und selbst die Lesart Bonam führt so schnell und mit so klarer Vermittelung auf Bononam und Bononiam, die Lesart Gesogiam cum ebenso leicht auf Gesogiacum d. h. Gesoriacum, als auf Gesoniacum, das weder irgend ein Schriftsteller des Alterthums, noch die Peutingersche Tafel kennt. Wie sollte es möglich seyn, dass ein solches Castell Bonn gegenüber so spurlos verschwunden wäre! Bei einer solchen Frage kommt es nicht auf ein hyperkritisches Abwägen jedes Strichs in den Handschriften, hier kömmt es auf eine grössere historische Anschauung an. Es ist eine Analyse des Gedankenganges von Florus nothwendig; der Phantasie des Geschichtschreibers müssen wir auf ihrer Fährte nachgehen, um zu dem Punkte zu gelangen, den er in seiner Vorstellung ergreift. Diesen Versuch hatte ich schon früher gemacht. Ich hatte nachgewiesen, wie Florus, indem er die Siege des Drusus erzählt, seine Runde durch Germanien macht, die Völker jenseit des Rheines gleichsam im Kreise umwandere, Maas*), Elbe, Weser berühre, den

*) Hr. Dederich, der so sehr sonst der Autorität der Handschriften

Rhein in seiner Längenausdehnung mit den neu angelegten 50 Castellen streife und schloss, dass er bei „Bonnam et Gesoniacum" nur diesen Fluss in seiner Vorstellung haben könne, besonders da später der Ehrenname des Germanicus für Drusus erwähnt werde. Ein Seitensprung nach Gallien (Bononiam et Gesoriacum) sey nicht denkbar. Und damit stimmt auch Hr. *Dederich* vollkommen überein, indem er sich in maasslosen Ausdrücken gegen *Osann's* Erörterung als eine unhistorische ergeht. Ich bin hier in dem Falle, ein ungebührendes Lob abweisen und die Ansicht meines Gegners zu der meinigen machen zu müssen. Die Frage ist und bleibt: „Ist der Seitensprung nach Gallien denkbar?"

Ueberblicken wir die Darstellung des Florus nach etwas weitern Grenzen, als wo er gerade von Germanien handelt, so beginnt Florus, nachdem er die Bürgerkriege erzählt, in Cap. 12. die Feldzüge nach Aussen. Er erzählt sie uns nach den vier Himmelsgegenden, natürlich von seinem Standpunkte aus in Rom oder Italien. 1) Der Norden §. 2: „Ad Septentrionem," wozu er Noricer, Illyrier, Pannonier, Delmatier, Moesier, Thracier und Dacier, Sarmaten und Germanen rechnet. Den Feldzug des Drusus gegen die Germanen erzählt er zuletzt §. 21. und nachdem er dessen Siege uns vorgeführt, klagt er, dass diese Provinz durch Quintilius Varus wieder verloren worden; und bei Erwähnung dieser clades Variana ruft er mit einem Seitenblick auf Britannien aus: „Hac clade factum, ut imperium, quod in littore Oceani non steterat, in ripa Rheni fluminis staret." Er schliesst den Norden ab: „Haec ad Septentrionem." Sodann geht er über 2) auf den Sü-

---

folgt, ändert, wir wissen nicht, ob nothwendig, hier Mosam in Amisiam. Es ist nicht recht denkbar, dass Florus diese drei Flüsse Ems, Weser, Elbe in verkehrter Folge nennen würde.

den. §. 40: „Sub Meridiano“ 3) auf den Osten §. 42: „Ad Orientem,“ 4) auf den Westen. §. 46: „Sub Occasu“ und kömmt noch einmal §. 61. auf alle vier Himmelsgegenden zurück. Mithin lässt sich bei seiner Erzählung über den germanischen Feldzug des Drusus die Grenze nicht so genau am Rhein abstecken, sondern ein weiterer Ueberblick des Schriftstellers über den ganzen Norden ist schon von Vorne herein anzunehmen.

Zweitens. Warf Florus mit dem Ausdrucke: „imperium quod in littore Oceani non steterat“ einen Seitenblick sogar auf das durch Cäsar eroberte Britannien, welcher Punkt war dann geeigneter, erwähnt zu werden, wenn es sich von einem Zuge nach dem Norden handelt, als gerade Gesoriacum? Welcher Punkt war für Drusus wichtiger, als gerade dieser Hafen, der nicht nur den nächsten Uebergang nach Britannien, sondern auch die einzige Station für eine Flotte war, die nach Deutschland einen Feldzug zu unternehmen dachte. Hier trafen zwei Strassen zusammen, einmal die grosse Wasserstrasse um Spanien und Gallien herum, welche die römische Flotte innehielt. Das ist vermuthlich die Stelle, welche Caesar B. G. V, 2. als portus Itius*) bezeichnet: „quo ex portu commodissimum in Britanniam transmissum esse cognoverat,“ aus welchem Namen noch gar nicht mit Hrn. *Dederich* zu schliessen ist, dass hier keine Stadt gestanden; im Gegentheil, wo ein so bedeutender Hafen genannt wird, da ist schon von Vorne herein grosse Schifffahrt, Ansiedlung und Stadt zu vermuthen. Mit dem Rhein gewissermaassen verbindet diesen Hafen auch Strabon IV, 5: *Τοῖς δ' ἀπὸ τῶν περὶ τὸν Ῥῆνον τόπων ἀναγομένοις* [nach Britannien] *οὐκ ἀπ' αὐτῶν τῶν ἐκβολῶν ὁ πλοῦς ἐστιν, ἀλλὰ ἀπὸ τῶν ὁμορούντων τοῖς Μεναπίοις Μορινῶν, παρ' οἷς ἐστι καὶ τὸ Ἴτιον, ᾧ ἐχρήσατο*

*) Godefroy in den Séances générales tenues à Lille 1845. Paris 1846. hält p. 283. Wissant für den portus Itius.

ναυσταθμῷ Καῖσαρ ὁ θεός, διαίρων εἰς τὴν νῆσον. Den Hafen hebt besonders hervor Pomponius Mela III, 2: „Ab illis enim iterum ad septemtriones frons litorum respicit, pertinetque ad ultimos Gallicarum gentium Morinos, nec portu, quem Gesoriacum vocant, quidquam notius habet,“ der dann ebenso gleich nachher den Rhein nennt, wie Florus nach dem Rhein Bononia und Gesoriacum. Dass Mela hier von der Stadt nicht spricht, ist sehr natürlich, da er meist nur die Naturverhältnisse angibt, oder die Völkerschaften im Allgemeinen, weniger die Städte. Ebenso ist es mit der Stelle des Plinius N. H. IV, 30: „Haec [Insula Albion] abest a Gessoriaco Morinorum gentis litore proximo traiectu quinquaginta M., circuitu vero patere tricies octies centena viginti quinque M. Pytheas et Isidorus tradunt.“ Vermuthlich hatte also schon Pytheas, der ja aus Massilia zu Hause war, der einmal eine Reise bis Thule, das anderemal bis zur Weichsel gemacht hatte, den *κόλπος Γησοριακός* genannt. Aber aus dem Ausdrucke „Gesoriaco litore“ schliessen zu wollen, es habe damals keine Stadt Gesoriacum gegeben, ist ebenso unbegründet, als denselben Schluss aus dem Itius portus zu machen. Woher weiss denn Hr. *Dederich,* ob nicht gar zu lesen ist: a Gessoriaco, Morinorum gentis litore, so dass Letzteres bloss Apposition oder nähere Ortsbezeichnung wäre? So sagt Eumenius Panegyr. Constantii c. 14. richtig: „a Gesoriacensi litore,“ nicht Gesoriaco litore. Seltsam, dass er auch sogar aus dem pagus Gessoriacus bei Plin. IV, 31. denselben Schluss ziehen will, als ob Jemand aus einem pagus Bonnensis beweisen wollte, es habe nur einen Bonner-Gau, keine Stadt Bonn gegeben! Derselbe Fall ist, wenn Ptolemäos II, 9, 3. ein *Γησοριακὸν ἐπίνειον* nennt, wobei Hr. *Dederich* übersehen hat, dass Suidas *ἐπίνειον* nicht allein durch *παραθαλάσσιον χωρίον ἢ προσορμητήριον,* sondern auch durch *πόλισμα παραθαλάσσιον* erklärt, dass schon der Scholiast zu Thukydides I, 30., wo *Κυλλήνη*

τὸ Ἠλείων ἐπίνειον heisst, bemerkt, dass es eine Seestadt mit einem Hafen bezeichne: *Πόλισμα παραθαλάσσιον, ἔνθα τὰ νεώρια τῶν πόλεων, ὥσπερ ὁ Πειραιεὺς τῶν Ἀθηναίων, καὶ ἡ Νίσαια τῆς Μεγαρίδος· δύνασαι δὲ ἐπὶ παντὸς ἐμπορίου καὶ παραθαλασσίου χρήσασθαι τῷ ὀνόματι τούτῳ, ὃ νῦν οἱ πολλοὶ κατάβολον καλοῦσι.* Und für Stadt braucht es ja selbst immer Strabon, Ptolemäos III, 13, 3: *Αὐλὼν πόλις, ἐπίνειον*, III, 16, 6: [*Ἠλείας*] *Κυλλήνη, ἐπίνειον*, gerade wie bei Thukydides, ebendas. 9: *Τρίνασσος, ἐπίνειον*, ebendas. 13: [*Κορινθίας*] *Κεγχρεαί, ἐπίνειον.* Mithin ist II, 9, 3. [*Μορίνων*] *Γησοριακόν, ἐπίνειον* als Stadt zu fassen, wie Hr. *Dederich* schon aus VIII, 5, 6. sehen konnte, wo vorher lauter Städte genannt werden (*τὸ μὲν Αὐγουστόδουνον, τὸ δὲ Λούγδουνον*) und nun der Schriftsteller fortfährt: *Τῆς δὲ Βελγικῆς Γαλλίας τὸ μὲν Γησοριακὸν ἔχει τὴν μεγίστην ἡμέραν κ. τ. λ.* Hr. *Dederich* scheint den Ptolemäos gar nicht nachgeschlagen zu haben. Ebenso ist offenbar im Itinerarium Antonini bei den Worten: „Iter Britanniarum a Gessoriaco“ eine Stadt gemeint und als Stadt bezeichnet auch die Peutingersche Tafel ihr verdorbenes Gesogiam. Von den Mauern der Stadt spricht endlich auch Eumenius Panegyricus Constantii c. 6: „Cepit oppressam Gesoriacensibus muris pertinacem tunc errore misero manum piraticae factionis.“ Hieraus ersieht man, dass der Name keineswegs, wie *Herm. Müller* glaubt, im dritten Jahrhundert verstummt. Aber was brauchen wir so tief in die Kaiserzeit vorwärts zu gehen. Wir wollen ja dem Leser nahe bringen, dass es bei Florus recht gut stehen könne. Das eben will Hr. *Dederich* nicht. Und doch sagt er S. 65: „Erst bei Suetonius (Claud. 17.) und bei Florus (I, 11, 8.) scheint Gesoriacum der Name einer Stadt zu sein, obgleich die Annahme nicht nothwendig ist.« Nicht für die Zeit des Sueton spricht die bei ihm vorkommende Stelle, sondern für die des Kaiser Claudius, also nicht lange

nach Drusus. Claudius will nach Britannien, fährt von Ostia aus, wird bei den Stöchaden von einem Sturm befallen: „Quare a Massilia Gesoriacum usque pedestri itinere confecto inde transmisit.“ Also in der Zeit des Claudius bestand schon eine grosse Landstrasse von Massilia in gerader Richtung nach Gesoriacum, die beide Meere verband. Und bei Florus, (Hr. *Dederich* sagt: „E r s t bei Florus“) der von der ältesten Zeit nach den Königen in Rom spricht, heisst es: „Idem tunc Faesulae, quod Carrae nuper, idem nemus Aricinum, quod Hercynius saltus, Fregellae, quod Gesoriacum, Tiberis, quod Euphrates.“ Vrgl. Jornandes regn. succ. c. 18. Offenbar redet er von seiner Zeit (unter Septimius Severus *) ?), wo der Euphrat die Grenze des römischen Reichs ist, wie früher der Tiber, Fregellae die Grenze, wie [neulich] Gesoriacum, (vielleicht wie *Herm. Müller* scharfsinnig das Wort herleitet, als wahre *γῆς ὅρια*) das nemus Aricinum die Stelle des hercynischen Waldes vertrat, wo Faesulae die Grenze war, wie n e u l i c h Carrae. Also bei demselben Florus, wo wir Gesoriacum als Stadt suchen, steht es, j a i n b e i d e n S t e l l e n w i r d m e r k w ü r d i g e r W e i s e d i c h t d a b e i d e r H e r c y n i s c h e W a l d g e n a n n t. Vom ersten bis zum sechsten Jahrhundert wird es in ununterbrochener Reihenfolge als einer der wichtigsten strategischen Punkte genannt. Und jenes Gesoniacum, das Hr. *Dederich* aus allzugrossem Patriotismus drüben sucht, nennt kein einziger alter Schriftsteller!

Diesen Punkt also, wo die gallische Seestrasse und Landstrasse zusammentreffen, der der wahre Schlüssel sowohl zu Britannien als zu Germanien war, diesen Hafen, bei dem die römischen Flotten vor Anker legten, wo sich

---

*) Vrgl. Genouille in der Gazette de l'instruction publique 1846. No. 9. und Jenaische Litter.-Zeit. 1846. No. 135. Jedoch ist die ganze Frage über die Lebenszeit des Florus damit noch nicht abgeschlossen.

noch später ein Theil des Heeres von Carausius verschanzte, den aber Constantius durch einen ungeheuren Seedamm abschloss (Eumen. Panegyr. Constantii c. 6.), — diesen selben suchte schon Drusus zu befestigen. Nun sagen aber Schriftsteller, dass Gesoriacum später den Namen Bononia erhalten; Hr. *Dederich* meint also: Wie konnte Drusus dieselbe Stadt durch Brücken verbinden? Wo sollten die beiden Namen sowohl Bononia als Gesoriacum bei Florus herkommen? Das Auskunftsmittel ist sehr einfach. Gerade wie Bonn und Verona ursprünglich zwei getrennte nebeneinander liegende Städte waren, die später zu dem einen Bonn verschmolzen, und nun bloss den einen Namen fortan tragen: so waren vermuthlich Bononia und Gesoriacum zwei getrennte Städte, vielleicht auf beiden Seiten des Hafens liegend*), die eine eine griechisch-gallische, die andere eine keltisch-gallische Niederlassung, welche Drusus durch Brücken verband, und mit Flotten oder Schiffen festigte. Hier passen die Flotten, aber nicht nach Bonn auf den Rhein, wo nie ein Hafen, nie ein Ankerplatz war. Mitten im Feindeslande wird kein kluger Feldherr so auf den gefährlichsten Punkt sein Kostbarstes, die Schiffe, blossstellen. Nachdem schon unter Drusus jene beiden Städte Bononia und Gesoriacum verbunden worden, sind sie später ganz zusammengewachsen. Derselbe Eumenius, der in dem Panegyricus auf Constantius Chlorus noch die Gesoriacenses muri nennt, spricht in dem auf Constantin c. 5. von dem litus Bononiensis oppidi. Lupicinus kommt 360 n. Chr nach Bononia, und fährt mit den dort geholten Schiffen nach

*) Da ich keine Ortsanschauung von Boulogne habe, so muss ich mich begnügen, auf die Uferbildung zurückzugehen, wie sie Eumenius Panegyric. Constantini c. 5. und Ammianus Marcell. XXVII, 8, 6. beschreiben. Letzterer sagt: »Bononiae litus, quod a spatio controverso terrarum angustiis reciproci distinguitur maris.« Vrgl. auch Eumenius Panegyric. Constantii c. 6.

London (Ammian. Marcellin. XX, 1, 3.), ebenso der Feldherr Theodosius im J. 368 (ebend. XXVII, 8, 6.). Die Peutinger'sche Tafel nennt es Gesogiaco quod nunc Bononia und das gleich zu veröffentlichende Leydener Fragment schon Bolonia, woraus denn später der Name Boulogne oder Boulogne sur mer entstanden ist. Die Annalen Einhard's endlich erwähnen noch zum J. 811 (Pertz monum. I. p. 199.) Bononia als grossen Stationsplatz mit einem alten Leuchthurme: „Ipse autem [imperator] interea propter classem quam anno superiore fieri imperavit videndam, ad Bononiam civitatem maritimam, ubi eaedem naves congregatae erant, accessit farumque ibi ad navigantium cursus dirigendos antiquitus constitutam restauravit et in summitate eius nocturnum ignem accendit.“ Diess mein letztes Wort über die Stelle des Florus.

„De Romeinsche beelden en Gedenksteenen van Zeeland“ hat Hr. Dr. *L. J. F. Janssen* Middelburg 1845. auf XIX schönen Tafeln mit einem entsprechenden Texte herausgegeben. Es ist vorzüglich die von allen deutschen oder keltischen Gottheiten in ihrem Wesen am Besten erkennbare Göttin Nehalennia, die uns auf diesen Denkmälern entgegentritt. Forcellini leitet sie vom Hebräischen נַחַל *nahal* d. h. Fluss ab. Näher liegen deutsche Wurzeln, wie *naha* (woher der Fluss Nahe seinen Namen hat) oder *aha* d. h. Wasser. Möglich wäre auch, dass der Stamm, der in *ναῦς*, navis steckt, hier zu Tage träte. Denn so viel bekunden die Denkmäler, dass sie eine Göttin der Schifffahrt ist, und zwar der Handelsschifffahrt. Sie setzt ihren Fuss in poseidonischer Stellung auf das Vordertheil eines Schiffes (Taf. X, XI, XIV.), sie wird mit Neptun verbunden (Taf. VII. VIII. X. XI.), sie wird verehrt *ob merces rite conservatas, ob meliores actus;* Früchte stehen in Körben ihr zur

Seite oder werden ihrem heiligen Schoosse anvertraut, Fruchtranken und Füllhörner erheben sich in ihrer Nähe. Sie begleitet der Hund als Symbol der Unterwelt. Aber ein nächtliches Geheimniss, dunkel wie die Tiefe des Meeres, umgibt ihren Dienst. Die Rückseite ihrer Altäre deckt ein heiliger, faltiger Schleier (Taf. VII. IX. XVI.), gerade so wie bei dem Altar der kapitolinischen Götter im hiesigen Museum (Centralmus. II, 11.), wo zu beiden Seiten der Kistophorus und der Opferknabe, der das Schwein trägt, (vrgl. Centralm. II, 8.) auf mystischen Dienst hinweisen. Eine Darstellung solcher Mysterienfeier am Rheine fehlt noch durchaus. Eine Zusammenstellung des rheinischen Mithrascultus wäre vor Allem wünschenswerth.

Bonn, den 28. Juni 1846. **L. Lersch.**

6. Ein Leidener Fragment.

E Cod. Leid. Voss. 96.

a.

IN PROVINTIIS GALLICANIS· QVe
CIVITATeS S̄ METROPOLITANE·
Prouintia lugdunensium. pma
or
habet ciuitates. IIII quarum. Me
tropolis ÷ Lugdunis. Cui sunt subiec
tę. Edua. id est augusti dun⁹. Lingo
nensis. Cabillonensis. Matisconen
sis. Prouintia lugduNensis scda·
habet ciuitates. VII. quarum Me
a
tropolis. ē Rotomgus; Cui sunt sub
iectę. Baiocas. Abrincantinum.
a
Ebroas. Saxis. Lexouium. Constn
a
tia. Prouintia lugdunensis. III
habet ciuitates. VIIII. quarum
Metropolis. ÷ Turonis; Cui sub
iectę sunt. Cenomannis. Redo
num. Andegauis. Nannetis. Co
risolitum. Venetum. Oximen
sis. Diablintum. ι. Carofes
ta
Prouintia lugdunensis. IIII ha
o
bet ciuitates. VIII. quarum Me

tropolis. ē. Senonis. Cui ŝ subiec
te. Carnotum. Autisiodorus.
Neūnis. Treccis. Aurelianis. Pa
risius et Meldis.
Prouintia belgica. IIa. habet ciui
tates. XII. quarum metropolis. ē.
Remis. cui sunt subiectę. Suessio.
Catalaunis. Viromandus. Atraba
tum. Camarac⁹. Siluanectum. Bello
uagus. Abianis. Morian⁹. ₒq̄ n̄c Taruanē
sis dr̄. et bononia. quā n̄c Boloniā
uocant. Prouintia belgica ıa pm.
Metropolis. ē. Treueris
Cui subiectę. Mediomatricus id est
Metis et. Leucorꝶ. Tullo. et. Viri
dun⁹. Prouintia germanię prima.
habet ciuitates. IIII. quarum me
tropolis. ÷ Magontia. Cui s sub
iectę. Argentoratum. id. ē strat

b.

burg. Mēmettum. id est. Spira. Vangionū
id est. Warmatia. Prouintia germanię. II. ha
bet ciuitates. II. quarum metropolis. ē. A
gripina. id est colonia. cui subiecta. ē Tun
gris. Prouintia maxima sequanorꝶ habet
ciuitates. VIIII. quarū metropolis. ē. Veson
tionum. Cui ŝ subiectę Equestrium. Niue

dun⁹. et Elueticorꝝ id ē. Aluetic⁹. et Basilien
sium. id. ē. Basila. ꝝ uindonense. et Argen
toriense. id. ē Argentoratum. et Ebredunē
se. ꝝ Rauracense. et Porte abucini.
Prouintia alpium cottiarum. ꝝ appoen
ninarum. habet ciuitates II. quarum (as)
metropolis. ē. Centronium. id. ē. dranta
sia. cui subiecta. ē ciuitas. valensium.
id est Octodorus; Prouintia viennensium ha
bet ciuitates XIIII. quarum metropo
lis. ē. Vienna. cui s̄ subiectę ciuitates.
gennabansium. gratianopolitanorꝝ. (e)
Albensium. que nunc dr. ///////////////
Viuaria. Dotensium. Valentinorꝝ. Tri
gastinorꝝ. Vasiensium. Arausicorꝝ. Car
pentoratensium. que n̄c. dr̄. Vindeisca
Cabellicorꝝ. Auenticorꝝ. Arelatensium.
et. Massiliensium; Prouintia aquitanie
pma habet ciuitates. VIII quarū (i, to)
metropolis ē. Biturigum. Cui sunt
subiectę. Arūn⁹. Ruten⁹. Albigen
sis. Cadurc⁹. Lemouicum. Gabalum.
Vellauorꝝ.

L. Lersch *)

---

*) Die Erläuterungen zu diesem Fragmente gedenke ich im nächsten Hefte zu liefern.

II. Monumente.

1. Amazonen-Torſo zu Trier.

(S. die Abb. Taf. V. Fig. 1.)

Endlich ist einmal wieder aus dem Schoosse der römischen Augusta ein Sculpturbild von höherem Kunstwerth emporgebracht worden. Während die grosse Mehrzahl der seither aufgefundenen, in dem Museum der Gesellschaft f. n. F. aufbewahrten Gebilde aus Sandstein oder Jura-Oolith durch mangelhafte, oft rohe Ausführung, bei anerkennungswerther Poesie der Erfindung, den Charakter blosser Local-Sculpturen an sich trägt, sehen wir hier ein Marmorbild von höherer plastischer Vollendung, welches als Nachahmung eines hellenischen Musterwerks erscheint.

Freilich nur ein Fragment. Es ist der Torso einer weiblichen Figur [1]) von etwas mehr als menschlicher Grösse, mit einem ärmellosen Chiton in halbgedoppeltem Ueberschlage (Hemidiploidion) bekleidet, welcher von einem Gürtel umschlossen wird (S. Fig. 1, a). Die linke Schulter und der linke Busen sind entblösst. An der linken Seite ist ein mit Epheugewinden verzierter Köcher und unter demselben der Rest eines Bogens ersichtlich — beide durch Queer-Riemen befestigt, welche mit dem über der rechten Schulter getragenen, überall mit Nägeln besetzten Tragbande verbunden sind. Sowol die nackten Partien dieses Torso wie die Draperie des Gewandes sind mit künstleri-

1) Die Höhe des Torso beträgt 2 Fuss 5 Zoll, Par. M. Der Stoff ist harter, grosskörniger, glänzender Marmor (Grechetto?).

Digitized by Google

scher Virtuosität und bis ins Kleinste bemerklicher Sorgfalt ausgeführt.

Von dem Kopf der Figur scheint ein abgetrennter Rest in einem, unweit des Torso ausgegrabenen, aus demselben Stoffe bestehenden Bruchstück erhalten zu sein: die rechte Gesichtshälfte und Schläfe eines ernstschauenden Frauenantlitzes, mit kurzgelocktem, von einer Binde umwundenem Haar (s. Fig. 1, b). Ferner sind, ebenfalls in der Nähe unsers Torso, und durch Gleichartigkeit des Materials und der Arbeit demselben angehörend, die linke Hand[1]), und einige Fragmente der Arme und Beine gefunden worden.

Die Bedeutung dieses verstümmelten Marmorbildes tritt bei näherer Betrachtung hervor: Es ist das Bild einer Amazone; wie schon aus dem Gesammteindruck der kräftig-schönen Formen, der leichtumhüllenden dorischen Gewandung und entblössten linken Brust (auch der rechte Busen ist unter dem Gewande, nach Künstlerbrauch[2]), in voller Rundung gebildet), und aus den Attributen des Bogens und des, an der Seite getragenen, flachgeformten Köchers erhellen dürfte, wenn gleich in der bedauerlichen Verstümmelung unsers Torso weder von der halbmondförmigen Pelta, noch von der amazonischen Streitaxt — jenen zwar oft, doch nicht immer[3]), den Amazonen beigegebe-

1) Die Fingerspitzen sind abgebrochen, der Daumen und die zwei kleinern Finger gekrümmt, die beiden Mittelfinger ausgestreckt. Die Stümpfe der Finger zeigen in den an den Brüchen ersichtlichen Einbohrungen augenscheinliche Spuren einer ehmaligen Restauration.

2) »Die Kunst der Alten verräth uns nichts von einer fehlenden Brust; vielmehr zeichnen sich die Amazonen gerade durch zwei vollaufgeschwollne Brüste aus.« *Gruber*, Wörterb. der altclass. Mythol. I, S. 266.

3) S. darüber *Gruber* in d. a. W., und die Abbildungen der Amazonen-Denkmale.

nen Waffen — eine Spur sich zeigt. Auch das vorbeschriebene Kopf-Stück (s. Fig. I, b) trägt durch Gesichtausdruck [1]) und Haartracht [2]) zur Bestätigung dieser Auffassung bei. Endlich ist auch noch des, schon obenbemerkten, Tragbandes zu gedenken, welches durch augenscheinlich bezweckte Darstellung metallischer Plattierung nicht sowohl als ein blosser Jagdriemen, wie als kriegerisches Wehrgehänge erscheint.

Aber noch eine weitre Beziehung drängt sich bei der Betrachtung unsers Amazonen-Torso auf. Es ist nicht zu verkennen, dass derselbe in Form und Haltung, wie in den wesentlichsten Einzelheiten, eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit der berühmten Amazonen-Statue im Vatican (der sogenannten Matteischen Amazone [3])) darbietet, so dass er als eine Nachbildung der letztern erscheint. Ausser der Identität des Costums und der gleichartigen Haltung der Attribute (Bogen-Köcher), tritt jene Uebereinstimmung noch ganz besonders in dem Moment der Arm-Richtung hervor. Zwar ist an unserm Torso der rechte Arm bis auf die Achsel ausgebrochen und von dem linken nur der obre Stumpf, nebst einer genau sich anschmiegen-

---

1) »Von den Nymphen der Artemis unterschied sie die bildende Kunst durch die Thracische Tartsche, ein ernstes Auge und hohe Selbstgenügsamkeit, wie sie Heroinen ziemt.« *Gruber* i. a. W., S. 266.

2) S. die Abbildungen der Amazonen auf Denkmälern, insbesondre das Fries-Relief von Phigalia (*C. O. Müller* und *C. Oesterley*, Denkm. d. a. Kunst, I, H. 2, Taf. 28, Nro. 123) und die Abb. bei *Millin*, Gal. Myth. CLIX, fig. 595; CLXI, fig. 592, 593 etc, Mehrere dieser Amazonen tragen Haarbinden. — Die vaticanische und die (verwundete) capitolinische Amazone sind mit leichtgeringeltem Haar, doch ohne Binde, dargestellt.

3) S. die Abbildung derselben bei *O. Müller*, Denkm. d. a. K., I, H. 3, Taf. 31, Nro. 138, a. Auch bei *Millin*, G. M., CXXXVIII, fig. 496, etc.

den Fortsetzung, erhalten, allein die Richtung beider in der Hauptsache deshalb nicht minder gewiss: Offenbar war der erstre, wie bei der Matteischen Amazone (deren untre Armtheile neuere Ergänzungen sind), über den Kopf erhoben — was schon aus dem hochemporgezogenen rechten Busen folgt [1]) — der andre, so wie bei jener, zur linken Seite herabgesenkt.

Wir glauben daher unser Bild, wenn auch nicht als durchgängige Copie [2]), doch als eine der Nachahmungen jener vaticanischen Statue bezeichnen zu dürfen, deren mehrere, in Einzelheiten variierend [3]), auf unsre Zeit gekommen sind, und deren gemeinsames Prototyp — nach *Welcker* [4]) — in einer der fünf ephesischen Erzstatuen — am wahrscheinlichsten in der Amazone des Polyklet oder derjenigen des Phidias — zu suchen ist.

Indessen dürfte aus unsrer Figur in ihren dermaligen Resten (da sie, wie die ihr verwandten Gebilde, von Arm-Zerstückung [5]) betroffen ward) kein näherer Aufschluss

---

1) Zwei zusammenpassende Arm-Bruchstücke, welche, obgleich nicht unmittelbar dem Bruch des Torso sich anschliessend (da das verbindende Stück ausgefallen ist), doch augenscheinlich dem rechten Arm unsrer Figur angehören, gereichen zu weitrer Bestätigung (S. Fig. I, c). Bemerkenswerth ist hier ein oberhalb des Elnbogens ersichtlicher Rest eines Armringes, welcher, obgleich unsrer Figur eigenthümlich, doch nicht als unvereinbar mit amazonischer Darstellung erscheinen kann.

2) Ueber die zahlreichen Copien und Nachbildungen der Matteischen Amazone s. *C. O. Müller*, Handb. d. Arch. d. K., § 121, Anm. 2; und *Welcker*, Akadem. Kunstmus. zu Bonn, Nro. 79, die Matteische Amazone, S. 63—66.

3) S. *Welcker* i. d. a. W., S. 65.

4) *Welcker* i. a. W., S. 63.

5) »An dem nicht minder vortrefflichen capitolinischen Exemplar sind die Beine erhalten, nur das linke Knie ergänzt, neu aber auch hier beide Arme mit dem Bogen.... Dagegen ist eine Barberinische

über die eigentliche Actions-Idee jenes gefeierten Heroinenbildes zu gewinnen sein, welche, nach *Welcker*, noch immer ein Räthsel bleibt.

Möglich, dass bei fortgesetzter Nachgrabung an der Fundstätte unsers Bildes noch einige weitere Bruchstücke [1]) zu Tage kommen und dadurch eine Restauration des Ganzen gesichert wird; doch dürfte schon für sich unser Torso, als ein wahrhaftes Kunstwerk (wenn auch erst in der Zeit Hadrians [2]) entstanden) selbst in einem der grössern Antiken-Museen einen Platz mit Ehren füllen. Jedenfalls ist derselbe eine der Hauptzierden unsrer archäologischen Sammlung und um so höher zu schätzen, da er, aus unserm Boden erstanden, als plastischer Beleg die Pracht und künstlerische Schmückung der treverischen Kaiserstadt[3]) bezeugt.

Der Torso nebst den bemerkten kleinern Fragmenten ist im vergangenen Winter aus den Ruinen des grossen, von *Ortelius*, *Brover* und *Al. Wiltheim*[4]) beschriebenen

---

Replik jetzt auch im Vatican, auch aus dem harten parischen Marmor, und seit 1837 edirt im Mus. Chiaramonti, II, 18. Der Herausgeber rühmt deren ungemeine Erhaltung bis in die Accessorien. Durch *Gerhard* aber wissen wir, dass der linke Arm, so wie der über das Haupt erhobene rechte, neu ist.« *Welcker* a. a. O. S. 65 und 66.

1) Ausser den vorbeschriebenen Resten sind noch ein paar, sehr unförmliche Fragmente vorhanden, welche dem Fussgestell der Statue angehört zu haben scheinen und die Vorstellung einer, zu den Füssen der Amazone gebildeten Thierfigur erwecken könnten; was aber bei dem geringen Umfang und der starken Beschädigung jener Stücke als völlig unsichre Vermuthung erscheinen muss.

2) Die Arbeit der Haare und die fast übergenaue Ausführung des Details scheinen auf das zweite Jahrhundert zu deuten.

3) »Treviri, domicilium Principum clarum.« Amm. Marc. XV, 11.

4) S. *Al. Wilthemii* Luxemb. Rom. pag. 132—139. Schon früher wurde aus diesen Ruinen, nebst vielen Marmortafeln, Säulenca-

Römerbau's hervorgezogen worden, dessen massenhaftes Gemäuer noch jetzt in beträchtlicher Ausdehnung unter den Gartenfeldern der Vorstadt St. Barbara sich erstreckt, und woraus für die archäologische Forschung ein fernerer Gewinn zu hoffen steht[1]).

Trier. **W. Chassot v. Florencourt.**

pitellen etc. eine Statue von gleichem Stoffe und ähnlicher Grösse als die unsrige hervorgezogen, aber nach Paris verschleppt (»Ad extremum eruta statua togata Pario ex marmore, humana magnitudine paulo altior, quam ob artificium Parisios mitti placuit.« *Al. Wilth.* l. l.).

1) Bei fernerem Nachgraben wurden später auch ausser einer Masse römischen Baumaterials sehr viele viereckig geschnittene Marmorplatten, die zur Austäfelung des Bodens und der Wände dienten, nebst einer Säule aus bläulichem Marmor herausgefördert.

Wenn schon die bis jetzt an's Licht gekommenen Denkmäler zu der Annahme berechtigen, dass einst ein Bau von ungewöhnlicher Pracht an diesem Orte gestanden haben müsse; so wird Dies noch wahrscheinlicher durch die Nachrichten über sehr bedeutende Alterthumsreste, die noch im 17. Jahrhundert in derselben Gegend vorhanden waren; damals wurden diese Denkmale, nachdem sie im J. 1512 den Donnerbüchsen Kaiser Maximilians kräftig Trotz geboten, auf Verfügung der Jesuiten, die sie mit den anstossenden Grundstücken gekauft hatten, gesprengt, und Alles dem Boden gleich gemacht; die Steine wurden als Baumaterial benutzt. Auch noch in unserem Jahrhunderte wurden zu verschiedenen Malen bei zufälligen Aufgrabungen zahlreiche Alterthumsreste hier aufgefunden, und alte Sagen setzen mehre der vorzüglichsten Bauten aus der Römerzeit, wie den Triumphbogen Gratians und Valentinians, den Pallast Gratians, einen mit Nischen und Statuen verzierten hohen Thurm, ein Centufanum, wie mehre Chronisten glauben, eben in diese Gegend. Es ist daher schon in früheren Zeiten öfters bedauert worden, dass man verschiedener Umstände wegen den zu Tage gekommenen Spuren nicht hatte folgen können; gegenwärtig dürfen wir viele wichtige Aufklärungen über diese noch im Schoosse der Erde verborgenen bedeutungsvollen Reste erwarten, indem Seine Majestät der König vor Kurzem den Ankauf der Grundstücke, auf denen sich die Ueberreste finden, zum Zwecke fernerer Nachgrabungen huldvollst zu genehmigen geruht haben. Emmerich. Dr. Schneider.

2. Diana, die Jägerin, unter den Buchen.

(Reliefbild in Jura-Oolith. Höhe: 2' 6'': Breite: 1' 6''.)

S. die Abbildung, Taf. VI, 1.

Die Feier der Wald- und Jagd-Göttin Diana war in dem wälderreichen treverischen Gebiet bis in die späteste Zeit der Römerherrschaft im Schwung, und nur mit Mühe gelang es den Nacheiferern des H. Martinus, jenen tief eingewurzelten Cultus endlich auszurotten.[1]) Unter den bildlichen Ueberresten desselben verdient das obenbezeichnete Reliefbild bemerkt zu werden, welches zu Clüsserath eingemauert war. Schon *Al. Wiltheim* hat dieses Bildes erwähnt[2]) und auch eine — jedoch ungenaue und verzerrte — Abbildung desselben geliefert. Das Original wurde vor kurzem wieder aufgefunden und durch die Fürsorge eines patriotischen Alterthumsfreundes[3]) dem Museum zu Trier erworben:

Diana Venatrix, die Herrin der Wälder und Schluchten, ist hier im Moment der Ruhe — als Feiernde, nicht aber ermattet Rastende — dargestellt; die ewige Spann-

---

1) S. darüber u. a. *Al. Wiltheim,* Luxemb. Roman., pag. 42, 43.

2) Die Erwähnung *Wiltheim's* (in dem vorang. Werke, pag. 43) beschränkt sich auf die Worte: „Hic interim Trevirensem aram auctarii vice accipe et in ea stantem Dianam inter dicatos ei fagos. Visitur vico Cluseredo, altero sub Augusta Civitate milliari, ubi extrema vici clivus occupat, Mosellam despectans, aediculae D. Michaelis muro postico inserta, hac specie (Vide fig. 16).“ Die vorbezeichnete Abbildung ist — wie sämmtliche Abbildungen in dem, übrigens werthvollen, Wiltheimschen Werk — ungetreue Caricatur.

3) Des Herrn Pastor *Ackermann* zu Longuich.

kraft göttlicher Jugend schliesst die Schwächen irdischer Abmüdung aus.[4])

Die schlanke Gestalt der jungfräulichen Göttin steht, in üblicher Bekleidung, inmitten zweier Baumstämme (die wir, nach den ersichtlichen Blätter-Formen, getrost als Buchen bezeichnen dürfen) — auf den rechten Fuss gestützt, den linken halbschwebend vorübergeschlagen, und mit dem linken Arm an einen der vorerwähnten Baumstämme leicht angelehnt. In der linken Hand den Bogen, in der Rechten einen Pfeil empor-haltend, erscheint sie, zwar feiernd, doch augenblicklich bereit, ihr sichres Geschoss wider die Unthiere des Waldes zu entsenden. (Wir dürfen bei diesem, am Fingang der Thalschlucht der Salm gefundenen Votivbild an die heerdenfeindlichen, noch jetzt nicht völlig vertilgten, Eifel-Wölfe denken.) Zu den Füssen der Göttin sind, als untergeordnete Trabanten, ein heiliger Hirsch (*ἔλαφος κεϱόεσσα?*) und ein Jagdhund gruppirt.

Die Intentionen des Bildners sind anerkennungswerth, und auch die Ausführung ist — im Vergleich mit andern unsrer Local-Sculpturen — vorzüglich zu nennen.

Der Kopf der Hauptfigur ist verstümmelt, das Uebrige wohl erhalten. Das Bild war früher in der Wand einer Capelle eingemauert und soll von dem Landvolk für eine Darstellung des h. Hubertus gehalten worden sein.

Trier. **W. Chassot v. Florencourt.**

---

4) Das Reliefbild eines schlummernden Jägers im Museum Capitolinum wird als vorzüglich gerühmt. (S. *Otfr. Müller*, Handb. d. A. d. K., S. 690). Darstellungen einer ermüdet hingestreckten Diana dürften, bei allen sonstigen Anthropomorphismen Hellenischer Göttergestaltung, wohl niemals vorgekommen sein. (S. übrigens *Otfr. Müller*, im angef. W., S. 582, Anm. 1.)

3. Iſis und ihr heiliges Schiff.

Elfenbeinrelief im Aachner Münster.

Ἐγώ εἰμι μήτηρ Ὥρου τοῦ βασιλέως.
Ἐγώ εἰμι ἡ ἐν τῷ ἄστρῳ τῷ κυνὶ ἐπιτέλλουσα.
Ἐμοὶ Βούβαστος ἡ πόλις ᾠκοδομήθη.
Χαῖρε, χαῖρε, Αἴγυπτε, ἡ θρέψασά με.

Sechs Elfenbeintafeln schmücken den von Heinrich II. dem Aachener Münster geschenkten mit Goldblech umkleideten, mit kostbaren Edelsteinen gezierten Evangelienstuhl. Sie haben alle ungefähr die Form eines ausgehöhlten Halbcylinders und weichen in Höhe und Breite nur um einen bis zwei Zoll ab. Vier von diesen Darstellungen beziehen sich auf antike Gegenstände, zwei auf entschieden christliche. Die letztern führen uns im starren byzantinischen Styl den Ritter Georg und den h. Christophorus vor, von den erstern zwei Dionysos in der Weinlaube in der Stellung des Apollino, die dritte zwei Nereiden von Ichthyokentauren getragen, von durchaus mangelhafter Composition und höchst barbarischer Zeichnung. Die vierte enthält die zu besprechende und Taf. VII. in der Grösse des Originals abgebildete Darstellung, die sich vor den übrigen durch schöne Zeichnung namentlich in der Hauptfigur, durch ein reines Formgefühl, eine höchst geschickte Gewandung und einen Reichthum von Attributen auszeichnet, die dem Erklärer eine weitere Pflicht der Ausdeutung auflegen. Sind wir bei den Nereiden sicher, ein mittelalterliches Werk vor uns zu sehen, enthalten die beiden Dionysos noch ganz antike Motive: so neigt sich bei unserer Darstellung die Ansicht dahin, dass wir hier ein echt antikes Werk vor

uns sehen, und wir würden diese Ansicht für vollkommen zuverlässig ansehen, wären die beigefügten Nebenfiguren ebenso schön und charakteristisch gearbeitet, wie das Hauptbild, legten nicht die langgezogenen Hände und die ganze Anordnung der Nebenfiguren uns doch die Pflicht gegründeten Zweifels auf. Am Sichersten werden wir gehen, wenn wir das Werk für eine geschickte Nachbildung einer der Isisdarstellungen ansehen, die in den römischen Kaiserzeiten mit ihrem Cultus*) das Reich überschwemmt hatten, aber einer Darstellung, in der noch ein Hauch des griechischen Geistes lebt. Der erste Blick würde uns an eine Demeter denken lassen — darauf würden uns die vollen ausgebildeten Körperformen führen, der Polos, der ihr Haupt deckt, die Aehren, die zu ihrer Linken hervorsprossen, auch wohl die Schlange — wenn wir nicht wüssten, dass Isis frühzeitig von den Alten mit Demeter verwechselt worden ist. Als solche bezeichnet sie schon Herodot II, 59: Ἶσις δὲ ἐστι κατὰ τὴν Ἑλλήνων γλῶσσαν Δημήτηρ., Diodor I, 14. vergleicht sie mit der Demeter Thesmophoros, er berichtet I, 25., dass Einige sie für Demeter, Andere für die Thesmophoros, hinwiederum Andere für die Selene, für die Hora ausgäben, ja Manche sie mit allen diesen Namen bezeichneten, und auch Apollodor II, 1, 3. nebst Andern hält Demeter und Isis für dieselben Gottheiten. Bei Apuleius Metam. XI, 5. sagt sie: „Me Eleusinii vetustam deam Cererem nominant." Es kommt hier nicht darauf an, zu untersuchen, in wiefern diese Vergleichung gegründet ist, ob das wunderbar veränderliche Wesen der Isis sich in allen Einzelheiten mit der griechischen Demeter zusammenstellen lässt — nur das ist

*) Ueber den Isiscultus in Rom vrgl. *Urlichs* in der Beschreibung der Stadt Rom III, 3. S. 117. *Preller* Regionen der Stadt Rom Jena 1846. S. 123. *Georgii* in *Pauly's* Real-Encyclop. III. S. 289 *Matthiä* in *Ersch* und *Grubers* Allgem. Encyclopädie S. 433.

hervorzuheben, dass es für den griechischen Künstler, sobald er die Isis bilden wollte, kein anderes Mittel gab, als das Mütterliche, Empfangende, Gebärende der *Γῆ μήτηρ* in seine Vorstellung aufzunehmen und mit den betreffenden Attributen zu versehen. Es ist daher nicht so sehr ein junonischer Charakter, wie man ihn wohl zu nennen pflegt, der sich in den Isisbildern wiederfindet, nicht jener Stolz einer selbstbewussten Majestät, einer einherschreitenden Himmelskönigin, als vielmehr die reife Fülle und das Weiche einer pflegenden Mutter, die sorgsame Innigkeit der trauernden Demeter. Wie aber Demeter sich zur Tyche oder Fortuna verhält, so wird auch Isis nicht selten mit den Attributen der Letztern versehen, und hat, wie diese und wie die Ceres Pharia, die Obhut der Meerfahrt, des Schiffs und besonders des Segels.

Kehren wir von dieser allgemeinen Betrachtung zu der des vorliegenden Bildes zurück, so erblicken wir eine mütterliche weibliche Gestalt im langen bis auf die Knöchel herunterfallenden faltenreichen an allen Enden mit einem Saume besetzten Chiton, dessen Falten mit einer gewissen Regelmässigkeit eine nicht ungefällige Abwechslung verbinden und besonders im rechten etwas vortretenden Beine die Körperformen durchscheinen lassen, ferner mit einem darüber geworfenen gegürteten Hemidiploidion, in dessen Falten, welche die Fülle des schönen Busens erkennen lassen, sich dasselbe System einer absichtsvollen mannichfaltigen Regelmässigkeit oder regelmässigen Mannichfaltigkeit kundgibt. Spitze Schuhe decken ihren Fuss. Auf breitem Halse erhebt sich ein schöner etwas nach der Rechten des Beschauers gewendeter Kopf von vollen Formen, mit grossen Augen, kleinem etwas geöffneten Munde, mässigen Ohren, die mit dicken Gehängen geschmückt sind, sehr kleiner aber ergänzter Nase und einem starken in der Mitte gescheitelten Haarwuchse, der zu beiden Sei-

ten der Brust in dreifachen Locken herunterfällt, wie wir das auf sehr alten oder archaistischen griechischen Werken der besten Zeit*) häufig vorfinden. Das lockige Haupt der Isis feiert auch Apuleius Metamorph. XI, 37: „Iam primum crines uberrimi prolixique et sensim intorti, per divina colla passive dispersi, molliter defluebant.“ Die Locken (πλόκαμοι) der Isis bewahrten und zeigten die Bewohner von Memphis als h. Reliquie auf, wie Lukian (adv. indoct. §. 14.) bezeugt, und eine Frucht dieses Namens erwähnt Plinius N. H. XIII, 52: „Iuba tradit, circa Troglodytarum insulas fruticem in alto vocari Isidis crinem, corallis similem, sine foliis.“ Das Haupt der Göttin deckt in Form eines durchbrochenen Korbes der h. Polos. In ähnlicher Weise hat eine Isisbüste bei *Sonnini* (voyage dans la haute et la basse Egypte Tom. II. pl. 14.) die ebenfalls mit vollen Formen versehen und mit lang herunterhängenden Locken geschmückt ist, den Modius auf dem Kopfe; nur ist dort der Halbmond als Schild beigefügt.

Gehen wir auf die eigentlichen Attribute unseres Bildes über, so hält Isis in jeder Hand ein eigenthümliches. Das in ihrer linken Hand befindliche mag wieder mit ihrer Ausdeutung als Demeter oder Tyche bei den Griechen zusammenhängen. Es ist das Füllhorn. So erscheint Isis mit den Attributen der Fortuna, wie *Georgii* in *Pauly's* Real-Encycl. S. 287. bemerkt, in *Winckelmann's* Werken

*) So der Apollon Philesios des Kanachos in *Müllers* Denkmäl. a. K. IV, 21., der Apollon der Dresdener Basis ebendas. XI, 41., Hermes auf dem dreiseitigen borghesischen Altar mit den zwölf Göttern XII, 44., ebendas. 43, die Chariten, ferner Apollon, Artemis und Leto auf den s. g. choregischen Denkmalen im Louvre XIII, 46., fünf Götter auf dem capitolinischen Tempelbrunnen bei *Winckelmann* M. I. Nro. 5. u. s. w. Ebenso ist die Isis gelockt auf der alexandrin Münze des Antoninus bei *Zoega* Num. Aeg. Tab. X, 5. Seltsam gelockt ist Isis in der Statue Mus. Capit. Tom. III, 81.

Dresden 1820. III, 107., auf einer Münze der Iulia Mammäa sehen wir sie mit dem Füllhorn in der Rechten, in einem andern Bildwerke (*Cuper* Harpocrat. p. 38.) mit dem Füllhorn in der Linken, gerade wie bei unserm Bilde, mit dem Steuerruder in der Rechten, die von einer Schlange umwunden wird. Auf einem Relief der Villa Mattei (Monum. Matth. III. Tab. XXV, 1.) hat sie das Füllhorn in der Rechten, Aehren in der Linken. Vrgl. Mus. Capitol. Tom. III, 80.

Aber ein blosses Füllhorn ist es in der Hand unserer Isis nicht geblieben. Aus muschelförmig gebildeter, nach Unten zu spitz zulaufender Unterlage erhebt sich ein rundes Kapellchen; denn für rund werden wir es trotz der acht gewundenen korinthischen Säulen schon des kuppelförmigen gereifelten Daches wegen halten müssen, aus dessen statt eines Pinienapfels trichterförmig sich erweiternder Spitze ein heiliger Vogel mit ausgebreiteten Schwingen emporsteigt. In diesem Kapellchen erblicken wir in nachdenkender Stellung, die linke Hand an die Wange, den Arm auf das linke Knie gestützt, die rechte Hand an dasselbe gelegt, die Beine auseinanderhaltend, die Füsse mit den Knöcheln zusammengestellt eine Knabenfigur, die wir unbedenklich für Horos (Harpokrates) erklären. Der Sage nach (Herodot II, 144. Diodor Sic. I, 21. Plutarch de Is. et Osir. c. 38.) ist er Sohn der Isis und des Osiris. Noch Knabe, da Typhon den Osiris erschlägt, ist er bestimmt, die Ermordung des Letztern durch Jenen zu rächen. Die Kunst hat sich des Horos, den die Griechen oft mit Apollon vergleichen, vielfach bemächtigt. Isis erscheint daher mit Horos in einem Bildwerke von schwarzem Granit im Museo Pio-Clementino (*Gerhard* und *Platner* Beschreibung der Stadt Rom. II, 2. S. 247.), ferner auf ägyptischen Kunstwerken den Horos säugend (Descript. de l'Egypte. Tom. I pl. 22. Nro. 2. 3. 4. 5. nach den Sculp-

turen von Philä, ebendas. I. ch. VIII. pl. 93. Fig. 3.). In einer Bronze des Leydener Museums (*Leemans* monum. Egypt. de musée des antiq. d. pays bas. Tom. II. Leide 1840. pl. IX. Nro. 672.) sitzt sie den Horos säugend auf einem auf zwei Sphinxen ruhenden Stuhle; Modius und mächtige Hörner, welche die Kugel halten, zieren ihr Haupt, vor ihren Füssen kniet eine kleine kauernde Figur; auf andern Denkmälern desselben Museums Nro. 673 — 849. 1053, c. aus Erz, Basalt, Marmor, Holz u. s. w., in einer zweifelhaften Terracotte des Leydener Museums (*Leemans* monum. Egypt. Tom. II. pl. XVII. Nro. 1437.) finden wir die Göttin in derselben Beschäftigung, aus Alabaster und Erz im Museum des Collegium Romanum und des Grafen *Caylus* (*Winckelmann* VII, 352. VII, 451. III, 141.) ebenso auf einem Carneol von griechisch-römischer Arbeit (*Vogel* Relig. der alten Aegypter und Griechen. Nürnberg 1793. Taf. II.), auf welcher Gemme Isis, wie auf unserm Bildwerke, gelockt ist. Eine ganze Reihe von alexandrinischen Münzen des Antoninus, des Marc Aurel u. s. w. stellt die Göttin Mutterpflichten übend dar (*Zoega* Num. Aegypt. Tab. X, 1. XII, 2. 9. XIII, 8. 11. u. s. w.). Vrgl. *Wilkinson* manners and customs of the anc. Egypt. Pl. 35, a.

Auf der Spitze dieser runden Kapelle erblicken wir einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, den wir schon wegen des eigenthümlichen Schnabels für einen Adler zu halten uns bedenken würden. Mit Rücksicht auf Horos werden wir keinen Anstand nehmen, ihn für den Habicht zu erklären, welcher diesem Gotte heilig war. Vrgl. Euseb. Praepar. Evang. III, 12. Aelian H. A. VII, 9. X, 14. Horapoll. I, 2. 6. 8. So hat schon *Leemans* in diesen Jahrb. VII. S. 79. den Horus Pabeci Filius einer Kölner Inschrift richtig so gedeutet, dass Pabec aus dem Artikel Pa und Bec Habicht bestehe. So hiess, wie *Georgii* in *Pauly's* Real-Encyklop. S. 1513. anführt, die dem Horos

geweihte Stadt Apollinopolis (Euseb. Pr. Evang. III, 11.) bei Strabon (XVII. p. 562.) die Stadt der Habichte. Dieser ihm geheiligte Vogel bedeutet, wie derselbe bemerkt, die Sonnenhöhe im Sommersolstitium (Clem. Alex. Stromat. V, 7.). Auf dem Relief eines runden aegyptischen Tempels im vaticanischen Museum ist übrigens in gleicher Weise ein Ibis zu erkennen. Vrgl. *Gerhard* und *Platner* in der Beschreibung der Stadt Rom. II, 2. S. 19.

Ueber diesem Kapellchen schweben zwei geflügelte Knaben, von denen der Eine eine Flöte bläst, der Andere vielleicht zwei Klappern oder Cymbeln zusammenschlägt, unter dem Tempel steht auf einer Console einer mit einem Vogel*), ein vierter unter dem Arme der Göttin bläst ebenfalls eine Doppelflöte, die aber mit weiten Oeffnungen versehen zu sein scheint, und zu unterst sehen wir eine Bacchantin mit fliegendem Chiton und Hemidiploidion die Arme auseinandergereckt sich im wilden Tanze zu jener rauschenden Musik bewegen. (Auch bei dem Bubastisfest, das uns Herodot II, 60. als ein ägyptisches schildert, klappern die Weiber, *αἱ μέν τινες τῶν γυναικῶν κρόταλα ἔχουσαι κροταλίζουσι*, die Männer spielen die Flöte (*οἱ δὲ αὐλέουσι*) und die übrigen Männer und Frauen singen und schlagen in die Hände. In den Städten, wohin sie kommen, wird getanzt.) An ihrer Seite sprosst zur Versinnlichung des in Isis dargestellten nährenden Naturlebens eine noch erkennbare Aehre, die bis an das Dach der Horuskapelle reicht. Vrgl. Tertullian de corona militis c. 6: „Si et Leonis Aegyptii scripta evolvas, prima Isis repertas spicas capite circumtulit, rem magis ventris.“ Auch in der Kunst sind ihr solche Aehren nicht selten beigegeben.

Ehe wir auf das zweite Emblem, das die Göttin in

---

*) Auf den Malereien des pompejanischen Isistempels fand man ebenfalls Ibis und kleine Vögel, Priester mit Palmen und Aehren. Ebendaselbst wurde eine Statue des Horos ausgegraben.

der Rechten trägt, das h. Schiff übergehen, sind zuvörderst noch die Beigaben dieser Seite zu betrachten. Der Bacchantin entsprechend sehen wir hier einen mit Thierfüssen, Thierohren, kleinen Hörnern und spitzem Barte versehenen Pan, der die Töne seiner siebenröhrigen Syrinx mit der rauschenden Musik der geflügelten Knaben vereinigt. Nach Diodor I, 18. nimmt Osiris bei seinem Zuge durch verschiedene Völker den Pan mit: *Παραλαβεῖν δ' ἐπὶ τὴν στρατείαν καὶ τὸν Πᾶνα, διαφερόντως ὑπὸ τῶν Αἰγυπτίων τιμώμενον· τούτῳ γὰρ τοὺς ἐγχωρίους οὐ μόνον ἀγάλματα πεποιηκέναι κατὰ πᾶν ἱερόν, ἀλλὰ καὶ πόλιν ἐπώνυμον κατὰ τὴν Θηβαΐδα, καλουμένην μὲν ὑπὸ τῶν ἐγχωρίων Χεμμώ, μεθερμηνευομένην δὲ Πανὸς πόλιν.* Satyre sind in seiner Begleitung. Pane und Satyre erwähnt auch Plutarch (de Is. et Osir. c. 14.) als Theilnehmer am Schmerze der Isis beim Tode des Osiris. Zu Pans Füssen sitzt ein Hund, der zur Göttin aufblickend die vordere linke Klaue emporhebt. Auch nach Aelian H. A. X, 45. V, 45. hat sie Hunde in ihrer Begleitung; ihr gewidmet ist das Gestirn des Hundes. Vrgl. Diodor. I, 27. Um den rechten Arm des Pan windet sich zuletzt eine mit Mähnen versehene Schlange. *Georgii* bemerkt in *Pauly's* Real-Encykl. S. 282. f. darüber Folgendes: „Auf diese Bedeutung als vegetative, sich stets verjüngende (Phurnut 33.) Kraft des Bodens weisen auch die chthonischen Schlangen (vgl. Herod. I, 78. Artemid. II, 13. *Preller* Demeter S. 311. *Voss* myth. Briefe II, 143.), die ihr, wie der Demeter, beigegeben werden (vgl. *Creuzer* Symb. I. S. 311 u. öft. Ovid. Met. IX, 691.) als Kopfschmuck Aelian Anim. X, 31. Apulei. Met. XI. p. 240. Val. Flacc. Arg. I, 4., ein Isis und Serapisbild in eine Schlange endigend auf einer Münze Iulians, *Cuper* Harp. p. 37. Coll. 59. 61., auf einer Münze Trajans zwei Schlangen mit Bart und Krone, auf einem Wagen einen Korb voll Aehren ziehend (*Zoega* Num. Aeg. Imp. T. V.).“ Wir

fügen hinzu die Schlange als Kopfschmuck der Isis auf den ägyptischen Basrelief aus dem Sanctuarium zu Hermonthis in der Description de l'Egypte, antiquité. Vol. I. pl. 95, 3. (*Creuzer* Symb. II. Taf. I, 1.), ebenso aus dem Tempel zu Hermonthis, wo Isis dem aus dem Lotoskelche emporsteigenden Horos die Hand reicht, Description pl. 95, 1. (*Creuzer* Taf. I, 2.). Schlangen erscheinen auch in Begleitung des Horos, wann er als Besieger des Typhon dargestellt wird (*Leemans* a. a. O. 1045—1055.). Auf einem Relief aus dem Hofe der Villa Mattei (Mon. Matth. III. Tab. XXXVI, 2.), welches einen der Isis heiligen Festzug darstellt, ist die Oberpriesterin mit den bedeutendsten Attributen der Göttin Lotus, Situla und Schlange versehen. Die Letztere ist um ihren linken Arm gewunden. Vrgl. *Gerhard* und *Platner* in der Beschreibung der Stadt Rom. II, 2. S. 143. Ueber dieser Schlange unseres Monuments steht auf einer Console wieder ein geflügelter Knabe gebückt und aufwärts blickend, der in der Linken einen nicht erkennbaren Gegenstand, etwa ein kleines Füllhorn hält, während er die das Schiff haltende Hand der Isis mit seiner Linken unterstützt. Dieses Princip der aufwärts gehenden Unterstützung der Figuren, wie ich es nennen möchte, ist, wenn mich nicht Alles täuscht, eher ein mittelalterliches, als ein antikes zu nennen. Es ist auch das Princip der neuern Arabeske.

II.

Das h. Schiff der Isis erfordert eine nähere, eindringendere Betrachtung. In Aegypten selbst, vermuthet *Georgii*, sey Isis keine Göttin des Meeres gewesen, vielmehr es erst nach der Erhebung Alexandriens zu einer Weltstadt geworden. Das Meer sey überhaupt ein den Aegyptern fremdes Element gewesen, das Gebiet des Typhon, wofür er sich auf Plutarch Is. et Osir. c. 33. beruft. Nachdem sich aber Alexandria zu einer mächtigen Seestadt erhoben,

sey der Isis auch das Meer anvertraut worden. Dass Isis in ägyptischen Darstellungen zuweilen auf einem Kahne erscheint, kann freilich noch gar keinen Schluss auf eine wirkliche Wassergottheit begründen, da nach Porphyrios (de antro Nymph. p. 234. ed. Micyll.) alle aegyptischen Götter auf einem solchen stehen, und da besonders Helios und Selene, so wie sämmtliche Planetengottheiten, in dieser Weise von der Kunst gebildet wurden. Vrgl. Jahrbüch. d. Vereins v. Alterth.-Fr. V. VI. S. 305. Nun behauptet Plutarch zwar, dass die *σοφώτεροι τῶν ἱερέων* nicht allein den Nil Osiris und den Typhon das Meer nannten, sondern den Erstern jeglichen Anfang und Kraft des Feuchten, den Letztern alles *πυρῶδες* und der Feuchtigkeit Feindselige. Aber es scheint in der That in der alexandr. Zeit der Name der pharischen entstanden zu seyn, und schon Euhemeros, der bekanntlich um 316-300 sein Werk schrieb, die pharische Isis gekannt zu haben. Wenigstens darf man dieses doch aus Minuc. Felix Octav. c. 21. schliessen: „Euhemerus exsequitur et eorum natales, patrias, sepulcra dinumerat et per provincias monstrat, Dictaei Iovis et Apollinis Delphici, Phariae Isidis et Cereris Eleusiniae." Spätere brauchen den Namen häufig. Bei Eusebius Praep. Evang. V, 7. finden wir eben diesen Namen in zwei Versen des didymäischen Apollon:

Ἴσιδι δ' αὖ Φαρίῃ γονίμου παρὰ χεύμασι Νείλου
Μαστεύειν οἴστροισιν) ἑὸν πόσιν ἁβρὸν Ὄσιριν.*

Ein Votivstein aus der Zeit einer der Antonine bei *Gruter* LXXXV, 1. ist gewidmet *ЄΙCΙΔΙ ΦΑΡΙΑ*. Statius (Silv. III, 2, 102.) nennt sie regina Phari, und in dem Kalendarium rusticum Farnesianum bei *Gruter* CXXXVII. heisst es zum April: SACRVM· PHARIAE· ITEM· SARAPIA. Auf Münzen des Iulian bei *Eckhel* D. N. V. Tom VIII. p. 140. heisst sie ISIS FARIA.

*) *Jablonski* op. T. II. p. 246. vermuthet *οἰἰστροισιν*, was *Heinichen* billigt.

Ein zweiter Ehrenname ist der der Pelagia. Apollodor (II, 1, 3.), Lukian (deor. dialog. 3.) und Lactantius I, 11. vergleichen die Io, die über das Meer nach Aegypten gekommen, mit der Isis, eine Vergleichung, die schon Herodot (II, 41.) wegen der Kuhhörner Beider einmal gelegentlich angestellt hatte. Auch bei dem alten Bubastisfeste ist Wasserfahrt charakteristisch. Allein zu voller Ausbildung einer Seegöttin scheint Isis doch erst später gekommen zu seyn. Bei Apuleius Metam. XI, 3. taucht sie mitten aus den Fluten des Meeres auf (pelago medio). Pelagia ist in der spätern Zeit ein mehrfach vorkommender Name. Pausanias (II, 4, 7.) berichtet uns, dass in Korinth beim Wege, der nach Akrokorinth hinaufging, zwei *τεμένη* der Isis sich befanden, von denen man die Eine *Πελαγία*, die Andere *Αἰγυπτία* genannt. Man scheint also die ägyptische Isis von der pelagischen dort wohl unterschieden zu haben. In einer Inschrift bei *Gruter* CCCXII, 5. begegnen wir einem SER· SVLPICIO· AVG· L· ALCIMO· AEDITVO· AB· ISEM· PELAGIAM· So ist sie, die sich und ihre Priester in Leinen kleidet, vor Allem Erfinderin des S e g e l s. So berichtet Hygin fab. 277: „Velificia primum invenit Isis; nam dum quaerit Harpocratem filium suum, rate velificavit.“ und Cassiodorius (Variar. V, 17.): „Hoc [linum volatile] Isis rati primum suspendit, cum per maria Apochran [zu lesen ist Harpocratem] filium suum audaci femina pietate perquireret.“ Sie erscheint auf einer aegyptischen Münze des Hadrian (*Zoega* num. Aegypt. Tab. VI, 9.) mit dem Sistrum und flatterndem Segel, auf einer andern (ebendas. Tab. VII, 16.) ebenso vor dem Pharus, woher man diese auch Isis Pharia oder velifica zu nennen pflegt, ebenso auf einer Reihe anderer Münzen, z. B. einer alexandrinischen des Domitian (*Mionnet* VI. p. 180), einer korinthischen der Plotina (*Vaillant* numism. aerea imp. Paris 1688. p. 219.); ebenso erscheint auf ei-

nem grossen Ruderschiffe Serapis sitzend, vor ihm Isis das Segel ausbreitend, hinter ihm eine andere mit einem Modius ebenfalls versehene weibliche Figur mir einer (?) Fackel (*Zoega* Tab. VII, 12.). Nach Plutarch (de Is. et Osir. c. 18.) sucht sie ihren Sohn Horos in einem Nachen von Papyrus, ἐν βάριδι παπυρίνῃ, die Sümpfe durchschiffend, und βάρις hiess bei den Griechen (Euseb. Praep. Evang. V, 10.) das ihr jährlich geweihte Schiff. In den Monumenta Matthaeiana (Vol. III. p. 46.) wird ein Elfenbeinbildwerk aus *Fabretti* (inscript. c. VII. p. 533.) angeführt, auf dem Isis in einem Papyrusnachen sitzend den Apis säugt, und in jenem Relief der Villa Mattei (III. Tab. XXV.) steht einer der Theilnehmer am Festzuge der Isis in einem kleinen Kahne. Allein erscheint sie in einem Nachen stehend auf einer Münze Julians mit der Umschrift VOTA· PVBLICA (*Rasche* lexic. R. N. s. v. Julianus), ferner in einer kleinen Figur der Villa Ludovisi den Fuss auf das Hintertheil eines Schiffes stellend (*Winckelmann* VI, 1. S. 312.), und auf unserm Relief erblicken wir diess ihr heiliges Symbol von ihrer Hand getragen in eigenthümlicher Gestaltung und Einrichtung. Hier gleicht es einer auf den Kiel gebauten Barke. In seiner Mitte sitzt hinter dem Mastbaum der Steuermann; zwei Matrosen sind beschäftigt mit dem schweren Taue das Segel in die Höhe zu ziehen. Zwei dieser Figuren sind mit der aus den Darstellungen des Odysseus bekannten Schiffermütze bekleidet.

III.

Navigium Isidis hiess ein zu Ehren der Isis in Rom vorkommender Aufzug und Festag. Die Stellen der Schriftsteller, in denen dasselbe vorkommt, geben keinen Aufschluss über die Zeit, wann er gefeiert wurde, z. B. Lactantius I, 11: „Quo igitur argumento probari potest, nec Europam in tauro sedisse, nec Io factam bovem? Quod

certus dies habetur in Fastis, quo Isidis navigium celebratur, quae res docet, non tranasse illam, sed navigasse.“ Ausonius de feriis Romanis 23:

Adiciam cultus peregrinaque sacra deorum,
Natalem Herculeum vel ratis Isiacae.

Jedoch gibt das Kalendarium rusticum Farnesianum zum März das ISIDIS NAVIGIVM an, und ein römisches Kalendarium (nach *Jablonski* Panth. Aegypt. II. p. 305.) den III. Non. des März, also den 5. März an. Eine Herleitung dieses Festes aus dem bei Herodot erwähnten Bubastisfest ist von *Nork* versucht worden, von Andern wegen des verschiedenen Charakters abgelehnt; jedoch ist nicht zu läugnen, dass merkwürdige Aehnlichkeit doch statt findet. Eine fernere Herleitung aus der Ἄφιξις Ἴσιδος ἐκ Φοινίκης, die Plutarch (de Is. et Osir. c. 50.) erwähnt, ist deswegen misslich, weil dieses Fest auf den 7. des ägyptischen Monates Tybi fiel, welcher dem römischen 2. Januar entspricht. Da das von *Jablonski* erwähnte Kalendarium dieses navigium Isidis nicht zu den dies Aegyptiaci rechnet, so dürfte das ganze Fest eher ein alexandrinisch-römisches, als ein ägyptisches seyn. Seltsam ist, dass auch an den Panathenäen das Landschiff, auf dem der der Athena heilige Peplos aufgehängt wurde, eine so grosse Rolle spielt; jedoch ist Athena, obschon auch sie mit der Isis Berührungspunkte darbietet, wie gerade ihr Antheila n der Schiffsbaukunst (Hygin fab. 168. 277. *Müller* Denkm. d. a. K. II. Bd. XXII, 238.) beweist, von der Isis im Ganzen und Grossen zu sehr verschieden. Das meiste Licht auf dieses mystische Fest wirft noch der goldene Esel des Apuleius XI, 7. Wir müssen es unsern Lesern überlassen, die vollständige Beschreibung bei dem Schriftsteller selbst nachzulesen, können aber nicht umhin, das hierher Gehörige in kurzem Auszuge mitzutheilen.

Nachdem der Göttin glorreiche Erscheinung aus den

Wogen des Meeres verschwunden ist, der Himmel in reinster Klarheit strahlt, beginnt der Zug mit einer Art Fastnachtsvermummungen. Einer hat sich als Soldaten, der Andere als Jäger, der Dritte als Mädchen verkleidet. Hinwiederum ein Anderer als Gladiator, Einer als Consul, Einer als Philosophen, als Vogelfänger, Fischer. Es erscheint ausserdem ein zahmer Bär in Frauenkleidung, ein Affe mit Ganymed, ein geflügelter Esel mit Bellerophon. Diesen Vortrab, der mit unsern Fastnachtszügen eine überraschende Aehnlichkeit hat, nennt Apuleius XI, 9: „oblectationes ludicras popularium.“ Hierauf der eigentliche Zug: weissgekleidete, bekränzte Frauen, die den Weg der Göttin mit Blumen bestreuen, andere mit Spiegeln auf dem Rücken, mit elfenbeinernen Kämmen, mit denen sie das königliche Haar (der Göttin?) ordnen und flechten, andere, die duftende Salben und Balsam auf die Strasse spritzen. Hierauf ein Zug beiderlei Geschlechts mit Laternen, Kerzen und Fackeln. Dann sanfte Flötenmusik: „Symphoniae dehinc suaves, fistulae tibiaeque modulis dulcissimis personabant.“ Ferner ein Sängerchor im weissen Gewande, und die tibicines des grossen Serapis, die den heiligen Tempelmarsch blasen. Sodann (XI, 10.) der Zug der Eingeweihten in weissen leinenen Kleidern, eherne, silberne und goldene Sistra schlagend. Hierauf erscheinen die Oberpriester, einer mit einer Laterne, der zweite, s. g. auxilia, eine Art von Altären tragend, der dritte mit Palme und Schlangenstab, der vierte eine linke Hand, derselbe ein goldenes Gefäss in Form einer weiblichen Brust, der fünfte eine goldene Wanne, der sechste eine Amphora tragend. Wir bemerken, dass sich ebenso viele geflügelte Knaben auf unserm Bildwerke befinden. Endlich Anubis mit Hundskopf und Schlangenstab, eine Kuh als Bild der gebärenden Göttin selbst, auf welcher einer der Diener sitzt, dann die mystische Kiste der Isis und das heil. ge-

heimnissvolle Bild der Göttin, von einem andern Diener getragen, das ich für ein Schiff halten würde, so wie Tacitus (Germ. 9.) von den Sueven erzählt, sie verehrten die Isis in Form eines Nachens („signum ipsum in modum liburnae figuratum"), wenn nicht Apuleius ausdrücklich sagte, es sey eine „urnula faberrime cavata, fundo quam rotundo, miris extrinsecus simulacris Aegyptiorum effigiata" und es weiterhin nur zu klar als eine gehenkelte Vase beschriebe.

Aber auch hier fehlt der Göttin heiliges Schiff keineswegs. Nachdem die Verwandlung des Esels in einen Menschen vor sich gegangen, eilt der ganze Zug an's Meer und der höchste Priester weiht nach mannichfachen Reinigungen und Gebeten der Göttin das heilige mit wundersamen aegyptischen Gemälden geschmückte Schiff. Hören wir Apuleius selbst: „Ibidem simulacris rite dispositis navem faberrime factam, picturis miris Aegyptiorum circumsecus variegatam, summus sacerdos teda lucida et ovo et sulfure sollemnissimas preces de casto praefatus ore, quam purissime purificatam deae nuncupavit dedicavitque. Huius felicis alvei nitens carbasus litteras voti intextas progerebat. Ecce litterae votum instaurabant de novi commeatus prospera navigatione. Iam malus insurgit, pinus rotunda splendore sublimis, insigni carchesio conspicua et puppis, intorta chenisco, bracteis aureis vestita fulgebat, omnisque prorsus carina citro limpido perpolita florebat." Mit Aromen wird dann das h. Schiff von allen Anwesenden überschüttet, und, sobald die Anker gelöst worden, dem weiten Meere anvertraut. Nachdem die h. Bilder in den Tempel zurückgetragen worden, entlässt der Grammateus den Zug mit den Worten: *῞ΟΛΟΙΣ ΕΦΕΣΙΑ* oder *ΠΛΟΥ ᾿ΕΦΕΣΙΑ**).

*) Die Ausleger haben schon angeführt, dass Lukian eins seiner Gespräche *Πλοῖον ἢ Εὐχαί* benannt, und darin §. 14. Isis als Schiffsname vorkomme. Ein MANIPL. EX. III. ISID. bei Cardinali, Diplomi imperiali n. 604.

Diese ganze charakteristische Feier erläutert unser Bildwerk auf's Vollkommenste. Bis in's Einzelste hin sind alle Figuren klar und wir könnten diese Erörterung beschliessen, verlangte nicht das Mittelalter noch einen Blick auf ähnliche Feier.

Tacitus berichtet uns, dass die Sueven der Isis opfern, dass sie die Göttin unter der Gestalt eines Schiffes verehren; Nehalennia kommt im Lande der Bataver mit mehreren Attributen der Isis, mit dem Schiffe, dem Hunde, den Früchten, dem Mysterienschleier vor. Noch vom Jahre 1133 erzählt uns Rudolf (Chronicon abbatiae S. Trudonis XI. in *D'Achery's* spicilegium Tom. II. p. 705.), dass ein heil. Schiff auf Rädern ruhend von Cornelimünster nach Aachen und Mastricht von vorgespannten Menschen gezogen wurde. Bacchus, Venus, Neptun oder Mars werden dort als die Idole genannt, die dabei verehrt wurden. Das Volk, namentlich die Weber und Frauen, betheiligt sich besonders dabei. An Sebastian Brant's Narrenschiff erinnert mich *Simrock*. Hier also Verbindung possenhafter Aufzüge mit einem Schiff, mit dem Isisschiff, — bei Apuleius Vermummungen gerade so, wie sie bei unserm Carneval vorkommen. Das navigium Isidis fällt auf den 5. März, der Carneval ungefähr um dieselbe Zeit. Es würde zu weit gehen, wollten wir Klapper (κρόταλα, crepitacula) und Pritsche zusammenstellen, aber, wenn mich nicht Alles täuscht, hat *Hermann Müller* richtig gesehen, wenn er (Nordisches Griechenthum S. 334. 338.) in Carneval kein carne vale, sondern ein Carnaval oder char naval, ein Landschiff erkannte. Vermuthlich ist daher das Isisschiff als Feier aus heidnisch-römischen Zeiten im deutschen Volke übrig geblieben, und unsere Fastnachtsfeier keineswegs aus den Saturnalien, die ja in den December fielen, hervorgegangen.

Bonn, 28. Iuli 1846.

L. Lersch.

4. Juppiter Ammon.

Sandstein-Herme von Lechenich bei Bonn.

> Stat corniger illis,
> Iuppiter ut memorant, sed non aut fulmina vibrans
> Aut similis nostro, sed tortis cornibus Ammon.
> Lucan.

In der Nähe von Lechenich bei Bonn wurde in diesem Jahre im Felde die auf Taf. IV, 1. 2. 3. abgebildete Herme des Juppiter Ammon gefunden. Die Höhe derselben beträgt 15 Z. rhein., von dem Ende des Bartes bis zur Scheitel 10½ Z., die Tiefe von der Stirne bis zum äussersten Rande des Hornes etwa 10 Z., die Dicke von einem Horne zum andern auf der Scheitel würden wir, da die rechte Seite abgeschlagen ist, auf 8 Z. anschlagen, so dass der Kopf verhältnissmässig dünn gegen seine sonstigen in's Kolossale gehenden Formen erscheint und sich somit eher der thierischen als der menschlichen Schädelbildung nähert. Und in der That dürfen wir diesen Umstand nicht als zufällig annehmen, da ja Amun bei den Aegyptern nach Herodot II, 42. das Gesicht eines Widders hatte: *Ἀπὸ τούτου κριοπρόσωπον τοῦ Διὸς τὤγαλμα ποιεῦσι Αἰγύπτιοι, ἀπὸ δὲ Αἰγυπτίων Ἀμμώνιοι* *). Wir finden auch in aegyptischen Kunstwerken nach der Bemerkung von *Champollion* dem Jüngern (Panthéon Egyptien. I. Paris 1823. p. 3.) oft genug Amon oder Amonre, den Herrn der Weltgegenden, den obersten Herrscher, wie er in den Hieroglyphen genannt wird, mit einem förmlichen

*) Vrgl. meinen Aufsatz über die Phantasiebildungen der griechischen Kunst im Kunstblatt 1846. Nro. 27. 28.

Widderkopf von blauer Farbe, wie der übrige menschliche Leib, mit dem Diskus und zwei mächtigen gelben und rothen Federn überhöht, das gehenkelte Kreuz in der Rechten, den Scepter in der Linken haltend. Vrgl. *Champollion* Pl. II. und *Wilkinson* manners and customs of anc. Egypt. II. ser. Vol. I. p. 243. und pl. 22. So erscheint er im Basrelief unter dem Porticus des grossen Tempels zu Philä, in der Déscript. de l'Egypte. Antiquité. Vol. I. pl. 16, 1. (*Guigniaut* religions de l'antiquité pl. XXXVIII, 158.), geflügelt mit dem gehenkelten Kreuz und Segel in den Sculpturen des grossen Tempels zu Denderah, Déscription de l'Eg. Vol. IV. pl. 19. (*Guigniaut* XXXIX, 159. vrgl. XLI, 170.), ja als Widder mit Löwenleib in der Vorhalle des Tempelpallastes zu Karnak, Déscript. vol. III. pl. 46, 2. (*Guigniaut* XLI, 171.). Diese Bildung mit dem Thierkopf (Vrgl. das Amulett bei *Caylus* Recueil II. pl. III, 1.) findet man nach *Champollion's* Bemerkung mehr in den libyschen Tempeln und in den verschiedenen Oasen, wo man Bauten im aegyptischen Styl angetroffen hat. Sie ist den Griechen fremd, indem Zeus Ammon mit Scepter und Blitz, nackt, mit dem Widderkopf nur auf einer zweifelhaften Stoschischen Gemme erscheint. (*Winckelmann* Descr. V, 76. *Guigniaut* LXIX, 269.).— Eine zweite Bildung bei den Aegyptern ist die mit einem gewöhnlichen Menschenkopfe, der nur von einem hohen Federaufsatze überragt wird, Scepter und Kreuz in der Hand. Diese erscheint mehr auf den Denkmälern von Theben. Vrgl. *Champollion* pl. I.

Eine dritte hat sich mehr bei den Griechen geltend gemacht. Der thierische Kopf wurde von dem feinen anthropomorphistischen Sinne verschmäht. Nur ein Beiwerk liess der Hellene zu, sobald er jenen Amun als Zeus Ammon in seine Götterwelt aufnahm, und vereinigte es mit der menschlichen Gestalt, mit dem Ideal des Zeus. Selbst das Thierohr wirft er weg, das bei den Aegyptern mehr ovale Widder-

horn rundet sich zu einer gefälligen Spirale, die Züge des Gesichts werden ernst und edel, und mit einem reichen Barte wird das männliche Augesicht des obersten Herrschers geschmückt. So erscheint Zeus Ammon von Vorne dargestellt mit Widderhörnern und herunterhängendem Haar und Bart, und mit dem Diadem versehen, was Beides sehr selten vorkommt, jedoch sowohl ohne Thier- als Menschenohren, auf einer Silbermünze von Kyrene, (in einer Heidelberger Sammlung) mit der Beischrift *KV*, der Silphionstaude auf der Rückseite, die *Creuzer* zuerst in der *Cotta*'schen Vierteljahrsschrift 1838. II. S. 25--27. besprochen, und in der dritten Ausgabe seiner Symbolik Bd. II. Taf. VIII, 26. herausgegeben hat, sodann im Profil dargestellt auf allen folgenden, namentlich auf einer Münze von Kyrene bei *Eckhel* Anfangsgründe der Numismatik Taf. VI, 8. (*Guigniaut* LXXI, 271.) mit der Beischrift *KYP*; mit menschlichem Ohre, wie es scheint, kaum halbkreisförmigem Horne, struppigem Haar und Barte auf einer Silbermünze von Kyrene, deren Revers mit der Silphionpflanze die Umschrift *KYPΔNΔI* zeigt, *Mionnet* Déscription Pl. 79, I. (*Müller* Denkmale d. a. K. II. Thl. II, 32.); ebenso auf einem schönen ehernen Medaillon von Mytilene mit der Umschrift *ΘEOC ΔMMΩN*, wo aber das Horn kaum um einen Halbkreis gewunden ist, bei *Spanheim* del praest. num. II, 297. (*Millin* M. G. XI, 46. *Guigniaut* LXXI, 270.); ähnlich auf einer alexandrinischen Münze des Hadrian bei *Zoega* num. Aeg. Tab. VI, 19., wo nur die Kugel auf dem Kopfe beigegeben ist, mit der Beischrift *L ENΔEKΔTOY*; mit schön gewundenem Horne, aufstrebender Stirnlocke und Kugel und der Umschrift *LENNEΔKΔ* bei *Zoega* Tab VIII, 14.; ebenso auf Münzen des Antoninus *Zoega* Tab. XII, 18. mit der Beischrift *LIH*. Ein Paarmal erscheint er sogar auf Münzen des Antoninus mit Modius, Strahlenkrone, hinter sich oder vor sich den Drei-

zack mit dem Fisch, mit der Beischrift *LE*, bei *Zoega* Tab. X, 17. 18., wo er dann als eine Art von Zeus τριόφθαλμος, als Zeus der Lichtwelt, der Erde und des Meeres gelten wird, einmal mit Modius, Strahlenkrone und äskulapischem Schlangenstabe Tab. XII, 19. und der Beischrift *LK*. Auf Coloniemünzen von Cassandria finden wir den Ammonskopf zur Linken des Beschauers gewendet, so des Claudius bei *Vaillant* numism. Colon. Paris 1695. p. 107. mit der Umschrift COL. IVL. AVG. CASSANDR., auf einer des Nerva p. 144., der Plotina p. 151. In allen diesen fehlt, so viel ich aus den Abbildungen ersehen kann, jegliche Andeutung eines Ohres. Doch sehen wir ihn mit Menschenohr, schön gewundenem Horne und zierlich gearbeiteten emporstrebenden Locken auf einer Denkmünze des Königs Juba des I. mit punischen Charakteren bei *Pellerin* III. pl. 120, 2.

Auf Gemmen erscheint Juppiter Ammon nicht minder selten, so von Vorne gesehen, in einem Carneol der Stoschischen Sammlung mit lateinischen und untermischten, wahrscheinlich punisch-numidischen Charakteren bei *Toelken* Verz. der antiken vertieft geschnittenen Steine der K. Preuss. Gemmensammlung S. 13. Nr. 22.; derselbe Kopf in einer gelben antiken Paste etwas auf die Seite gewendet, ebendaselbst Nr. 23.; in einem Carneol-Onyx und zwei antiken Pasten derselben Sammlung der Profilkopf Nr. 18. 19. 20., auf einem syrischen Granat die Profilköpfe des Juppiter Ammon und der Juno Ammonia (Vrgl. Pausan. V, 15, 11.), letztere mit einem Diadem. Eine Reihe anderer Gemmen führt *Tassie* and *Raspe* catalogue of gems 1365-1389. auf, von denen 7 den gehörten Ammons-Kopf von Vorne, 18 von der Seite, eine 1377. denselben in Strahlen, ein Cameo 1388 ihn mit einem Diadem, eine 15137 ihn mit Lorbeer (?) bekränzt zeigen. Den Münzen des Antonin nicht unähnlich, stellt

ihn ein geschnittener Stein bei *Montfaucon* Ant. expl. Suppl. Tom. I. pl. XIX, 3. dar, wo er mit einem Strahlen-Kranze versehen ist. Ueber demselben schwebt die Kugel, auf welcher eine Schlange sichtbar ist, vor ihm ein Dreizack, unter ihm die Inschrift VRANID. D. T. S. Das gescheitelte Haar des Iuppiter hat Ammon in dem schönen Carneol des Herzogs von Orléans, Descript. des pierres gravées du cabinet de M. le duc d'Orléans. Paris 1780. Vol. I. pl. 6. Hammonis cornu hiess bei den Alten, um diess beiläufig zu erwähnen, ein kostbarer äthiopischer Edelstein. Vrgl. Plin. N. H. XXXVII, 60: „Hammonis cornu inter sacratissimas Aethiopiae gemmas, aureo colore, arietini cornus effigiem reddens, promittitur praedivina somnia repraesentare."

Von Reliefs ist besonders die Darstellung des Ammon auf einer ägyptischen Tafel von rothem Granit im Pallaste Barberini merkwürdig, die von *Platner* in der Beschreibung d. Stadt Rom III, 2. S. 440. der Zeit der Ptolemäer zugeschrieben wird. Nach der Beschreibung des Dr. *Lepsius* ebendas. S. 439. ist Ammon hier thronend dargestellt, mit seinen gewöhnlichen Insignien, der niedrigen Mütze mit dem Sonnendiskus zwischen zwei hohen gerad aufsteigenden Federn, in der Linken das Scepter mit dem Kukuphakopfe, in der Rechten einen flachen Korb, das Zeichen der Herrschaft (neb) und darauf einen Widder, das Symbol des Ammon-Chnuphis haltend. Ueber ihm die Himmelswölbung und zwischen den zwei Geierflügeln der Sonnendiskus mit zwei herabhängenden Uräusschlangen. Vrgl. die sehr ungenaue Zeichnung in *Winckelmann's* M. I. Nro. 79. Als Verzierung dienen Ammonsköpfe auf einem antiken Cippus im Pallaste Corsini, auf dem die Wölfin mit Romulus und Remus sich befindet. Vrgl. *Platner* in der Beschreibung der Stadt Rom III, 3. S. 605. Eine Ammonsmaske aus der Villa Albani erwähnt *Platner* III, 2. S. 479., eine in ganz erhobener Arbeit auf einer Marmorscheibe im Museo

Pio-Clementino *Gerhard* und *Platner* II, 2. S. 188. (Vrgl. Mus. Pio-Cl. Vol. V, 6.), eine Terracotte mit dem Ammonskopf im Vaticane II, 2. S. 18., (Vrgl. D'*Agincourt* fragmens de Sculptures XV, 2.); eine Doppelherme des Ammon und bärtigen Bacchus aus dem Museo Pio-Clementino II, 2. S. 238., eine Herme des Ammon über Lebensgrösse, mit schön gewundenen Widderhörnern und Thierohren III, 1. S. 172. Die Abbildung derselben in *Bottari's* Mus. Capitol. Tom. I. Tav. IV. delle osservazioni p. 17. zeigt eine überraschende Aehnlichkeit mit der von uns gleich zu veröffentlichenden Herme. *Bottari* führt aus Pausanias VIII, 32, 1. eine Herme des Ammon mit dem Widderhorne an. Verschieden nur von unserm Bildwerke ist besonders die Behandlung der Haare, vor Allem des Bartes, der hier namentlich an den Wangen fast traubenförmig gebildet ist, eine Bildung, die in ihrer massenhaften Weise auch auf dem Scheitel, weniger über den Lippen und am Kinn festgehalten ist, während dort das Haar sich in einzelne wohlgebildete Locken löst und in der Scheitelung über der Stirne an die Idealformen des Zeus erinnert. Eine Verschiedenheit bietet auch der Umstand, dass ein Diadem hier um die Stirne gewunden und im Nacken deutlich zu einem Knoten geschlungen ist, was wir als Zeichen des höchsten Himmelsherrschers auch auf ein Paar Münzen und Gemmen gefunden, während es auf dem edlern Kopfe des Cap. Museums fehlt. In Hinsicht des Gesichts möchten wir fast den ernsten, geschlossenen Ausdruck unserer Herme vorziehen, vorausgesetzt, dass die Abbildung der römischen dem Original getreu ist. Ueberhaupt zeigt unser Bildwerk bei einer gewissen Rohheit in der Ausführung eine merkwürdige kernige Behandlung und einen nicht ungeübten Meissel.

Bonn, 1. August 1846. **L. Lersch.**

5. Etruskiſcher Sarkophag aus Mannheim.

(S. die Abbild. Taf. III.)

Wer es versucht hat, Kunstwerke nur nach einer, wenn auch genauen, Beschreibung zu deuten, wird auch erfahren haben, wie gross die Gefahr ist fehlzugreifen, hauptsächlich indem man unter dem Einfluss einer bestimmten Vorstellung gewissen Merkmalen leicht eine zu grosse Bedeutung giebt, und das in der That Bedeutsame herauszufinden nicht im Stande ist. So ist es mir gegangen, als ich das Relief eines etruskischen Sarcophags im Mannheimer Museum nach der richtigen Beschreibung von *Gräff* (das Antiq. in Mannh. II. p. 10 f.) auf die Wiedererkennung des Paris beziehen zu dürfen glaubte (Paris u. Oinone p. 9). Ein Blick auf die Abbildung des Reliefs zeigt, wie falsch diese Vermuthung war, und dass diese Vorstellung einem ganz anderen Mythos angehöre. Welcher Mythos aber dieses sei, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

Trotz der traurigen Verstümmelung lässt das Relief noch eine wohlgeordnete, lebhaft dargestellte Scene in ihren Hauptmomenten erkennen. Die Mitte nimmt ein noch jugendlicher Mann im Chiton und Chlamys ein, der mit unbedecktem Haupt auf einem Altar sitzt und den rechten Fuss auf einen Stein stützt, mit der Linken ein Scepter hält. Mit der Rechten drängt er den Schild eines Mannes zurück, der mit heftigem Angriff auf ihn eindringt. Diese Figur ist zwar sehr verstümmelt, allein in ihrer Bewegung deutlich erkennbar; der Mann eilt mit gezücktem Schwert auf den Sitzenden zu, und ist mit einem Helm gerüstet, ob auch mit einem Harnisch, ist nicht mehr zu erkennen. Hinter ihm

sind zwei Figuren sichtbar, aber zu arg verstümmelt, um ihre Bedeutung zu erkennen; die erste, offenbar männlich, ist von der vorigen abgewandt und scheint beschäftigt, eine neben ihr stehende abzuhalten sich zu nähern; diese letztere kann eine weibliche sein, doch lässt sich das nicht mit Gewissheit sagen. Besser erhalten sind die Figuren auf der andern Seite. Neben dem Altar steht eine Frau in ein faltenreiches Gewand gekleidet, mit Halsband und Stephane geschmückt, von welcher ein langer Schleier herabwallt; sie blickt nach dem Angreifenden hin und drückt Angst und Besorgniss aus. Mit der Rechten fasst sie einen Knaben, der vor ihr steht und mit Chiton und Mantel bekleidet ist, bei der Schulter und drückt ihn an sich; die Linke macht eine Bewegung, wie um ihn noch näher heranzuziehen. Neben ihr tritt ein Mann mit Schild und Schwert in rascher Bewegung hervor.

Für die Deutung dieser Vorstellung fehlt uns leider das, namentlich für Kunstwerke dieser Klasse, wichtigste Mittel, die Vergleichung ähnlicher Reliefs. Denn so oft auch auf etruskischen Sarcophagen ein zu einem Altar geflüchteter Mann dargestellt wird, der einem feindlichen Angriff ausgesetzt ist, so stimmt doch von diesen sehr verschieden modificirten Vorstellungen, so weit ich sie habe vergleichen können, keine mit der vorliegenden überein. Sie ist aber eine so sprechende, stellt so offenbar eine complicirte Handlung in ihrem entscheidenden Moment dar, dass man sich gedrungen fühlt einen bestimmten Mythos zu suchen, und zwar nach der ganzen Auffassungsart und der Weise dieser Monumente einen Mythos der Tragödie.

Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dass der junge Mann auf einem Altar Schutz gesucht hat vor der Wuth eines erbitterten Feindes, der selbst die Heiligkeit des Orts nicht zu scheuen scheint. Es ist nicht minder einleuchtend, dass die Frau und das Kind den Schutzflehenden

nahe angehen, dass sein Geschick auch sie trifft. Es ist klar, dass der nächste Augenblick die Entscheidung bringen muss, und es ist höchst wahrscheinlich, dass das Zusammentreffen der hier versammelten Personen sie herbeiführen wird. Der wehrlose Mann muss den Streichen seines Gegners sofort erliegen, wenn nicht Hülfe erscheint. Woher kommt diese? von bewaffneten Freunden? durch eine unvorhergesehene Entdeckung? oder wird er unter dem Schwert des Feindes fallen?

Diese Fragen würden zugleich mit der nach dem Namen der handelnden Personen erledigt sein. Ich bin aber nicht im Stande mit Bestimmtheit die Antwort auf diese Fragen auszusprechen. Wenn man an Priamos, neben ihm Hekabe oder Andromache mit dem kleinen Astyanax denken wollte, wird man schon durch die entschieden jugendliche Bildung des Mannes auf dem Altar zurückgehalten, eine Schwierigkeit, die sich nur dnrch Willkührlichkeit beseitigen lässt. Einen Augenblick kann man an die Vorstellungen von Telephos erinnert werden, mit denen eine gewisse Aehnlichkeit allerdings vorhanden ist, doch sind die Verschiedenheiten so wesentlich, dass man diese Deutung nicht festhalten kann. Unter diesen Umständen glaube ich auch eine Vermuthung äussern zu dürfen, deren Unsicherheit ich selbst nicht verkenne.

Aristoteles erwähnt an zwei Stellen (poet. 11. 18.) eine Tragödie des Theodektes, welche Lynkeus hiess, und giebt über den Inhalt derselben einige, obwohl nur dunkle, Andeutungen. An der ersten Stelle führt er nach einer Erklärung der *περιπέτεια* als Beispiel an: *καὶ ἐν τῷ Λυγκεῖ ὁ μὲν ἀγόμενος ὡς ἀποθανούμενος, ὁ δὲ Δαναὸς ἀκολουθῶν ὡς ἀποκτενῶν· τὸν μὲν συνέβη ἐκ τῶν πεπραγμένων ἀποθανεῖν, τὸν δὲ σωθῆναι.* Also Danaos liess Jemand einem, wie es schien, gewissen Tode entgegenführen, dieser aber wurde gerettet und Danaos kam um. Ein anderer Umstand

geht aus der zweiten Stelle hervor, wo es, nachdem vom Begriff der *δέσις* und *λύσις* gehandelt ist, heisst: *ὥσπερ ἐν τῷ Λυγκεῖ τῷ Θεοδέκτου δέσις μὲν τά τε προπεπραγμένα καὶ ἡ τοῦ παιδίου λῆψις, λύσις δ' ἡ ἀπὸ τῆς αἰτιάσεως τοῦ θανάτου μέχρι τοῦ τέλους.* Hieraus geht also hervor, dass ein Kind ergriffen wurde — ohne Zweifel doch der kleine Sohn des Lynkeus und der Hypermnestra, Abas und doch wohl von Danaos — und dass hiedurch ein Umschwung eintrat.

Wenn ich von diesen wenigen Nachrichten aus etwas Näheres zu vermuthen wage über den Gang des Drama, so folge ich dem Beispiele *Müllers*, dessen Abhandlung (de Lynceis Gött. 1837.) ich leider nicht selbst habe lesen können, und *Welckers* (Griech. Trag. p. 1076 ff.). Uebrigens werde ich mich begnügen meine Meinung vorzulegen, wobei ich nicht verhehle, dass eine Verwandtschaft zwischen den eben angeführten Umständen und der Darstellung unseres Reliefs, welche sich mir ungesucht aufdrängte, auf dieselbe Einfluss habe.

Ich glaube auch Hygins Bericht (Fab. 170) hieher ziehen zu dürfen, welcher so lautet: *Hypermnestra Lynceum servavit, qui, cum Danaus perisset, primusque Abas ei nunciasset, Lynceus cirumspiciens in templo, quid ei muneri daret, casu conspexit clypeum, quem Danaus consecraverat Iunoni, quem in iuventa gesserat, refixit et donavit Abanti ludosque consecravit.* Also Lynkeus war nicht gegenwärtig beim Tode des Damaos, wohl aber sein Sohn Abas, und als dieser dem Vater die freudige Nachricht überbringt, findet er diesen im Tempel. Da:f man dies in der That mit Aristoteles Andeutungen in Verbindung bringen — und ich sehe keinen Grund, der es verbietet —, so scheint mir daraus zu folgen, dass *ὁ ἀγόμενος ὡς ἀποθανούμενος* nicht Lynkeus, sondern Abas ist, und das also *ἡ παιδίου λῆψις* ziemlich denselben Umstand bezeichnet.

Von der *Müllerschen* Voraussetzung, dass Lynkeus und Hypermnestra heimlich vermählt sind, und die sorgfältig verborgene Frucht dieser Verbindung Abas sei, gehe ich ebenfalls aus. Allein ich nehme nun an, dass Lynkeus von Danaos auf irgend eine Weise entdeckt und erkannt sei und nun von ihm mit dem Tode bedroht werde, so dass er, der Wehrlose, sich in den Tempel und auf den Altar der Götter flüchtet. Auch hierhin verfolgt ihn die Wuth seines Gegners. Hypermnestra, welche die ihrem Gatten drohende Gefahr vernimmt, eilt mit dem kleinen Abas eben dahin, sie will sich und das Kind retten, jedenfalls das Schicksal des Lynkeus theilen. Hier trifft sie mit dem Vater zusammen, und bietet seinem Hasse in dem Enkel, den er als solchen erst hier erkennt, ein neues Opfer dar. Nach der gewöhnlichen Sage war dem Danaos das Orakel gegeben, er werde durch die Hand eines der Aigyptiaden fallen, und Lynkeus erfüllt dasselbe, indem er den Danaos tödtet (vergl. *Welcker* a. a. O. p. 1047 f.). Allein die Stelle des Hyginus beweist, dass man auch von einem Tode des Danaos wusste, der auf andere Weise erfolgte, denn Lynkeus erfährt ihn ja von Abas. Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, ein Orakel vorauszusetzen, welches dem Danaos den Tod durch den Enkel androhte, ein Zug, der ja in so vielen Sagen wiederkehrt. Dieses angenommen folgt nun, dass Danaos, als er den Knaben neben Lynkeus und Hypermnestra gewahrt und hört, dass er ihr Sohn sei, das Orakel also sich zu erfüllen beginne, seine Wuth gegen diesen kehrt. Er lässt ihn ergreifen und fortbringen, um ihn ausserhalb des Heiligthums zu tödten. Wie es nun eingeleitet sei, dass Abas gerettet und Danaos dem Orakel gemäss getödtet wurde, kann man nicht sagen — was *αἰτίασις τοῦ θανάτου* bei Aristoteles bedeute, ist wohl nicht zu errathen — genug er kehrt zu seinem Vater zurück und bringt ihm die frohe Botschaft. Nun ist es motivirt, dass Abas

es ist, der dem Lynkeus die Nachricht vom Tode des Danaos bringt, und dass er ihn im Tempel antrifft, was Hyginus nur so anführt, weil es ihm bloss darum zu thun ist, wie Abas zu dem Schilde der Here gelangt sei.

Ich will diese Skizze nicht weiter ausspinnen, wodurch sie vielleicht anziehender aber gewiss noch unsicherer werden würde, als sie es schon ist. Denn dass ein paar keineswegs klare Stellen und ein verstümmeltes Relief nicht eben Zutrauen erregende Grundlagen einer solchen Combination sind, bin ich weit entfernt in Abrede zu stellen. Aber dass diese wenigen Ueberlieferungen so zusammengehen und auf einen gemeinsamen Knotenpunkt hinzuführen scheinen, rechtfertigt doch den Versuch einer Verbindung, wobei es denn ohne Hypothesen nicht abgehen kann. Denn das scheint mir einleuchtend, dass die Hauptpersonen im Relief und die Weise, wie sie zusammengestellt sind, den Notizen der Schriftsteller ganz entsprechen, und über dieselbe Licht verbreiten. Danaos, Lynkeus, Hypermnestra und Abas sind einander in einer Situation gegenübergestellt, welche sich aus den andern Daten völlig begreifen lässt, und die Bedeutung und Beziehung derselben aufklärt. Die übrigen Personen sind leider so wenig zu erkennen, als ihre Beziehung zur Handlung und den Hauptpersonen, aber diese sind darum doch nicht minder deutlich. Auch ist in der Darstellung der prägnanteste Moment gewählt, Danaos droht dem Lynkeus den Tod, als er in Hypermnestra und Abas den eigentlichen, wichtigeren Gegenstand seines Hasses entdeckt, der ihn von jenem ablenkt; es ist der Knotenpunkt in der Entwickelung der Handlung, in welchem das Pathos der Tragödie ihren Gipfel erreicht. Ich glaube daher diese Erklärung als eine nicht unwahrscheinliche aussprechen zu dürfen; es soll mich aber freuen, wenn Jemand das Wort für dieses Räthsel mit grösserer Sicherheit aussprechen kann.

Auch die Schwierigkeit will ich nicht verhehlen, welche die Annahme darbietet, dass dieser Vorstellung eine Tragödie des Theodektes zu Grunde liege. Dass die Auffassungsweise eine dramatische sei, ist wohl klar, und dass sehr häufig die Reliefs der etruskischen Sarcophage unmittelbar auf die Tragödie zurückzuführen sei, ist durch unzweifelhafte Beispiele erwiesen. Aber die bis jetzt mit Sicherheit erwiesenen gehen auf Euripides zurück, der ja auch häufig das Vorbild der römischen Tragiker war. Denn dass die etruskischen Reliefs unter dem Einflusse der römischen Tragödie entstanden sind, ist mir ungleich wahrscheinlicher, als dass sie aus einem unmittelbaren Studium der griechischen Tragödie oder etruskischen Nachbildungen hervorgegangen sind. Dass nun Theodektes von römischen Dichtern bearbeitet worden sei, ist meines Wissens nicht bekannt, aber doch nicht unmöglich, und wenn nur meine Vermuthung an sich nicht unwahrscheinlich ist, so wird man auch diese Annahme wohl gelten lassen können.

Greifswald.

Otto Jahn.

6. Römiſche Grabdenkmäler in Bonn.

(Taf. VI.)

Zu der nicht unbeträchtlichen Reihe römischer Grabdenkmäler, welche in den letzten Jahren zu beiden Seiten der Coblenzer Strasse hier gefunden wurden, ist im vorigen Monat Mai ein neues hinzugekommen, welches die bis jetzt bekannt gewordenen durch Grösse und Bedeutung übertrifft. Bei dem Neubau eines Hrn. *von Rigal* aus Crefeld zugehörigen Hauses stiess man hier nahe an dem Godesberger Bache auf mehrere Reste von Urnen mit Knochen, welche in der Erde ohne weitere architektonische Einfassung beigesetzt waren, daneben auf ein schönes rundes Glasgefäss, dessen geschmackvolle Form auf eine vornehmere Person schliessen liess. Ein daneben umgestürzt liegender Stein, tertiärer Kalkstein aus den Brüchen um Mainz, gab über die bestatteten Personen Auskunft. Er ist 6′ 10″ hoch, 2′ 5½″ breit und oben mit einer einfachen geschmackvollen Verzierung geschmückt. Ein kleiner Giebel enthält eine Blüthe in der Mitte zweier Blätter und lässt bis zu den Enden des Steines zwei dreieckte Felder frei, die mit einem Rankengeflechte ausgefüllt sind. Unter ihm befindet sich in einer Einfassung folgende, in festen und schönen Zügen eingehauene Inschrift:

D A M M E V S 134.

D· L· O L Y M P V S

V I X I T · AN · XXXV

A N TH V S· A N· XX

P R o S P E C T V S· A N· XXII

D O N A T V S · A N · XX

ASCANIVS· N· XII
D· A M M A E I·
S E R· H· S· S·
IN FR· P· XXV
IN AGRO· P· XV

Decimus Ammaeus Decimi libertus Olympus vixit annos triginta quinque. Anthus annorum viginti, Prospectus annorum viginti duorum, Donatus annorum triginta, Ascanius annorum undecim, Decimi Ammaei servi, hic siti sunt. In fronte pedes viginti quinque, in agro pedes quindecim.

Es war also ein Freigelassener Olympus, welchem das in der Fronte 25, in der Tiefe 15 Fuss messende Grab gehörte. Die Asche seiner vier Sklaven wurde dort beigesetzt, und ihre Namen bei dem Tode des Herrn auf den ihm gewidmeten Stein mit eingehauen. Er selbst hatte, wie die meisten Sklaven, vor seiner Freilassung einen griechischen Namen, Olympus, getragen und diesen später als Cognomen beibehalten, nachdem er den Vornamen und den Namen seines Patrons angenommen hatte. Der Gentilnamen gehört zu den allerseltensten. Bei *Murat.* 953. 3. wird eine AMMEA IOCVNDA erwähnt; dann ist vielleicht auf dem Zülpicher Steine Jahrb. I. S. 116. und bei *Lersch* Centralmus. II. S. 52. und III. S. 116. statt AMMACAE oder AMMAGAE, wenn das C oder G mit Recht als zweifelhaft bezeichnet wird, das Cognomen AMMAEAE zu lesen. Woher der Name stammt, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, vermuthlich wohl von der lusitanischen Stadt Ammaea, jetzt Portalegre, vgl. Plin. IV. 35, XXXVII. 9, Ptolem. II. 5; da ihre Einwohner bei Plinius Ammienses heissen, so ist es leicht möglich, dass auch die Gens Ammia daher benannt wurde. Ammaea erhielt mit ganz Spanien unter Vespasian das Ius Latii, in diese Zeit möchte ich daher die Entstehung der römisch geformten Benennung setzen.

Zur Zeit des L. Verus finden wir bei *Gruter* 257. 11. MVNICIP. AMMAI. Damals waren sie also Vollbürger. Auf ähnliche Weise sind wahrscheinlich mehrere Gentilnamen entstanden. So gab es in Spanien zwei Städte Pintia: sollte damit nicht die Gens Pincia zusammenhängen, deren ältestes Beispiel in einer dem ersten oder zweiten Jahrhundert angehörigen Inschrift aus Vienne (*Cardinali*, Diplomi imperiali. Velletri 1835. 4. n. 598) L. PINCIVS. PACATVS gibt, und deren Andenken im Monte Pincio zu Rom fortlebt? Die erste Ableitung würde Pintius sein (vgl. Itin. Anton. p. 91. *Wess.* Aquis Segestanis sive Pintianis); der Uebergang von T in C, wodurch eine dem alten Geschlecht der Cincier ähnliche Form entsteht, dürfte auffallen, wenn nicht eine schlagende Analogie dafür spräche. Von Raetus kömmt zunächst Raetius, und einen Raetius Rufus haben wir bei *Gruter* 1080. 7. und 1099. 9. Viel häufiger aber ist der Name Raecius, von dem es überflüssig sein würde Beispiele zu sammeln. Entweder kömmt dieser Name von einem Simplex Raecus her, von dem ich aber nur einen zweifelhaften Fall kenne (*Grut.* 658. 6, wo G. RAECI ebenso wohl RAECII gelesen werden kann), dessen Wurzel doch immer dieselbe wäre, oder ist eine Umbildung wie in dem eben besprochenen Worte. Dies sind freilich nur Vermuthungen, und man könnte für die Pincier vielleicht besser an Stadt und Fluss Pincum und Pincus in Mösien denken. Sicher wird sich darüber erst urtheilen lassen, wenn eine vollständige Darstellung der römischen Namen in ihren Veränderungen vorliegt. An Material und bedeutenden Vorarbeiten fehlt es nicht. Wie sehr aber eine umfassende Bearbeitung Noth thut, lehrt die tägliche Erfahrung. Konnte doch *Bamberger* neulich behaupten (*Schneidewin*, Philologus I. 2. S. 329), es habe nie eine Gens Vedia gegeben, zu welcher allein bei *Gruter* vier Inschriften gehören, und die durch Vedius Pollio und Vedius Aquila sich

ihre Stelle in der römischen Geschichte gesichert zu haben schien. Die Sklaven haben theils griechische theils lateinische Namen. Anthus ist häufig, und Ascanius für einen Knaben zierlich, übrigens auch bei erwachsenen in dem kaiserlichen Hause vorhanden (*Gruter* 580. 10, 599. 1).

Weit mehr Interesse erregt der zweite Grabstein, welcher an die bewegtesten Zeiten des römischen Reiches erinnert. Er lautet:

135. C· ATILIVS· QC· F
CAMILA· AVG· MIL
LEG· $\overline{XXI}$· RAP· AN·
XL·STIP·IX·H·EX·T·F·C·

Caius Atilius Quintus Caii filius, Camilia, Augusta, miles legionis vicesimae primae rapacis, annorum quadraginta, stipendiorum novem. Haeres ex testamento faciundum curavit.

In der ersten Zeile hatte sich der Steinmetz offenbar verhauen[1]) und das Q wiederholt, während ein C erforderlich war. Man sieht deutlich, dass durch mehrere Meisselhiebe aus dem zweiten Q ein C gemacht wurde, es aber nicht gelang, den untern Strich und die Rundung des Q ganz zu tilgen. Die beiden ineinander verschlungenen Züge QC war ich anfänglich geneigt Quincti zu lesen, indem ich annahm, dass der Irrthum in einer Wiederholung des Q bestanden habe und dann, da sich nicht jede Spur des zweiten Q zerstören liess, die allerdings ungewöhnliche Form Quincti eingeschoben sei. Indessen beweist der in der Verschlingung wahrnehmbare Punkt, dass Q ein Wort und C ein anderes bedeutet, und deshalb halte ich die von Hrn. *Lersch* mir mitgetheilte Auflösung Quintus Caii für entschieden richtig. Das Cognomen des C. Atilius war also

1) Beispiele solcher Irrthümer geben z. B. *Marini* Atti p. 340, 469, 491. *Zaccaria*, Istituz. lapid. p. 320, 373. Sie kommen häufig genug vor.

Quintus (eine Atilia Quarta bei *Murat.* 639. 9. aus Brescia), von der Zahl hergenommen, wie mehrere andere z. B. Primus, Quartio u. a., aber abgekürzt in der Weise wie das Praenomen, und wie selbst das Nomen Quintius bei *Grut.* 692. 3. Der Regel nach würde man es erst nach dem Namen des Vaters erwarten, C. Atilius C. F. Quintus, indessen ist eine solche Umstellung nicht unerhört (vgl. z. B. L. Annius Valens L. F. bei *Murat.* 729. 2, Q. Seienus. Quinctillus Q. F. *Marm. Pes.* n. 60) und hier durch den einmal vorgefallenen Irrthum des Steinmetzen erklärlicher.

Atilius gehörte zur Tribus Camilia, also darf sein Geburtsort Augusta sc. Colonia nicht etwa Taurinorum, welche der Tribus Stellatina einverleibt war (vgl. z. B. *Lersch,* Centralmuseum II. 47, *Marm. Taur.* II. p. 69, 82, 120 n. 137), ergänzt werden, sondern es ist Augusta Vagiennorum gemeint, eine im Gebiete der Vagienner in Ligurien südlich vom Padus und südöstlich von Turin gegründete Stadt, welche bei Plinius III. 5 u. 7. und bei Ptolem. III. 1. 35. erwähnt und etwa in der Gegend von Carmagnola gesucht wird. Diese kömmt in zwei von *C. L. Grotefend,* Ztschft. f. d. A.-W. 1836. S. 924. angeführten Inschriften ausdrücklich unter Tribus Camilia vor, welcher sonst in Ligurien nur noch das benachbarte Alba Pompeia zugetheilt gewesen zu sein scheint.

Die Legion endlich war die berühmte unwiderstehliche, die 21te Rapax, deren längere Anwesenheit am Rheine eben so ausgemacht, wie ihre Geschichte dunkel ist. Auf diese ist es, um die Zeit unseres Denkmals zu bestimmen, nothwendig näher einzugehen, wozu die schönen in den letzten Jahren namentlich von *Borghesi* (Ann. dell'Instit. di corrisp. arch. tom. XI. p. 128 ff.) und *C. L. Grotefend* (Zeitschft. f. A.-W. 1840. N. 79—81, so wie in *Pauly's* Realencyclopädie IV. S. 868 ff.) angestellten Untersuchungen den Weg gebahnt haben.

August hatte den Schmerz, von seinen fünf in Germanien stationierten Legionen drei in der Schlacht gegen Varus zu verlieren. Welche dies waren, darüber sollte seit *Brotier* die 17te, 18te und 19te angab, billig jetzt kein Streit mehr sein; indessen ist sie neuerlich wieder in Zweifel gezogen worden. Tacitus selbst nennt Ann. I. 60. die neunzehnte als untergegangen, und damit stimmt vortrefflich überein, dass sie nie wieder vorkömmt. Dennoch hat dies *Pfizner* in seiner Abhandlung Allgemeine Geschichte der Kaiserlegionen von August bis Hadrian (Ztschft. f. A.-W. 1846. Nr. 1 ff.) behauptet und zu dem Ende die bei Tacitus (Ann. I. 31, 37, 46, 51, 64) schon von Lipsius verbesserte Zahl unetvicesimani in undevicesimani verändert, also angenommen, dass die 19te, gänzlich zusammengehauene, ihres Adlers beraubte Legion durch zusammengeraffte Truppen erneuert worden und, nachdem sie die Kriege des Germanicus mitgemacht, unter Caligula nach der unglücklichen Unternehmung gegen Germanien aufgelöst worden sei, wo dann unter Claudius die 21te an die Stelle getreten sein soll. Aber hatte denn Caligula oder irgend ein Heerestheil eine Niederlage erlitten? Man hatte den Feind gar nicht gesehen; wie soll die neunzehnte Legion die Auflösung verdient haben? Es müsste denn als wahnsinniger Streich des Tyrannen betrachtet werden. Aber mit den Soldaten zu spassen, hätte ihn wohl gereut.

Die beiden andern, die 17te und 18te, sollen nach Hrn. *Pfizner* in Mösien gelegen haben. Die erste lässt er dort, wir wissen nicht wie, untergehen, die letztere holt er unter Claudius nach Germanien, schickt sie unter Vitellius nach Italien, und unter Vespasian gibt er ihr den Todesstreich. Warum das alles geschehen sei, kann man nur errathen. Weil bei Tacitus die Lesarten schwanken und trotz des Mediceus hin und wieder duodevicesima statt duoetvicesima gedruckt wird, muss die achtzehnte Legion ihr Leben fristen

und die LEG. XXII. Primigenia bis auf Hadrians Zeit in Aegypten bleiben. Das ist nun alles von *Borghesi* schon so trefflich erörtert worden, dass ich seine Darstellung nur auszuziehen brauche. Also zuerst ist es vollkommen unstatthaft die Leg. XVII. und XVIII. nach Mösien zu setzen. Von der ersteren gibt es gar keine Inschrift, denn in der aus Flersheim bei *Gruter* p. 539. 6. bekannt gemachten ist nach *Steiner*, Cod. Inscr. Rheni n. 220. XXII zu lesen; und eben so verhält es sich mit den von *Borghesi* aus *Mur.* p. 822. 4. und *Orelli* n. 3387. angeführten. Von der achtzehnten aber gibt es allerdings mehrere Monumente, gewiss aus der Zeit vor oder bald nach der Varusschlacht, und darunter die weltbekannte Bonner des Centurionen M. Caelius LEG. XIIX. qui ceCIDIT· BELLΘ. VARIANΘ. Die Leg. XXII. Primigenia aber hat nicht allein nach der von *Murat.* p. 697. 5. herausgegebenen Grabschrift des Legaten Dillius Vocula, C· DILLIO· A·F· SER· VOCV-LAE || TRIB· MIL· LEG· I·, welcher bei Tacitus Hist. IV. 24. erwähnt wird, zur Zeit des Vitellius in Italien gestanden, sondern auch in Italien gefochten, und das Grab eines Kameraden in Velleja setzten VEXILLARI· LEG. TRIUM· LEG· $\overline{\text{IIII}}$· MAC· LEG· $\overline{\text{XXI}}$· RAP· LEG· $\overline{\text{XXII}}$· PRI· (*De Lama*, Iscriz. Vellej. n. VII, *Borghesi* p. 167). Also, da die 17. 18. und 19. Legion seit der Varusschlacht aus der Geschichte, der Litteratur und Epigraphik verschwinden, so ist dafür zu halten, dass sie in jener Schlacht ihren Untergang fanden.

Den Verlust suchte Augustus durch eilige Aushebungen zu ersetzen, welche er an den Rhein schickte. Eine von ihnen war, wie *Bimard* zu *Mur.* I. p. 93. nach *Lipsius* zu Tac. An. I. 42. richtig vermuthet, die LEG. I., die ihre Feldzeichen von Tiberius erhielt, eine andere die LEG. XXI., wo beide zu dem Heere von Niedergermanien gehörten. Die letztere stand mit der fünften Legion in den Castra

vetera bei Xanten und nahm an dem gefährlichen Aufstande nach Augustus Tode lebhaften Antheil (Tac. Ann. I. 31. ff., bes. 45). Da Germanicus sie zur Ruhe gebracht hatte, begleitete sie ihn auf seinen denkwürdigen Feldzügen gegen die Marser und die Cherusker und kämpfte im Heere Cäcinas die Schlachten gegen Arminius mit. Darin muss sie, wie die erste Legion den Beinamen Germanica, so den Ehrennamen Rapax, die unwiderstehliche, verdient haben. Von einem andern bedeutenden Kriegszuge ist nicht die Rede, und sie war im J. 70. schon veteri gloria insignis (Tac. Hist. II, 42, 43). Längere Zeit, scheint es, stand sie in dem alten Lager. In die Zeit ihres Aufenthaltes daselbst fallen mehrere Inschriften, Ziegel LEG. XXI. bei *Steiner* n. 617, die beiden Grabsteine 655. und 660, die, weil der Beiname Rapax fehlt, vielleicht älter als die Kriege des Germanicus sein mögen, dann wohl n. 927. aus der blankenheimischen Sammlung, so wie der Leydener Stein des Veteranen LEG. XXI, Cornelius Victor bei *Gruter* 539. 2. Wie lange sie daselbst stand, wissen wir nicht mit Bestimmtheit, jedoch mag sie bei Caligulas Anwesenheit am Rhein und den lächerlichen Scheinzügen gegen die Deutschen noch am Niederrhein gewesen und mit an das Gestade des Oceans gezogen sein. Wahrscheinlich hängt ihre Versezzung mit der Erwerbung von Britannien durch Claudius zusammen. Denn da aus Obergermanien zwei Legionen nach Britannien hinübergingen, II. Aug. und XIV. Gem., die XIII. Gem. vielleicht nach Pannonien zog (*Grotefend* in *Pauly's* Encyclop. IV. S. 892), so entstand in dem Lager von Mainz eine bedeutende Lücke, welche ausgefüllt werden musste. Es gibt daher eine Reihe von Ziegel-Inschriften der Legion aus dem Mainzer Quartier (vgl. die bei *Grotef.* angeführten). *Grotefend* meint zwar S. 898, dass wahrscheinlich später erst ein Tausch mit der XVI. Gallica Statt gefunden habe, in Folge dessen diese nach Niedergermanien,

die XXI. nach Vindonissa gekommen sei, indessen gibt es keine einzige Spur, dass die XVI. Gall. jemals in Vindonissa gelegen habe. Auch dort war ihres Bleibens nicht. Aus einer unbekannten Ursache wurde sie nach Vindonissa in der Schweiz, dem heutigen Windisch bei Brugg, versetzt, wo sie nach einigen Ziegeln (*Orelli* 441) den Beinamen Gallica Rapax L. XXI. G. R. geführt zu haben scheint.

Wir kennen ihren damaligen Regimentsarzt aus der in *Schelhorns* Amoenit. lit. tom. VII. p. 52. herausgegebenen Inschrift von Vindonissa:

. . . CLAVDIO PIMNO (?)
MEDICO LEG· XXI.
CLAVDIAE QVIETAE EIVS
ATTICVS PATRONVS·

Die Namen Claudius und Claudia deuten auf die Zeit des Claudius hin. Dort stand sie bei dem Ausbruche des bürgerlichen Krieges und erklärte sich mit den übrigen Legionen von Obergermanien für Vitellius (Tac. Hist. I. 12, 55, 57, 61). Ihre Thaten im Kriege sind von Tacitus verewigt worden. Nachdem sie auf ihrem Marsche durch Helvetien den Einwohnern gefährlich geworden war, trug sie unter Cäcina am meisten zur Entscheidung des Kampfes bei. In der Schlacht bei Bedriacum trafen ihre kriegsgewohnten, aber schon bejahrten Soldaten mit der jungen I. Adiutrix heftig zusammen und siegten durch Ausdauer und Zorn, nachdem sie anfänglich ihren Adler verloren hatten, entscheidend (Tac. Hist. II. 24, 43, III. 13, Plut. Oth. 12). Auf diese Zeit bezieht sich die obengenannte interessante, zu Velleja gefundene Grabschrift des Museums in Parma, welche *Labus*, Lettera a D. Pietro de Lama intorno a due iscrizioni Vellejati. 1820. behandelt hat. Wie das übrige Heer durch Entlassungen geschwächt (II. 69), zog die Legion in die Hauptstadt ein, wo sie während der Sommerhitze durch die er-

laubten Ausschweifungen von ihrer Tüchtigkeit und Disciplin viel verlor. Da aber das Heer Vespasians den Alpen sich näherte, setzte sie sich mit den übrigen Truppen des Vitellius unter ihrem alten, jetzt wankelmüthigen Feldherrn gegen Cremona in Bewegung (II. 100) [1]. Dort wurde das Heer, dessen Feldherr Cäcina von den treuen Truppen in Ketten gelegt war, besiegt, und einen Soldaten der 21. Legion traf das Geschick, welches als der bezeichnendste Gräuel des Bürgerkriegs von Malern und Dichtern wiederholt wurde [2]. Als sie sich ergeben hatte, wurde sie wahrscheinlich in Italien reorganisiert und vor allen übrigen Truppen des Vitellius kriegstüchtig befunden. Eine lange Rast war ihr nicht vergönnt. Während in Italien die Herrschaft bestritten wurde, hatte der Aufstand des Civilis am Rheine eine solche Ausdehnung gewonnen, dass man nicht allein um Germanien, sondern selbst um Gallien, welches schon sehr frühe sich zu befreien strebte, besorgt wurde. Mucianus, welcher bis zu Vespasians Ankunft mit Domitian die Angelegenheiten des Westens leitete, schickte vier Legionen auf verschiedenen Wegen über die Alpen. Die unsrige überstieg wahrscheinlich die peninnischen und sam-

1) Hr. *Pfizner* zweifelt, ob alle 8 Legionen bis dahin in Rom campierten; ich begreife nicht warum, da die ungeheure Masse von Truppen in Rom von Tacit. II. 93. ausdrücklich bezeugt und Legionen II. 100. genannt werden. Auch III. 2. bezieht sich per omnia Italiae municipia desides auf den Marsch nach Rom, amoenitate urbis auf den spätern Aufenthalt.

2) Man erinnert sich der herrlichen Gruppe Raphaels in der Constantinsschlacht, wo der Vater den Sohn in den Reihen der Feinde erschlagen hat und die zu spät erkannte Leiche vom Schlachtfelde fortträgt, so wie der gehäuften Grässlichkeiten in Heinrich VI., wo Vater- und Sohnesmörder auftreten. Die Idee ist aus Tacitus, bei dem Iulius Mansuetus von seinem unmündig in Spanien zurückgelassenen und unterdessen in die VII. Legion eingetretenen Sohne getödtet und beweint wird, aber von Raphael durch die Umkehrung verschönert.

melte sich in ihrem alten Lager zu Vindonissa (Tac. Hist. V. 70), welches sie unter ihrem alten Namen zum letzten Male bewohnen sollte. Es war Zeit, dass Hülfe anlangte. Der Aufstand des Civilis war sehr gefährlich geworden: Schaaren von Germanen kamen über den Rhein; die Trierer und Lingonen erhoben das Panier der gallischen Unabhängigkeit, die Besatzung von Vetera hatte sich ergeben, alle Lager ausser Mainz und Windisch waren verbrannt, ja das Unerhörte war geschehen. Die Truppen von Neuss und Bonn gingen zum Feinde über, und die in Bonn lagernde Leg. I. Germanica hatte, durch gallische Aushebungen verstärkt, dem Reiche von Gallien Treue geschworen. Gegen diese richtete sich die aus Italien angelangte Streitmacht. Die 21. Legion drang aus Vindonissa, die Hülfscohorten unter Sextilius Felix (Tac. Hist. IV. 71) durch Rätien vor. Eine vorausgeschickte wurde niedergehauen, die übrigen stiessen bei Bingen auf die Treverer, welche sich durch die Nahe gesichert glaubten. Tutor wurde geworfen, und das Trierer Land dergestalt den Römern zugänglich. Hier waren grosse Veränderungen vorgegangen. Die beiden abtrünnigen Legionen, die erste und dreizehnte, waren zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, als Valentinus, die Seele des gallischen Aufstandes, erschien und den Muth seiner Landsleute neu belebte. Vor ihm mussten jene sich in das benachbarte Gebiet der Mediomatriker zurückziehen, wo Kunde von Cerialis und die Weisung zu ihnen gelangte, vorzurücken. Er selbst zog von Mainz über den Hunsrück mit den dortigen Truppen und dem neuen Zuzug, dessen Kern, da die übrigen Legionen noch auf dem Marsche begriffen waren (adventare ex Italia Tac. IV. 76), die 21. Legion ausmachte. Bei Rigodulum (Riol unweit Trier) traf man auf den Feind, und die siegreichen Römer rückten in Trier ein. Ein letzter heftiger Kampf an der Moselbrücke wurde wieder durch die XXI. Rapax entschieden (IV. 78),

und damit der gallische Krieg beendigt. In diese Zeit setze ich mit Sicherheit eine im J. 1827. in den Steinbrüchen von Norroy bei Pont-à-Mousson, also im Lande der Mediomatriker, gefundene Inschrift (vgl. *Ferussac,* Bulletin des sciences hist. 1831. p. 101, *Osann,* in der Zeitsch. f. d. Alterthumsw. 1837. N. 47, *Lersch,* Centralmus. II. S. 28.).

HERCVLI SAXSANO || VEXILLARI LEG XXI RA || ET AVXILIA EORVM CHO || ORTES V̄ QVI SVNT SVB || L POMPEIO SECVNDO || LE XXI V S L M. Die fünf Cohorten der Auxilia, welche der 21. Legion beigegeben waren, gehören zu der Heeresabtheilung des Sextilius Felix, welcher am Inn, zwischen Rätien und Noricum mit acht Cohorten und der jungen Mannschaft der Noriker gestanden hatte (Tac. III. 5) und durch Rätien, also wohl über Curia, Turicum, Vindonissa und Augusta Rauracorum marschiert war. Jene acht Cohorten müssen, da Rätien dem Vitellius treu blieb, aus dem pannonischen, mösischen und dalmatischen Heere genommen worden sein; es ist also zu vermuthen, dass sie auch nach Germanien mitzogen, wo die von Spanien und Britannien nach dem ersten Siege bei Trier anlangten (Tac. Hist. V. 14). In einem Diplome vom J. 74. bei *Cardinali* tav. VI. finden wir unter den 12 Cohorten, welchen der Abschied bewilligt wird, die Ī. ASTVRVM und V̄. HISPANORVM. Sie kamen wohl, da die Asturer unter Claudius noch einmal besiegt wurden, also entweder von Augustus nicht ganz unterworfen oder nachher aufgestanden waren (*Kellerm.* Vig. n. 40.), bei dieser Gelegenheit an den Rhein; unser merkwürdiger Stein des Pintaius, Signifer der 5. asturischen Cohorte, (*Lersch* Centralmus. II. 42.) ist deshalb jünger als Vespasian. Ferner verabschiedet Vespasian ausser gallischen Cohorten die Veteranen der Coh. Ī. THRACVM· ĪĪĪĪ. VINDELICORVM. V̄. DALMATARVM und V̄ĪĪ. RAETORVM. Davon sind gewiss einige in dem Corps des Sextilius Felix

gewesen. Dieses theilte sich, und fünf Cohorten zogen mit einem Theile der 21. Legion in das Gebiet der Mediomatriker, wo sie in den Steinbrüchen arbeiteten, ohne Zweifel um eine Verschanzung aufzuwerfen. Es waren die Vexillarii derselben, d. h. die nach zwanzig Dienstjahren ihres Eides entbundenen Veteranen; eine Abtheilung von 500 Mann, welche noch nicht entlassen, sondern als Kerntruppen bei dem Vexillum zurückbehalten und, wie aus mehreren Stellen bei Tacitus hervorgeht, vorzugsweise den Hülfstruppen als Halt und Stütze beigegeben wurden. Vgl. bes. *Lipsius* de milit. I. 8, V. 19. und zu Ann. 1. 17, so wie *Walch* zu Tac. Agric. 18. Sie müssen unter einem eigenen Befehlshaber als abgesondertes Corps zu jener Arbeit ausnahmsweise verwendet worden sein.

Vom Trierischen marschierte die Legion mit an den Niederrhein und nahm gewiss auch an den letzten Kämpfen von Vetera Theil, bis sie in ihr Winterlager einrückte. Dies war Bonn, welches von nun an statt der abtrünnigen Leg. I. Germ., die von Vespasian aufgelöst wurde, die Leg. XXI. zur Besatzung erhielt. Dies ergibt sich aus Tacitus Hist. V. 22. Cerialis reiste, so erzählt Tacitus, Novesium Bonnamque ad visenda castra quae hiematuris legionibus erigebantur. Neuss war für die Leg. VI. Victrix bestimmt, welche in mehreren dortigen Inschriften genannt wird (*Lersch*, Centralm. III. 187—190), und später eine Zeit lang in Xanten stand, bis sie unter Hadrian nach Britannien kam. Das Lager in Bonn also war für die XXI. errichtet. Es fehlt nicht an Monumenten ihres hiesigen Aufenthalts. Ein sehr grosser Ziegel mit der Inschrift LEG· XXI· RP· wurde in diesem Jahre in dem Garten des Königlichen Hofes vor dem Coblenzer Thore aufgegraben und durch die Vermittlung des Hrn. Dr. *Lersch* in das Kön. Museum gebracht. Er gehört einem von der Legion ausgeführten Bau an. Andere Ziegel wurden beim Wichelshofe, also im Bereiche des

Lagers selbst, entdeckt (*Steiner,* Cod. inscr. Rh. n. 783, *Lersch,* Centralm. II. 63). Ein jetzt verschwundener Votivstein mit der Inschrift L· CORNELIVS· || VRBANVS· MILES· || LEG· XXI· RAP· || MERCVRIO· || V· S· L· M· (*Grut.* 51. 5) kam aus der Stiftskirche nach Blankenheim. Der Grabstein eines Veteranen aus Vercellae (*Lersch,* I. 31) befindet sich im Cölner Museum. Ein Altar des Hercules Saxanus aus Brohl, bei Gelegenheit einer Arbeit in den dortigen Steinbrüchen von einem Centurionen und den Soldaten der Legion gelobt, (*Lersch,* II. 23), ein anderer des Juppiter aus Andernach (*Steiner,* 736) scheinen ebenfalls in die Zeit ihres Aufenthaltes am Niederrhein zu gehören. Wir finden sie also zuerst in Xanten, zuletzt in Bonn, in der Zwischenzeit in Mainz, wo mehrere Ziegel mit der Inschrift LEG. XXI. und einige Grabschriften zum Vorschein gekommen sind (*Steiner,* 407, 327, 331. Jahrb. d. V. II. S. 103. n. 68). Ausserdem kommen mehrere Steine in der Schweiz vor, in Neuenburg (*Orelli* Inscr. Helv. 163), in Windisch und Kloten. Eine Reihe von Inschriften gibt es ausserdem in mehreren italischen Orten, welche aber meist sich auf Männer beziehen, die in früheren Lebensjahren eine militärische Stelle in der Legion bekleideten, (vgl. *Cardinali* p. 308, *Marm. Felsin.* p. 269, *Orelli* 3378. aus Trident, und die Indices bei *Gruter* und *Muratori*). Standorte sind, so weit die Inschriften reichen, Vetera, Bonn, Brohl, Andernach, Mainz, Windisch, Kloten, Tattwyl, nebst manchen andern Orten der Kantone Aargau und Zürich, Breisach, Stühlingen und Hüfingen (*Roth,* die röm. Inschr. des Kantons Basel S. 16), Geisslingen und das Heidenschlösschen (*Schreiber,* Taschenbuch für Gesch. in Süddeutschland IV. S. 240 ff.)[1]. Diese Orte gehören sämmtlich zum Be-

1) Der Verf. führt für die 26. Cohorte C. XXVI. der 21. Legion einen Stempel seines Besitzes an. Es lässt sich aus der Beschreibung nicht ersehen, was auf dem Ziegel steht, jedenfalls aber wohl

reiche der vier Lager von Xanten, von Bonn, von Mainz und von Windisch.

Unser Grabstein fällt in eine verhältnissmässig sehr kurze Zeit. Denn vor Vespasian lag in Bonn die Leg. I. (Germanica), und erst seit dem Jahr 70 die Leg. XXI. Die geringe Zahl der ihr angehörigen Inschriften lässt vermuthen, dass sie nicht lange in Bonn blieb, höchst wahrscheinlich nur bis auf die Regierung Domitians, welcher bekanntlich die Leg. I. Minervia gründete. Ob diese freilich gleich an den Rhein kam, ist keineswegs ausgemacht, da nur soviel sich mit Gewissheit sagen lässt, dass sie vor dem unter Hadrian erfolgten Uebergange der Leg. VI. Victrix nach Britannien sich dort befand (*Grotefend* a. a. O. IV. S. 871), aber wahrscheinlich, weil mit Ausnahme eines Steines aus Seckau (*Kellerm.* Vigil. p. 19), der wohl in die Zeit der dacischen Kriege gehört, sich nirgendwo sonst Spuren ihres längeren Aufenthaltes zeigen. Erst seit der Mitte des dritten Jahrhunderts steht ihre Anwesenheit hier nicht mehr fest (vgl. *Roth* a. a. O. S. 17). Wüssten wir nun, wann Domitian die neue Legion errichtete, so hätten wir für unsere Inschrift eine Gränze gefunden, vorausgesetzt, dass die XXI. von der I. abgelöst und etwa nach Mainz gezogen sei. Bei der schwierigen Chronologie von Domitians Regierung müssen wir auf einen solchen Leitfaden verzichten. Leicht möglich aber ist es, dass unser Soldat die gefährlichen Schlachten gegen die Trierer und Bataver mit schlug. Wenigstens spricht seine Heimat dafür, dass er in Oberitalien eintrat, also mit über die Alpen nach Gallien an den Rhein zog.

Obgleich die späteren Schicksale der XXI. Legion nicht in den Bereich unserer Untersuchung gehören, so erlaube

---

nicht die 26. Cohorte. Hrn. *Roth's* Vermuthung über die Zeit der Anwesenheit der Leg. I. Min. bei Basel lasse ich dahin gestellt sein.

ich mir doch die Aufmerksamkeit unserer Mitglieder auf die sehr schwierige Frage von Neuem hinzulenken. Bekanntlich scheint die Legion im Laufe der Zeit verschwunden zu sein, und zwar wahrscheinlich sehr frühe. Deshalb vermuthete *C. L. Grotefend* zuerst bei *Lersch*, Centralm. II. S. 69. und in der Ztschft. f. d. A.-W. 1840. S. 661, sie sei unter Domitian nach dem Aufstande des L. Antonius Saturninus (Sueton. Domit. 6) d. h. nach der sehr problematischen Vermuthung *Tillemonts* H. d. Emp. II. p. 819. im Jahre 88, aufgelöst und durch die I. Minervia ersetzt worden; später in *Pauly*'s Encyclop. a. a. O., sie sei wohl erst nach Hadrian, vielleicht unter M. Aurelius untergegangen; *Borghesi* p. 171, sie sei diejenige Legion, welche im J. 846 (92 n. Ch.) von den Sarmaten niedergehauen wurde (Sueton. l. l., Eutrop. VII. 3); *Pfizner*, sie sei in Dacien unter Trajan oder Hadrian mit Leg. VII. Galb. vereinigt, welche von da an VII. Gemina heisse und in Spanien ihr Quartier habe.

Nun lässt sich aus den bisher bekannt gewordenen Inschriften nicht beweisen, dass die Leg. XXI. Rapax nach Domitians Regierung bestand. P. Cestius Priscus, unter Trajan Procurator, war früher Tribun der Legion gewesen (*Mur.* 2032. 4); ebenfalls Calpurnius Fabatus, des jüngern Plinius Grossschwiegervater, welcher gegen 104. in hohem Alter starb (*Grut.* 382. 6), ebenso Appius oder Sappius Flavus (*Grut.* 1090. 21, *Fabretti* IX. 378), welcher nachher Präfect der Ala Thracum Herculania (vgl. *Cardinali*, p. 143) und zuletzt der Ripa Euphratis war. Ebenso steht es fest, dass sie unter Septimius Severus und in der ersten Zeit des Severus Alexander nicht existierte. Denn sie fehlt in dem Legionsverzeichnisse bei *Orelli* 3368. u. 69, das uns die durch Hadrian erfolgte Verlegung der Legionen nebst den durch M. Aurelius und Sept. Severus hinzugefügten angibt, und bei Dio Cass. LV. 23. Nur ein

Denkmal scheint für eine längere Dauer zu sprechen, ein von *Klein* in dem ersten Heft des Mainzer Vereins n. 1. und 2. bekannt gemachter Altar, dessen Vorderseite die Dedication aus dem zweiten Consulat des Pertinax (192 n. Ch.), die linke Seitenfläche aber ein 23 Zeilen langes Fragment enthält. Darin sind mehrere Legionsnamen mit Sicherheit zu erkennen, namentlich am Ende die VIII. Augusta, welche gegen Civilis nach Germanien geschickt wurde und bis auf Severus Alexander in Mainz lag, ferner eine Gemina, MINE, nach der richtigen Bemerkung des Herausg., da Leg. X. Gem. nicht in jener Gegend sich findet, entweder XIII. oder XIV., und zwar ohne Zweifel XIV., da Leg. XIII. wohl in der ersten Kaiserzeit, als Leg. VIII. Aug. noch nicht dort sich befand, in Germanien ihr Quartier hatte, aber schon unter Otho in Pannonien stand und daselbst verblieb, Leg. XIV. Gem. aber durch den Aufstand des Civilis nach Germanien gezogen wurde. Dort liest man in dem Abdrucke des Hrn. *Klein* Zeile 5. GI M und Zeile 6. I RP, was man Legio I. Minervia und XXI. Rapax ergänzen würde. Indessen habe ich mich durch eigene Anschauung überzeugt, dass diese Abschrift ungenau ist. Auf dem Steine steht nämlich

G . . . M
R. P

Es darf also an jene Legionen nicht gedacht werden.

Aeusserst schwierig sind aber die in der Schweiz und am Heidenschlösschen gefundenen Ziegel mit der Inschrift L. XXI. S. C. VI., d. h. wohl nicht, wie *Orelli*, Inscr. Helv. n. 242. meint, Severiana Claudia sextum (denn die Münzen des Gallienus und eine pannonische Inschrift, worauf sich *Orelli* Inscr. ampl. coll. 464. u. 3390. beruft, haben nach dem Zahlzeichen noch ein Adjectiv, z. B. LEG. XIII. GEM. VI. P. VI. F., so dass sextum pia, sextum fidelis verbunden wird), sondern Severiana Constans Victrix zu erklären.

Bezieht man mit *Lersch* oben S. 64. diese auf Severus Alexander, so dürfte auch wohl auf einem Steine von S. Maurice die Lesart von *Levade* und *Boccard* LEG· XXI. ALEXANDR · · · (*Orelli* Inscr. coll. 5027, Inscr. Helv. 15), wo *Orelli* zuletzt VII. verbessert, richtig sein. Genaueres findet sich darüber vielleicht in der Abhandlung von Dr. *Fechter*, Schweiz. Mus. f. hist. Wissensch. III. S. 330, die ich leider nur aus *Schreibers* Anführung kenne, und es wäre sehr zu wünschen, dass eines von unsern verehrten Mitgliedern in der Schweiz darüber entscheiden wollte.

3) lagen zwei sehr schön gearbeitete und ursprünglich zusammen gehörige Steine 6′ 3¾″ hoch und 1′ 4½″ breit umgestürzt, mit vortrefflichen Ornamenten, an der Seite mit einem Lorbeerbaume, darunter mit einem Vexillum geschmückt. Ob dieses etwa einen Vexillarius oder ein Ehrengeschenk bedeutete (vgl. Sallust. Iug. 85. 29, Suet. Aug. 25, Vopisc. Prob. 5), lässt sich nicht angeben.

4) Das auf unserer Tafel VI. abgebildete schöne Relief, mit einer Vorstellung, welche sich sehr häufig auf Grabdenkmälern findet und gewöhnlich mit dem, wie ich nach *Zoega* und *Letronne*, Revue d'archéol. 1846. Heft II. glaube, unrichtigen Ausdruck eines Leichenmahles bezeichnet wird. Wir sehen einen römischen Bürger bekleidet mit der Tunica, welche gebräuchlicher Massen nur den Oberarm deckt, und der malerisch aber bequem umgeworfenen Toga, auf einem Lectus im Triclinium ausgestreckt. Wäre er verheirathet gewesen, so würde seine Frau auf dem untern Ende sitzen. Der Lectus tricliniaris hat einen sehr niedrigen Torus, gedeckt mit einer Gurte und am Kopfende mit einem Polster, worüber eine reich mit Franzen verzierte Decke, Torale, sich ausbreitet. Der vor ihm stehende Tisch ist, wie in der Regel bei den Römern, ebenfalls sehr niedrig, rund, auf drei Füsse gestützt und nach der älteren Sitte (vgl. *Becker* in *Pauly's* Encycl. II. S. 1310), ungedeckt, so dass

der Sklave zwischen den einzelnen Gängen ihn abwusch. In der linken Hand hält unser Römer eine Mappa, ein viereckt gefaltetes, leinenes Tuch, um die Hände abzuwischen. Wir sehen den Anfang der Mahlzeit. Auf dem Tische stehen nur Eier und Trinkgefässe, in der Mitte ein grösserer Scaphus, daneben ein kleineres Poculum, und an dem Ende die grosse Lagena von Thon. Behaglich führt der Liegende das zweihenkelige Gefäss zum Munde; ich vermuthe, es war kein reiner Wein darin, sondern Honigwein, Mulsum, welchen man zum Beginne zu geniessen pflegte. Zu den Füssen des Herrn steht in ehrerbietiger Stellung, nicht in Trauer, ein Knabe, in seinen Händen das Schöpfgefäss, den Cyathus, von einem bestimmten Masse. Seine Haltung und die einfache Tunica verrathen den Sklaven, es ist der Puer a cyatho.

Den Stand des Todten vermögen wir aus dieser Vorstellung nicht zu erkennen, indessen gibt die Verzierung der Seiten darüber Aufschluss. Auf beiden Seiten ist in flachem Relief eine vortrefflich erfundene Figur mittelmässig ausgeführt: eine jugendliche Gestalt in einer fremdartigen Tracht. Den ganzen Fuss bedecken Schuhe, an welche sich ziemlich weite und faltige Hosen anschliessen. Darüber geht etwas über die Mitte des Leibes ein mit ziemlich engen Aermeln versehenes Gewand, endlich ein langer Mantel, wie es scheint, ein einfaches Stück Tuch, welches nicht auf der Schulter, sondern wohl oberhalb der Brust befestigt war. Das Haupt deckt eine spitze, etwas umgebogene Mütze, von welcher ein Tuch auf die Schulter hinabfällt. Ganz dieselbe Kleidung zeigt sich auf einem Grabsteine des hiesigen Museums, der ebenfalls vor der Coblenzer Strasse gefunden wurde, und dessen Inschrift (*Lersch*, Centralm. II. 40) P· CLODIO· PF V^oL || ALB· MIL· LEG· Ī || AN· XLIIX· STIP· XXV· || H· S· E gewiss zu lesen ist: *Publio Clodio, Publii filio, Voltinia, Al-*

ba, militi legionis primae, annorum quadraginta octo, stipendiorum viginti quinque. Hic situs est[1]. Da die Leg. I. ohne Beinamen weder die Minervia noch die Adiutrix, sondern diejenige ist, welche einmal den Beinamen Germanica führte und bis zum Kriege des Civilis, nachdem ihre Vexillarier Vitellius begleitet hatten, hier im Quartier lag, wegen ihres Benehmens bei jenem Aufstande aber von Vespasian aufgelöst wurde (vgl. *Grotefend* S. 870), so gehört der Grabstein ebenso wie ebend. II. 39. in das erste Jahrhundert, und zwar in die Zeit vor dem Bürgerkriege. Denn II. 39. wird ein Veteran genannt, II. 40. ein Exauctoratus zu verstehen sein. Dieser aber wäre, wenn er noch gelebt hätte, mit nach Italien gezogen. Beide mögen also wohl schon bei der Stiftung in die Legion eingetreten und demnach aus Alba im Lande der Fucenter zu Hause gewesen sein. Auf dem letzteren Steine nun erscheint ebenfalls auf jeder Seite ein ganz, wie der hier abgebildete, gekleideter Mann, und zwar unter militärischen Zeichen, aber von vorn dargestellt und ungeschickter gearbeitet. Für Freigelassene können wir diese mit Hrn. *Lersch* unmöglich halten, da diese in ihrer Bürgertracht gebildet wären.

1) An dem Dativ in der ersten Zeile hat Hr. Dr. *Lersch* Anstoss genommen, weil das folgende Verbum den Nominativ voraussetze, und desshalb ist von Herrn Dr. *Düntzer* Jahrb. I. S. 94. Clodio für den Nominativ erklärt worden. Indessen hat diese Abwechselung gar nichts Auffallendes. Zu den beiden von Hrn. *L.* später herausgegebenen Inschriften Jahrb. I. S. 80, II. S. 84. vergl. man u. a. folgende: *Fabretti* V. IX. p. 354. *Aurel. Primo Nat. Dacus*, p. 357, n. 71. *Aurel. Victori nat. Dacus*, p. 358. 77. *T. Aur. Scribonio natione Bataus*, 78. *T. Aur. Felici nat. Canonefas*, *Marini* Atti p. 299. *Flavio Respecto n*(atione) *Varcianus*, *Cardinali* p. 162. n. 286. *T. Aur. Africano nat. Raetus* u. s. w. Ohne Zweifel aber hat Hr. *Düntzer* Recht, wenn er in der zweiten Zeile nicht *Albino*, sondern, wie in der Centralm. II. n. 39. abgedruckten, *Alba* liest.

Wie auf dem eben besprochenen, so ist auch auf unserem Denkmale in der Stellung jener Figuren ergebene Unterwerfung und stille Trauer ausgedrückt: jene in dem übergeschlagenen Beine, diese in dem gesenkten Haupte, welches auf dem aufgestützten rechten Arme ruht. Nicht um den Todten trauern sie, sondern um ihr eigenes Loos; es sind besiegte Feinde im Gefühle ihrer Wehrlosigkeit und des vaterländischen Unglückes, welches auf mehreren Münzen in ganz ähnlichen Motiven erkannt wird. Keine Gefangenen, welchen die Hände auf den Rücken gebunden werden, sondern Besiegte dienen zur Verherrlichung des Kriegers, welcher gegen sie gestritten hatte. Welcher Nation aber gehören sie an? Natürlich nur einer solchen, wogegen im ersten Jahrhunderte gekriegt wurde. Dies könnten allenfalls Gallier gewesen sein, aber diese kennen wir aus Kunstwerken in ganz anderer Tracht, in kurzem struppigem Haar, und mit einer Halskette geschmückt. Achtet man auf die Hosen und insbesondere die Mütze, so wird man leicht auf die Vermuthung kommen, dass hier die furchtbaren Feinde, die Dacier, die pileata natio (*Aur. Vict.* de Caes. 13), vorgestellt seien. Indessen muss diese Vermuthung, welche sich mir gleich Anfangs aufdrängte, aus zweierlei Gründen verworfen werden. Erstens passt die Kleidung, welche wir aus der Trajanssäule auf das Genaueste kennen, bei näherer Betrachtung nicht; denn dort tragen sie über der Aermeltunica ein auf beiden Seiten bis an das Knie niederfallendes Gewand, welches auf den Schultern mit zwei Schnallen verbunden war (vgl. *Franke*, Zur Gesch. Trajans S. 209), und es fehlt ihnen durchaus jenes Tuch, das unter der Mütze hervor kömmt und bis auf die Schulter reicht. Zweitens lässt sich kein Feldzug denken, welchem der Soldat der Leg. I. Germanica beigewohnt hätte. Denn die Kriege unter Augustus fallen vor die Varusschlacht, d. h. vor ihre Errichtung, die zu Anfang des Bürgerkrieges,

sowie unter Vespasian und Domitian, in eine Zeit, wo sie zuerst nachweislich anderswo beschäftigt war und zuletzt gar nicht mehr bestand. Es bleibt also, da auch von andern Völkern keine Rede sein kann, nur übrig an die zunächst wohnenden Feinde, an die Germanen, zu denken. Diese erscheinen zwar meistens, wie sie Tacitus beschreibt, in langem Haare und mit nacktem Oberkörper, über welchem blos ein Sagulum flattert; es gibt aber auch mehrere abweichende Darstellungen, namentlich auf Münzen des M. Aurelius und auf der Säule dieses Kaisers, wo sowohl besiegte, als mit den Römern verbündete Germanen mit jener Mütze bedeckt sind. Ich wage also die Vermuthung, dass auf unseren Steinen ein solcher Stamm gebildet ist, vielleicht derselbe, welcher später den Römern selbst Hülfstruppen liefert, wobei man an die früher befreundeten, unter Claudius besiegten Chauken erinnert wird.

L. Urlichs.

7. Neueſter Zuwachs des K. Muſeums.

Hesione — Glasgefässe.

(Taf. II.)

Unsere Leser werden sich des Cölner Sarkophages erinnern (Jahrb. VII. Taf. III—IV), worauf mehrere Mythen willkürlich und beziehungslos gehäuft werden. Derselbe ist nicht allein wegen seiner Vorstellungen, sondern auch deswegen merkwürdig, weil sich aus der Inschrift mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Zeit der Verfertigung schliessen zu lassen schien. C. Severinius Vitealis (wahrscheinlich verschrieben statt Vitalis) hiess der Veteran, welchem von seiner Tochter der Sarkophag gewidmet wurde, und C. Severinus Vitalis ein Krieger bei *Grut.* 46. 9, welcher mit zwei Kameraden im Monat Juni des Jahres 197 einen Altar wegen der glücklichen Rückkehr seines Numerus[1]) nach Rom weihete. Hr. Dr. *Lersch* vermuthete, dies sei eine und dieselbe Person mit dem in Cöln verstorbenen. Dieser ansprechenden Combination hat ein sehr tüchtiger Epigraph, Hr. Dr. *Henzen* in Rom, neulich im Rhein. Mus. IV. S. 634. den erheblichen Umstand entgegengestellt, dass derselbe Severinus Vitalis einer verstümmelten, von *Mur.* 814. 7. schlecht bekannt gemachten und von *Marini* Atti p. 299. verbesserten Inschrift zufolge Eques singularis war[2]), und darauf hingewiesen, dass er aus einem »Corps höchsten Ranges, welches sich

1) Höchst wahrscheinlich aus dem Feldzuge gegen Claudius Albinus, nach dessen Entscheidung in der Schlacht bei Lyon am 19. Februar Septimius Severus in Eilmärschen der Hauptstadt zuzog.

2) Eine brauchbare Abhandlung über das Corps ist die von *Frick*, in den Acta Societ. Lat. Ien. vol. V. p. 191. sqq. Vgl. noch *Fabretti* p. 354, *Marini* Atti l. l. und *Cardinali* Dipl. p. 161. sqq.

durch die Elite der Legionen ergänzte«, schwerlich später in eine Legion, wenn auch als Beneficiarius consulis, zurückgetreten sei, dass aber in diesem Falle, »in der Reihe der von ihm bekleideten Stellen gewiss die des eques s. aufgeführt sein würde«. Ich weiss nicht, ob Hr. *H.* meint, dass die Equites sing. immer aus den Legionen gewählt wurden. Die Beispiele bei *Marini* Iscr. Alb. p. 71. sind im Vergleiche mit der Masse anderer Inschriften, wo keine Versetzung aus der Ala eines Heeres erwähnt wird, so selten, dass ich die Allgemeinheit jener Bemerkung bezweifele; und möglich ist es ja doch, wie der Verf. zugibt, immer, dass ein solcher Reiter einen nach den Provinzen gehenden höhern Befehlshaber als sein Beneficiarius begleitete. Aber wahrscheinlich ist es allerdings nicht, und in dem vorliegenden Falle wegen der Auslassung jener Stelle, und der Verschiedenheit der Namen Severinus und Severinius besonders unwahrscheinlich. Aus andern Gründen lässt sich aber die Zeitbestimmung jenes Sarkophages retten, denn er muss älter sein als das Jahr 223, wo die Leg. XXX. in der Inschr. bei *Lersch,* Centralmus. II. 14. zuerst den Beinamen Pia Fidelis trägt. Folglich kann unser Soldat seinen Namen, den er, wie die vielen Aurelier, Aelier, Ulpier, Flavier im Heere, ohne Zweifel von dem Kaiser empfing (vgl. *Marini* Iscr. Alb. p. 69, und z. B. *Mur.* 347. 2), nicht nach Severus Alexander geformt haben. Es bleibt also nur Septimius Severus, nach welchem unser C. Severinius Vitalis seinen römischen Namen gebildet haben kann, eben so wie jener römische Eques sing., mit dem er vielleicht verwandt gewesen sein mag.

Die Seltenheit des u. a. auf jenem Sarkophage dargestellten Abenteuers, der Befreiung der Hesione durch Herakles, wurde von *Welcker* a. a. O. S. 116. hervorgehoben. Es sind seitdem zu den dort angeführten Monumenten das schöne Vasengemälde bei *Gerhard,* Apul. Va-

senb. Taf. XI. und der S. 18. Anm. 4. von dem Herausg. angeführte Glaskameo hinzugekommen, welche ohne Zweifel einer viel früheren Kunstperiode angehören.

Ein neues Interesse gewinnt aber der cölnische Sarkophag durch das auf Taf. II. 1. abgebildete Fragment aus röthlichem Sandstein, welches in *Rheder*, dem alten Belgica, zugleich mit den von *Lersch*, Centralm. II. S. 13. und von *Düntzer*, Jahrb. V. VI. S. 341. bekannt gemachten Steinen für das hiesige Museum von mir erworben wurde. Wir sehen dort ein roh ausgeführtes, aber nicht ohne Anmuth gedachtes Bild: eine Jungfrau mit langem Haare, von deren halb erhaltenem Körper nur der Hals, die Schultern und der rechte Arm deutlich erkannt werden. Dieser ist an einen Felsen mit einer starken Klammer gefesselt. Der kläglich geneigte Kopf und die hülflos ausgebreiteten Finger drücken den Jammer der Unglücklichen aus. Man würde sie vielleicht für Andromeda halten, wenn nicht das Cölner Relief uns die Deutung gäbe. Denn auf diesem ist Herakles unverkennbar; und es gibt dieses Zusammentreffen einen neuen Beweis für die Gültigkeit des Gesetzes in der archäologischen Hermeneutik, dass vor Allem die Kunstwerke mit einander verglichen werden müssen. Höchst wahrscheinlich sehen wir in dem Cölner Sarkophag das Original, wonach das Eifler Relief in geringerem Material gearbeitet wurde.

Ebenfalls von untergeordnetem Kunstwerth, aber in der Composition verständiger als das Cölner Monument, ist ein vierseitiger Altar im Schlossgarten zu Durlach, worauf Hercules im Kampfe mit Antaeus, dem nemeischen Löwen, dem troischen Seeunthiere und der Hindin erscheint. Dort steht Hesione, nackt, die Hände auf dem Rücken gefesselt, rechts; vor ihr am Boden, mit zwei flossenähnlichen Füssen und einem geringelten Schweife, das Ungeheuer, gegen welches links Hercules, ebenfalls ganz unbekleidet, den Bogen gespannt hält.

Unter mehreren Gegenständen, welche aus den zwischen Düren und Girbelsrath entdeckten Grabmälern (vgl. Jahrb. VIII. S. 180) durch die Güte des Hrn. Bürgermeisters *Hahn* dem hiesigen Museum zugewendet wurden, befinden sich einige zierliche Glassachen, wovon wir ein Salbgefäss Taf. II. 2, 3. des Bodens wegen abbilden lassen. Dasselbe besteht aus sehr dickem und schönem Glase, ist 10¾ Zoll hoch und am Boden 1 Zoll 11 Linien breit. Auf diesem befindet sich ein Genius mit dem Füllhorn, welcher aus einer Opferschale Wein auf einen flammenden Altar giesst; ringsumher sind einzelne Buchstaben leserlich, aber nicht zu einem Worte zu vereinigen. Diese Fabrikzeichen, worüber man u. A. *Buonarroti*, Osservaz. sopra. . vasi di vetro p. 12. so wie *Fabretti*, Inscr. p. 531. vergleiche, finden sich fast immer, (und, wie ich glaube, auch allein dort) auf jenen langhalsigen Salbgefässen, deren Glas von erstaunlicher Dicke zu sein pflegt. Eines aus Weyden habe ich Jahrb. III. S. 148. angeführt, den Boden eines andern aus dem hiesigen Museum Taf. II. 4. abbilden lassen.

L. Urlichs.

8. Amor aus Cöln.

(Taf. V. 4.)

Eine sehr zierliche kleine Bronze bilden wir Taf. V. 4. in der Grösse des Originals nach der sehr gelungenen Zeichnung des Hrn. *Osterwald* ab, indem wir von der gütigen Erlaubniss des Besitzers, Hrn. *Koch* in Cöln, Gebrauch machen. Dieselbe wurde vor längeren Jahren in Cöln gefunden und stellt den unwiderstehlichen Flügelknaben in einer neuen, sehr anmuthigen Weise dar. Wie Victoria steht er leicht und sicher auf der unterwürfigen Weltkugel. Ihn kümmert es nicht, dass die Welt unter seinen Füssen liegt; seine ganze Aufmerksamkeit richtet der kindische Schalk auf die grosse brennende Fackel, welche einem Füllhorne gleicht, als ob Segen ihr entquölle. Dass sie ihm nicht ausgehe, dafür sorgt sein erhobenes Auge, und die ganze Gestalt hebt sich ihr nach. Nur die ausgebreitete rechte Hand streckt sich mit einer leichten Bewegung unbewusst aus, um das Gleichgewicht auf der gefährlichen Stelle zu sichern. Mit wahrer Freude vertieft man sich in die kindliche Unschuld des heitern, umlockten Angesichtes.

L. Urlichs.

III. Litteratur.

1. J. Steininger Geſchichte der Trevirer unter der Herrſchaft der Römer. Mit einer Karte und einem Abſchnitte der Tabula Peutingeriana. Trier 1845. S. VI. und 328. 8.
2. G. Schneemann Rerum Trevericarum commentatio I. Programm des Gymnaſiums zu Trier vom Jahre 1844 S. 30. 4.

Der durch verschiedenartige, besonders geognostische Schriften rühmlichst bekannte Verfasser liefert uns in der hier anzuzeigenden Geschichte einen aus langjähriger selbstständiger Anschauung und Forschung hervorgegangenen sehr dankenswerthen Beitrag zur Aufhellung der ältesten Zeit der trierer Geschichte. Leider hat er es versäumt sich überall nach den betreffenden Forschungen anderer auf diesem neuerdings in mancher Beziehung vielfach angebauten Felde umzusehn, wodurch er seiner eigenen Darstellung oft wesentlichen Nachtheil gebracht hat. Auch dürfen wir nicht verschweigen, dass Herr *Steininger* zuweilen mit vorgefassten Meinungen an die Untersuchung gegangen ist und dasjenige, was seiner Ansicht entgegen steht, nicht gründlich genug erwogen oder ganz übersehen hat. Im Allgemeinen aber können wir dem Buche Kenntniss und Besonnenheit nicht absprechen und gestehen gern, dass dasselbe in vielen Punkten als ein wesentlicher, sehr erfreulicher Fortschritt begrüsst werden muss.

Wenn Herr *Steininger* von anderen Studien her zur Geschichte Trier's gekommen ist, weshalb wir bei ihm oft

die Genauigkeit historisch-kritischer Forschung im Einzelnen vermissen, so lässt dagegen Herr *Schneemann*, als Philologe von Fach, in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Die höchst sorgfältig und genau durchgearbeitete Abhandlung verbreitet sich über den Namen und Ursprung der Treverer, über die Entstehung der Stadt Trier, wie auch über Umfang, Ausdehnung, Einrichtungen und die Geschichte derselben bis zum Untergange des Römerreiches.

Wir gedenken im Folgenden einzelne Punkte der Schrift von *Steininger* auszuheben, wobei wir die zustimmenden oder abweichenden Ansichten *Schneemann's* zugleich berücksichtigen wollen. Die Schrift von *Steininger* zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste (– S. 131) die Zeit bis zum Jahre 71 n. Chr. behandelt; in einem Anhange zu demselben werden die römischen Strassen und Befestigungen im Lande der Treverer untersucht.

Schon in Betreff des Namens der Treverer müssen wir von Herrn *Steininger* (S. 3) abweichen, welcher die Form Treviri für die richtige hält, weil diese sich in einer Stelle des Cicero und bei Cäsar finde. Umsichtiger scheint uns hier Herr *Schneemann* S. 5 ff. zu handeln, mit welchem wir ganz entschieden der Form Treveri den Vorzug geben. Die einzigen Zeugnisse des Alterthums, welche unmittelbar, nicht durch die Hände von Abschreibern, zu uns gekommen sind, die Steinschriften, sprechen einstimmig (vgl. *Lersch* Centralmuseum III S. 2 f.) für Treveri. Auch sieht man nicht ein, wie die Form Treviri, welche mit einem lateinischen Wort homonym ist, hätte in Treveri übergehn können, da eine absichtliche Unterscheidung hier unwahrscheinlich ist, wogegen es ganz dem Gebrauche der Alten entsprach, wenn Cicero und Cäsar den fremden Namen zu latinisiren suchten[1]). Wer ein klassisches Latein

1) Vgl. darüber besonders *Pott* „Etymologische Forschungen" I S.

schreiben will, mag immer die Form Treviri als ciceronisch beibehalten. Vollkommen stimmen wir mit Herrn *Steininger* überein, wenn er mit den bewährtesten neueren Forschern, die er freilich nicht berücksichtigt zu haben scheint, die Treverer zu den Celten rechnet (S. 13 ff.); nur irrt er, wenn er mit *Zeuss, Müller* u. a. glaubt sie von den Belgiern trennen zu müssen. Das Richtige gibt *Schneemann* S. 9 ff., wo auch auf die betreffenden neueren Forschungen verwiesen ist. Wir fügen hinzu: *Prichard,* „Naturgeschichte des Menschengeschlechtes" III, 2 S. 77 ff., 119 ff. (der deutschen Uebers.) [2]) — Was die Ableitung des Namens der Treveri betrifft, so führt *Schneemann* S. 6 f. drei Versuche an, denen er selbst einen neuen hinzufügt, ohne das Bedenken gegen diesen zu verschweigen. Wir fügen ein paar andere hinzu. *Prichard* S. 134 sieht in Tre einen auch sonst in celtischen Namen vorkommenden Stamm, indem er die Namen: Tricasteni, Tricassii, Tricovii, Tridentum, Tricorii (bei den Vocontii), Tribocci, Trinobantes in Britanien und Trisanton (bei Southampton) vergleicht. *Diefenbach* (II, 339) vergleicht zur zweiten Hälfte des Namens Tricorii die Petrocorii, und stellt damit Trigorius pagus, Trégèr, Trecor zusammen. *H. Müller* „über Germani und Teutones" S. 7 sieht in viri ein celtisches Wort in der Bedeutung Mann, wie altdeutsch wër[3]). Ueber das celtische ver in der Bedeutung Mann vgl. *Diefenbach* I, 48 ff[4]).

Herr *St.* stellt S. 37 f. die Behauptung auf, Trier sei

XXXIV ff. 2) Leider müssen wir in dieser Uebersetzung S. 123 lesen: „St. Hieronymus lebte in Trêves, bei den Treviri." So wohlfeil überlässt der Uebersetzer Trier den Franzosen! 3) Er bemerkt: „Vielleicht gebildet, wie Windischmann, Franzmann. Also etwa Trei einfache Form. Vgl. die italische Stadt Treia, Trea." 4) Wir bemerken gelegentlich, dass es irrig ist, wenn *Steininger* S. 13 behauptet, briga in celtischen Namen sei das deutsche Brücke. Vgl. *Diefenbach* I, 212 ff.

zur Zeit des Cäsar bereits eine Stadt gewesen, eine Ansicht, welche *Schneemann* S. 15 ff. mit treffenden Gründen widerlegt hat, dass wir uns einfach darauf beziehen dürfen. Sonderbar ist es, dass Herr *St.* die früher erschienene Abhandlung seines Collegen hierbei gar nicht berücksichtigt.

S. 40 ff. erklärt sich Herr *St.* bestimmt gegen die Ansicht, Cäsar sei bei Coblenz über den Rhein gegangen. »Alle Begebenheiten«, bemerkt er, »fallen am untern Rhein vor; man muss also den Uebergang Cäsar's über diesen Fluss am untern Rheine, in der Gegend von Xanten, Neuss oder Cöln suchen.« Cäsar sage, der Bau der Brücke sei wegen der Breite, Tiefe und Schnelligkeit des Stromes sehr schwierig gewesen, was nicht besonders auf die Gegend oberhalb Andernach passe. Endlich meint *St.*, eine hölzerne Brücke über den Rhein sei zwischen Bonn und Bingen höchst wahrscheinlich ganz unmöglich gewesen, weil auf dieser ganzen Strecke das Rheinbett im Schiefergebirge liege und die nackten Schieferfelsen überall am Wasser hervorstehen. »Führt auch der Rhein Gerölle mit sich, welches die Schieferfelsen hin und wieder bedeckt, so möchte dies doch wohl mitten im Flusse wenig der Fall sein; und nirgends dürfte es wohl im Rheinbette gelingen, Pfähle tief genug einzutreiben, dass sie die gehörige Festigkeit erlangen, um eine Brücke darauf legen zu können. Erst von Bonn an fliesst der Rhein durch Sandboden, welcher den Bau einer Pfahl-Brücke möglich macht.«

Die neuesten Untersuchungen des Gegenstandes hat der Verf. ganz unberücksichtigt gelassen. *Dederich* hat in diesen Jahrb. V, 252 ff. nachzuweisen gesucht, dass der Uebergang bei Bonn erfolgt sei, wogegen *H. Müller* das. VII, 1 ff. denselben in die Gegend von Coblenz versetzt; dem letztern stimmt jetzt auch *von Sybel* bei in seiner Beurtheilung der Jahrb. in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1846 H. 2. Auch wir halten die Darstellung

Müller's für die einzig richtige. Der Irrthum Cäsars, einen Zusammenfluss der Maas und des Rheins anzunehmen, scheint uns ganz unglaublich, da Cäsar selbst jene Gegend besucht hat und über den Lauf der Maas und des Rheines wohl unterrichtet gewesen sein muss. Vgl. B. G. IV, 10[5]). Demnach muss in den Worten (IV, 15) ad confluentem Mosae et Rheni nothwendig Mosellae geschrieben werden. Nach den ganz deutlichen Worten des Cäsar führte die Brücke in's Gebiet der Ubier, von wo er zu den Sygambrern ging; darauf kehrte er zu den Ubiern und auf derselben Brücke zum linken Rheinufer zurück. *Müller* hat die Seltsamkeiten, welche bei der Erklärung *Dederich's* sich ergeben, überzeugend dargelegt, dass jeder Zweifel, ob die Brücke bei Bonn oder bei Coblenz geschlagen sei, haltlos scheint.

Die Gründung der römischen Colonie zu Trier will *Steininger* S. 83 (vgl. S. 94) unter Galba, in's Jahr 68 n. Chr., setzen, da dieser Kaiser den Treverern nach der Andeutung des Tacitus[6]) Ländereien entzogen zu haben scheine, vermuthlich um sie den Colonisten zuzutheilen. Aber der Ausdruck des Tacitus scheint eher auf alles, als auf die Gründung einer Colonie hinzudeuten. *Schneemann* S. 17 möchte die Colonie unter Claudius setzen. Sicher fällt sie zwischen die Jahre 21 und 71 nach Chr. Plinius erwähnt IV, 31 in seiner Aufzählung der gallischen Völker die Treveri liberi antea, kennt aber keine Colonie dort, wogegen er die colonia Agrippinensis anführt. Aber dieses

---

5) *Dederich's* Erklärung (S. 262) gibt dem Cäsar etwas sehr Gezwungenes, das am wenigsten einem Cäsar zugemuthet werden darf. Die Stelle, wie sie jetzt vorliegt, ist offenbar verdorben, eine sichere Herstellung aber, die von der Lesart der besten Hdschr. ausgehn muss, bisher noch nicht gegeben. 6.) Hist. I, 53: Et Treveri ac Lingones, quasque alias civitates atrocibus edictis aut damno finium Galba perculerat, hibernis legionibus propius miscentur.

kann gar nichts beweisen, da die Herausgabe der Schrift des Plinius erst in das Jahr 75 n. Ch. fällt[7]); sollte nämlich aus diesem Schweigen das Nichtvorhandensein der Colonie gefolgert werden, so würden wir zur Annahme genöthigt sein, diese habe auch im Jahre 75 noch nicht bestanden, während wir sie bereits 71 unzweifelhaft finden. Höchstens kann aus Plinius der Schluss gezogen werden, dass zu der Zeit, wo dieser sich in Germanien befand (unter der Regierung des Claudius), die Colonie zu Trier noch nicht bestanden habe, obgleich auch dieses bei der grossen Nachlässigkeit dieses Schriftstellers keineswegs ganz sicher folgt. Jedenfalls war die Colonie zu Cöln zur Zeit des Plinius, der diese ausdrücklich erwähnt, bedeutender, als die zu Trier, und man darf vermuthen, dass sie älter, als jene gewesen. Die Gründung der Colonie Trier dürfte nach allem in die letzten Jahre des Claudius oder in den Anfang der Regierung des Nero fallen.

Manches, was uns Veranlassung zu weiterer Besprechung geben könnte, müssen wir hier übergehn. Wir bemerken nur, dass Herr *St.* S. 59 die berüchtigte Stelle des Florus über Gesonia (?) richtig versteht (vgl. Jahrb. I, 108) und dass zur ausführlichen Darstellung des Bataverkrieges die genaue Ausführung in den Rhein. Provinzialblättern 1838 Beiblatt Nr. 24 ff. verglichen werden konnte. Neu ist wohl die Deutung der ala Indiana S. 70. Vgl. *Lersch* Centralmuseum I, 46.

Zu den bedeutendsten und in mancher Hinsicht sehr erfreulichen Abschnitten der *Steiningerschen* Schrift gehört der Anhang zur ersten Abtheilung „die römischen Strassen und Befestigungen im Lande der Trevirer“ (S. 133—

7) Vgl. die praef. an den Vespasian: Triumphalis et Censorinus tu, sexiesque Consul ac Tribunitiae potestatis particeps. Zur Zeitbestimmung dient auch XIV, 3. 5.

200), worin nicht bloss die Strassen von Trier nach Cöln (durch die Eifel), nach Rheims (gelegentlich auch einige andere Strassen auf der linken Moselseite), Metz (auf der rechten Moselseite), Trier (über den Hundsrücken), Strassburg und an den Rhein (auf der linken Moselseite) behandelt werden, sondern auch die Strassen an der obern Maas und Mosel. Herr *Steininger* hat diesem Gegenstande lange Zeit die genaueste Aufmerksamkeit geschenkt und dadurch seine fast überall auf eigene Anschauung gegründeten Untersuchungen zu grosser Sicherheit gebracht[8]). Die Herleitungen von Jünckerath aus Icorigium und von Dollendorf aus dem Namen der Talliaten (S. 142 f.) sind um so bedenklicher, als diese sicher deutschen Namen auch sonst vorkommen. Irrig ist die Behauptung (S. 146), der Meilenzeiger von Marmagen zeige, dass Agrippa im Jahre 28 v. Chr. die Strasse gebaut habe. Herr *Steininger* hat selbst, worauf wir in diesen Jahrb. I, 117 aufmerksam gemacht haben, bemerkt, dass unmöglich der Meilenstein unter Agrippa gesetzt sein konnte, weil Cöln auf demselben schon als Colonie bezeichnet wird. Entweder hat in der zweiten Zeile etwas anderes, als der Name des Agrippa gestanden oder die Inschrift ist unächt. Dass die Meilenzahl richtig angegeben ist, beweist nichts für die Aechtheit, da der, welcher die Inschrift erdichtete, jene wohl berechnen konnte. Bei Grevenmachern (S. 149) war *Schneider's* Aufsatz in diesen Jahrb. VII, 26 ff. zu berücksichtigen. Ebenso hätte im Folgenden *Böcking's* demselben Hefte beigegebene Bearbeitung der Moselgedichte des Ausonius und Venantius Fortunatus benutzt werden sol-

---

8) Mit Recht bemerkt er (S. 168), dass auf der tab. Peutinger. in Gallien immer gallische Meilen anzunehmen sind, wonach Jahrb. I, 121 zu berichtigen ist. Wir haben dort S. 118 ff. über die leugae und das Zeichen leg. ausführlich gehandelt. Ueber das Wort leuga vgl. *Diefenbach* I, 65, wonach es eigentlich S t e i n bedeutet.

len. Die Langmauer, welche von S. 182 an einer genauen Untersuchung unterworfen wird, hält *St.* für die von Tacitus (Hist. IV, 37) genannte lorica, wobei zunächst zu bemerken ist, dass die Behauptung, weil Tacitus lorica und vallum getrennt anführe (loricam vallumque), müsse die lorica vom vallum verschieden sein, aller sprachlichen Begründung entbehrt, da que häufig einen Theil zum Ganzen hinzufügt. *Steininger's* Ansicht, dass die Treverer die Langmauer zum Schutze gegen die Verheerungen der Truppen des Civilis oder gegen die niederrheinischen Deutschen gebaut, dürfte nach den Erörterungen eines hierin vor allen urtheilsfähigen Mannes, dessen Verlust auch unser Verein sehr zu beklagen hat (in diesen Jahrb. VII, 147 ff.), sich als unhaltbar erweisen[9]). Jedenfalls aber sind die Nachweisungen über den Umfang der Langmauer, welche uns *St.* bietet, sehr schätzbar. S. 199 f. erklärt sich Herr *St.* gegen Prof. *Friedlieb's* Deutung (in diesen Jahrb. IV, 94 ff.) der sogenannten Wildfrauenkirche bei Schweinschied, nach welcher sie ein Mithräum gewesen sein soll, indem er in der bildlichen Darstellung nach der gangbaren Annahme den heiligen Georg sieht. Ob die Zeichnung, welche neuerlich Herr *Lajard* von dem sehr verwitterten Denkmale machen lassen wollte, vollendet worden und ob sie die Annahme von Prof. *Friedlieb* bestätige, ist uns unbekannt[10]).

Der zweite Abschnitt enthält die Geschichte Trier's

9) Herr Dr. *Schneider* hält auch jetzt noch seine mit *Steininger* übereinstimmende Ansicht, wonach die Langmauer zur Befestigung gedient habe, für begründet. Vgl. Jahrb. VIII, 184 und seine dort angeführte Schrift. 10) Einen sehr zu beachtenden Unterschied zwischen den Denkmalen zu Schweinschied und Schwarzerden hebt *St.* hervor. „Schon der Umstand, dass sich das vorgebliche Mithrasbild der Wildfrauenkirche auf der Aussenwand der Felsenhöhle befindet, während zu Schwarzerden das Bild auf der hintern Wand im Innern der Höhle war, scheint mir hinlänglich zu sein, um den Ungrund einer solchen

vom Jahre 71—464 n. Chr. Wir können auch hier, indem wir im Allgemeinen Sorgfalt und Umsicht anerkennen, nur Einzelnes hervorheben. Ueber den Praefectus Praetorio M. Gavius Maximus unter Antoninus Pius und den Procurator T. Julius Saturninus unter Marc Aurel hat jetzt *Chassot von Florencourt* gehandelt, in diesen Jahrb. VIII, 109 ff. Ueber die gallischen Kaiser von Postumus bis Tetricus, so wie über den Weinbau unter Probus würde Herr *St.* Richtigeres gegeben haben, hätte er auf die betreffenden Aufsätze des Unterzeichneten in diesen Jahrb. II, 9 ff. IV, 45 ff. irgend Rücksicht genommen[11]). Ebenso hätte die Bemerkung über Proculus und Bonosus S. 215 nach Jahrb. II, 20 berichtigt werden sollen. Kurz handelt *Steininger* S. 225 f. über die Laeti, deren Namen er mit anderen vom deutschen Worte Leute herleitet, wogegen wir auf *von Sybel's* Ausführung Jahrb. IV, 37 ff. (vgl. II, 24) verweisen. S. auch *Schneemann* S. 24. Darin, dass die Obringa bei Ptolemaeus nicht die Mosel sein könne, stimmen wir mit *Steininger* S. 236 f. und *Schneemann* S. 8 überein.

Ueber die älteste Zeit der christlichen Kirche zu Trier gibt Herr *St.* sehr interessante Zusammenstellungen. Wir wundern uns aber hier nicht die *St.* bekannte Stelle des

---

Deutung der Wildfrauenkirche zu zeigen.“ 11) Gelegentlich muss ich bemerken, dass ich den Vorwurf von Prof. *Böcking* in seiner Ausgabe der Moselgedichte S. 117, ich habe in der Stelle des Venantius Fortunatus (Jahrb. II, 31) die beiden Rheinufer miteinander verwechselt, nicht verdient habe. V. 65 f. beziehe ich nämlich nicht auf die beiden Ufer, sondern auf dasselbe Ufer bei Andernach, von dem allein die Rede ist, wo an der einen Seite Weinberge sich erhoben, an der andern Saatfelder prangten. Bei V. 65 darf man nicht an das rechte Ufer denken, da Weinbau auf diesem erst später begonnen hat. Die Schlüsse, die Herr *St.* S. 217 f. aus den Stellen des Varro, Strabo und Solinus macht, beruhen auf ungenauer Auffassung derselben.

Augustin. Confess. VIII, 6 benutzt gefunden zu haben. Der Afrikaner Pontitianus (praeclare in palatio militans, sagt Augustinus) erzählt dort im Jahre 386 von Einsiedlern in der Nähe von Trier. Auch sonst enthält die Erzählung manche für das alte Trier wichtige Notiz, weshalb auch *Schneemann* sie S. 27 benutzt. Belangreich ist die Mittheilung von drei christlichen und einer heidnischen Inschrift (S. 281 ff.), welche im vorigen Jahre bei St. Mathias gefunden worden sind.

In der Ansicht, dass das alte Trier keinen weitern Umfang, als die jetzige Stadt gehabt, glauben wir *Steininger* S. 280 f. und *Schneemann* S. 26 gegen *Schmidt* (vgl. Jahrb. VIII, 168) beistimmen zu müssen. Dagegen hat *Schmidt* das Verdienst nachgewiesen zu haben, dass die sogenannten Thermen unmöglich Bäder gewesen sein können, da nirgendwo Bassins und Wasserkanäle sich finden, nur ein Heizungsgang zur Erwärmung rund um das Hauptgemach vorhanden ist. Vgl. Sen. de provid. 4, 9: Cuius cenationes subditus et parietibus circumfusus calor temperavit. epist. 90, 25: Impressos parietibus tubos, per quos circumfunderetur calor, qui ima simul et summa foveret aequaliter. Wenn nun auch die Vermuthung *Schmidt's*, dass die Ueberreste dem Kaiserpalaste angehören, sich nicht halten lässt, so ist doch die Annahme, dass hier ein öffentliches, vielleicht zur Verwaltung bestimmtes Gebäude gestanden, nicht verwerflich. Herr *Steininger* beharrt leider noch immer auf seiner frühern Ansicht, indem er, ohne das Verdienst Schmidt's anzuerkennen (S. 286 f.), hier ein Theater erkennt, dessen Proscenium und Cavea geheizt worden seien (!). Richtig unterscheidet derselbe das in Ueberresten erhaltene Amphitheater von dem Circus, da es, wie auch *Urlichs* (Jahrb. VIII. 171) bemerkt, ganz unannehmbar ist, dass Eumenius das Amphitheater circus genannt und mit dem circus maximus

zu Rom verglichen haben sollte, wie Herr *Schneemann* S. 27 annimmt[12]). Wir bemerken noch, dass *Steininger* über den Triumphbogen des Valentinian und Gratian (*Schneemann* S. 29) eine eigene geistreiche Ansicht äussert (S. 278). Irrig dagegen ist es, wenn er S. 284 mit *Schmidt*, *Schneemann* u. a. die Stelle der Mosella V. 338 ff., in der nicht von der Stadt Trier die Rede ist, auf die dortigen Bäder beziehen will. Auch dies hat bereits *Urlichs* a. a. O. S. 171 angedeutet. Ueber die Basilica ist auch *Schneider's* Bericht „an die Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier“ zu vergleichen.

Nur noch einen Punkt erlauben wir uns hier schliesslich aus der Schrift *Steininger's* hervorzuheben. Salvianus sagt de gubern. dei VI, 8 von der Stadt Trier, sie sei quadruplici eversione prostrata, das. 23: Expugnata est quater urbs Gallorum opulentissima. 15: Excisa ter continuatis eversionibus summa urbe Galliae, quum omnis civitas bustum esset, malis et post excidia crescentibus. *Steininger* glaubt nun, die drei ersten Eroberungen seien in ein und dasselbe Jahr gefallen, in die ersten Monate des Jahres 407, die vierte in das Jahr 411, in welchem Jahre nach Renatus Frigeridus Trier zum zweitenmale zerstört wurde. Abgesehen von der völligen Willkühr[13]) dieser Annahme schliesst dieselbe auch etwas ganz

12) *Steininger* bezieht S. 313 die Worte des Salvianus de gubern. dei VI, 15: Theatra igitur quaeritis, circum a principibus postulatis? — Ludicra ergo publica Trever petis? Ubi quaeso exercenda? an super busta et cineres, super ossa et sanguinem peremptorum? auf die Zerstörung des Circus, der wenigstens zum Theil von Holz gewesen sei. Aber die Worte ubi- und super busta-peremptorum gehen auf die ganze zerstörte Stadt. „In einer ganz zu Grunde gerichteten Stadt sollen Spiele gegeben werden?“ In der Stelle des Idatius versteht *Steininger* S. 314 unter der arena wohl richtig das Amphitheater, welches sonst nirgendwo erwähnt ist. 13) Die Worte continuatis eversio-

Unmögliches in sich. Eine Zerstörung kann nur erfolgen, wenn die vorher zerstörte Stadt wieder einigermassen hergestellt ist; eine dreimalige Zerstörung in so kurzem Zeitraume ist unmöglich. Völlig entscheidend ist aber der Umstand, dass Salvianus, der gegen 440 schrieb, Trier als zerstört zur Zeit, wo er schrieb, darstellt. Iacent reliquiae infelicissimae plebis super tumulos defunctorum suorum, — nigra est incendio civitas. Die letzte Zerstörung muss vor kurzem erfolgt sein, kann wenigstens keine neunund zwanzig Jahre vorher, wie es nach *St.* der Fall sein würde, stattgefunden haben. Für die dritte und vierte Zerstörung hat man die Jahre 413 und 428 angenommen. Vgl. Jahrb. II, 27. Aber wahrscheinlicher ist die letzte Zerstörung 435 zu setzen. Vgl. *Wurm* de rebus gestis Aetii S. 50 ff., welche Schrift auch sonst zu vergleichen war.

Die eine der beiden vom Referendar *J. Keller* gezeichneten Karten zeigt das Gebiet der Treverer und ihrer Nachbarn, die andere den betreffenden Theil der peutingerschen Tafel. Die Ausstattung des in vielfacher Beziehung tüchtigen und förderlichen Buches, welches die erneute Betrachtung mancher Punkte der trierschen Geschichte und Alterthümer gedeihlich anregen dürfte, ist sehr anständig zu nennen.

H. Düntzer.

---

nibus heissen nicht, wie *Steininger* will, „durch drei aufeinanderfolgende Zerstörungen" (Trier wurde viermal zerstört), sondern „durch dreimal wiederholte (also viermalige) Zerstörung."

2. Zur ſogenannten Tabula Peutingeriana gehörige Schriften.

1. Peutingeriana Tabula, von *K. Eckermann* (in Ersch und Gruber, Encyclopädie der Wiss. und Künste. III. Sect., 20. Theil. S. 14—34).

2. Recueil des itinéraires anciens comprenant l'itinéraire d'Antonin, la table de Peutinger et un choix des périples grecs, avec dix cartes dressées par M. le Colonel *Lapie*. Publié par M. le Mis *de Fortia d'Urban*, membre de l'institut. Paris, imprim. royal. 1845. 4to. XIX et 558 pages.

3. Die Ober-Donau-Strasse der Peutingerschen Tafel von Brigobanne bis Abusena. Von *F. W. Schmidt*, Oberstlieutenant im K. Pr. Generalstabe. Nebst dem Segment der Peut. T., welches die Strasse von Vindonissa bis Regino enthält. Berl. 1844. 74 S. 8°.

4. Ueber die Römerstrassen in den Rhein- und Moselgegenden nach den von dem Kgl. Hauptmann *H. Schmidt* I. angestellten Untersuchungen, aus den Akten des Königl. Generalstabs ausgezogen und mit Anmerkungen versehen von *H. Zwirner* (Abhandlung in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleisses in Preussen. 1833. Berl. 1833. 4°. S. 72—110).

5. Die römischen Strassen und Befestigungen im Lande der Trevirer, Anhang zum 3. Absch. in *I. Steininger's* Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. Trier. 1845. S. 133-200.

Die unter dem Namen „Peutinger'sche Tafel" be-

kannte Strassenkarte, welche ein Mönch zu Colmar im Jahre 1265 nach einem jetzt verlorenen Orginale gemalt hat, gehört unstreitig zu den wichtigsten Denkmälern des Alterthums, da die Dunkelheit der Länderkunde des römischen Reichs in manchen Punkten durch sie allein aufgehellt wird. Allein die eigenthümliche Beschaffenheit derselben, wonach die Länder mit Vernachlässigung ihrer Breite auf unnatürliche Weise verschoben und in die Länge gezogen werden, ferner die fehlerhafte Schreibung und Verstellung der Namen und Zahlen, endlich die häufige Verwirrung, besonders bei Angabe der Nebenflüsse, erschweren den Gebrauch derselben gar sehr und erheischen oft nothwendig Verbesserungen, welche theils durch Vergleichung ähnlicher Denkmäler, des Itinerarium Antonini und der Notitia dignitatum utriusque imperii, theils durch genaue Kenntniss der jedesmaligen Gegenden und Localuntersuchungen bedingt sind. Wenn nun Referent es unternimmt, dasjenige, was im Verlaufe der letzten 12 Jahre für Erläuterung und Berichtigung der in der Peut. Taf. enthaltenen Strassenzüge, namentlich in Bezug auf die Rheinprovinz geleistet worden ist, aus den oben angeführten Schriften und Abhandlungen in Kürze zusammenzustellen, so hofft er denjenigen Alterthumsfreunden einen Dienst zu leisten, welchen jene Bücher selbst nicht zugänglich sind.

Gehen wir nun zur Beurtheilung des unter Nr. 1 angeführten Artikels von H. Dr. *K. Eckermann* über, so kann demselben ausser der fleissigen Zusammenstellung kaum ein anderes Verdienst zugeschrieben werden, indem er über die Schicksale der Tafel, über die Zeit ihrer Entstehung, über ihre Quellen und Herleitung fast nur die Ansicht *Konrad Mannert's*, die von diesem tüchtigen Forscher in seiner gediegenen Einleitung zu den von ihm herausgegebenen und hier und da etwas aufgeputzten Zeichnungen der Peuting. Taf. von *Fr. Christ. Scheyb*

(Leipz. 1824) dargelegt ist, sich angeeignet und oft wörtlich wiedergegeben hat. Hr. *Eckermann* nimmt also an, dass die Peut. Karte in der Zeit des Kaisers Alexander Severus verfasst, jedoch keineswegs damals zuerst entworfen worden sei. „Das Original ist vielmehr eine neue Rezension der vom Kaiser Augustus auf die von ihm veranstaltete Reichsvermessung und (den) Reichscensus gegründeten kartographischen Darstellung der einzelnen Provinzen, welche schon Jul. Cäsar beabsichtigte.“ Vergl. Prof. *E. Böcking* über die Notitia dignit. utriusque imperii. S. 75 ff., *Huschke* über den zur Zeit der Geb. Chr. gehaltenen Census. Breslau 1840; besonders aber die scharfsinnige und belehrende Abhandlung des Hrn. Prof. *Ritschl* über die Vermessung des röm. Reichs unter Augustus, die Weltkarte des Agrippa, uud die Cosmographie des sogenannten Aethicus (Rhein. Mus. f. Phil. N. F. 1842. S. 481-523), die Hr. *E.* einige Mal anführt, aber nicht durchweg benutzt hat. Die Vermessungen geschahen Anfangs, nicht durch drei, wie man früher annahm, sondern durch vier gelehrte Griechen, wie Hr. *Ritschl* aus einer vatican. Handschrift des Aethicus gezeigt hat, später aber durch einen einzigen Agrimensor Namens Balbus. Die oberste Leitung aber führte unter Augustus M. Vipsanius Agrippa, welcher zu den Messungen Commentarios verfasste und zuerst (nach Plin. N. H. III, 2, 27) an den Wänden seiner Porticus den berühmten, jedoch erst von August vollendeten orbis pictus malen und dem Volke zum Vergnügen und zur Belehrung ausstellen liess. Ob auch die Commentaria, d. h. die Belege zu den Vermessungen, dem Volke vorgelegt wurden, wie Hr. E. annimmt, möchte ich gar sehr bezweifeln; man hielt sie sicher unter Verschluss. Dass von diesem orbis pictus mannigfaltige Abbildungen in verkleinertem Massstabe, die zu Privat- und besonders zu Schulzwecken dienten, gemacht worden, erhellt schon

aus Propert. IV, 3, 37: „cogor et e tabula pictos ediscere mundos", noch deutlicher aber spricht es ein Redner des 4. Jahrhunderts aus, Eumenius pro restaur. scholis c. 20 f. „illic (i. e. in porticibus) instruendae pueritiae causa omnium cum nominibus suis locorum situs, spatia, intervalla, descripta sunt." Diese Weltkarte des Agrippa nebst den im kaiserlichen Archiv verwahrten Commentariis, worin die allmähligen Veränderungen in Bezug auf Strassen und Oertlichkeiten genau eingetragen wurden, wird nun von Hr. *E.* mit Recht als die Grundlage der Peut. Tafel angesehen.

Wenn er aber der Vermuthung, „dass der orbis pictus des Agrippa die verhältnissmässige Breite der Peut. Tafel gehabt habe," Gewissheit beilegt, so konnte er aus der ang. Abh. des Hrn. *Ritschl* S. 514 sich von der Unhaltbarkeit dieser Vorstellung überzeugen. Bei der Peut. Taf. war nämlich die ungeheure Verschiebung und Auseinanderziehung der Länder in westöstlicher Richtung durch den Hauptzweck, bloss Strassenzüge darzustellen bedingt, wogegen auf der Karte des Agrippa nur die Berge, Flüsse, Meere, Städte u. s. w. gezeichnet waren, ohne genaue Angabe von Strassen und Entfernungen, welche den Commentarien (Vermessungsberichten) vorbehalten blieb; hierzu aber wäre eine unnatürliche Zusammendrängung eben so störend als unnöthig gewesen.

Die Entstehung der Peut. Tafel, welche noch *von Scheyb* dem Zeitalter des Theodosius zuschrieb, setzt Hr. *Eckermann*, gestützt auf *Mannert's* fast unumstösslichen Beweis, in die Regierungszeit des Kaisers Severus Alexander, welcher nach den Berichten der Scriptt. Hist. Aug. den Strassenbauten und andern statistischen Anordnungen des römischen Reichs, besonders was Verwaltung und Hof- und Beamtenwesen betrifft, (Ael. Lamprid. in Al. Sev. c. 42; dazu *Schlosser's* universalhist. Uebers. der alten Gesch. III, 2, S. 140 f.) ganz besondre Aufmerksamkeit widmete

und einen gewissen **Acholius** eigens zum Historiographen seiner Märsche gewählt hatte. Man sehe hierüber Ael. Lamprid. ib. c. 45, wonach der Kaiser jedesmal zwei Monate vor seinem Ausmarsche gegen feindliche Barbaren genau die Reiseroute nach den einzelnen Etappen öffentlich bekannt machte. Des Acholius geschieht Erwähnung a. a. O. c. 14 und 48; bei Ael. Vopisc. vit. Aurelian. c. 12. Aber die Hauptstelle über ihn, bei Lamprid. l. c. c. 64 (oder I, p. 306 ed. Bip.): — »historicos eius temporis legant et maxime Acholium, qui et itinera huius principis scripsit«, die sich auch in der Einleitung *Mannert's* nicht findet, hat Hr. *E.* gänzlich übergangen.

Diese Andeutungen mögen zur Charakterisirung von Nr. 1. genügen; wir wenden uns zur Anzeige der neuen **geographischen Sammlung**, welche unter dem oben angeführten Titel im vorigen Jahre in Paris erschienen ist, und laut der Vorrede von Hrn. *E. Miller*, Herausgeber des Marcianus von Heraclea (Par. 1839), und P. *Lapie*, Colonel im Königl. Geniecorps, besorgt ist.

Diese splendid ausgestattete Sammlung enthält ausser der Peutinger'schen Tafel noch 1. das **Itinerarium Antonini**, wozu Hr. *Guerand*, Mitglied der Academie, von sechs Handschriften der königlichen Bibliothek die Varianten verglichen und mitgetheilt hat; 2. den **Periplus des Scylax von Karyanda**, von Hrn. *Miller* in die Form eines Itinerar's gebracht, nach *Gail's* Ed. des petits géographes und seinen eignen Verbesserungen, die unter dem Titel Supplément aux dernières édit. des Petits Géographes. Paris 1839 in 8⁰ erschienen sind; 3. den **Stadiasmus Maris**; 4. **Arrian's Periplus ponti Euxini** und die **drei Anonymi**, nach dem Texte von *Gail*; 5. den **Periplus Marciani Heracleotae** und die **Stathmi** oder **Mansiones Parthicae Isidori Cha-**

raconi nach *Miller's* Recension; endlich 6. den Synecdemus Hieroclis, nach *Wesseling's* Text.

Seine Entstehung verdankt das schätzbare Werk der Freigebigkeit des Marquis *de Fortia d'Urban*, welcher vor 15 Jahren die langwierige und kostspielige Ausführung auf seine Kosten begonnen hatte, die nach dessen Tod sein Erbe, der Marquis *de Pazzis*, vollenden liess.

Was nun die Peutinger'sche Tafel betrifft, mit welcher wir es hauptsächlich zu thun haben, so ist dieselbe in Gemeinschaft von Hrn. *Lapie* und *Miller* so geordnet und in zweihundert fünf und dreissig Strassenzüge zertheilt, dass sie ganz das Ansehen erhalten hat, wie das Itinerarium Antonini. Der Text von *Mannert* ist durchweg zu Grunde gelegt, nur werden die seltenen Abweichungen in den zwei früheren Ausgaben unten angegeben. Die Einrichtung ist in Kürze folgende: Jedem Ortsnamen ist, mit sehr seltenen Ausnahmen, die entsprechende neuere Benennung beigesetzt (la synonymie moderne); sodann werden neben den Entfernungsangaben der Tafel, die mit lateinischen und arabischen Zahlen nebeneinander gestellt sind, die Entfernungen nach der Messung des Hrn. *Lapie* (distances mesurées par M. *Lapie*) angegeben, und zwar in römischen Meilen, so dass hierdurch drei Rubriken für Zahlen entstehen, und in Gallien und Belgien, wo in der Tafel nach Leucae [lieues gauloises] (= 1500 r. Schritt, od. $1^1/_2$ r. Meile, oder genauer = 1140 Toisen, oder 2222 Meter, da die röm. M. = ist 760 Toisen, oder 1481 Meter, 48 Centim.) gerechnet ist, vier derselben, indem die wahre Entfernung auch auf gallische Meilen reducirt wird. Dass diese Einrichtung, wodurch dem Auge die einzelnen Strassenzüge hintereinander vorgeführt werden, zur leichtern und bequemern Uebersicht des Ganzen beiträgt, kann nicht geläugnet werden; allein auf der andern Seite entsteht hierdurch der Nachtheil, dass die Anschaulichkeit,

welche die Karte in Beziehung auf die Lage der Oerter, ob rechts oder links von einem Flusse, die Flussübergänge und besonders auf die barbarischen Grenzvölker gewährt, fast gänzlich verloren geht. Und dieser Missstand wird durch das angehängte Verzeichniss von Namen und Ortsbestimmungen (positions géographiques de la table), welche in dem Itinerar keinen Platz finden konnten, nur in geringem Masse gehoben. So finden wir in der Tafel längs des Strassenzuges von Samulocenis bis Regino, auf der rechten Donauseite, die nur hier genannten Armalausi und die Marcomanni aufgezeichnet, eine Notiz, die für die Geschichte dieser Völkerschaft und ihre Sitze höchst wichtig ist. Schlagen wir das genannte Register nach, so heisst es s. v. Arma Lausi ganz unbestimmt: »Peuple germain dans la Franconie«, s. v. Marcomanni: »peuple germain dans la Bohême«, da doch ihre Sitze nach der Tafel in Noricum (j. bayerische Oberpfalz), zu suchen sind. Noch unrichtiger ist die Bestimmung s. v. „Vanduli, peuple germain dans la Saxe“ (?), da sie in unsrer Tafel unmittelbar südlich unter den Marcomanni stehen. Man vergl. *Mannert's* Geogr. der Gr. und Röm. 3. Thl. S. 386 (2. Aufl.).

Gehen wir zu einer kurzen Betrachtung der sogenannten synonymie moderne in der neuen Ausgabe über, so finden wir ohne irgend eine Andeutung des Zweifels zu allen Ortsnamen der Tafel andere Benennungen hinzugefügt, deren Autorität indessen, so weit es Referent verfolgen konnte, oft höchst zweifelhaft ist. So wird, um einige Beispiele anzuführen, auf dem Strassenzuge von Trier nach Cöln Beda (Bitburg) mit Bransfeld identificirt, Ausava durch Prüm, Icorigium durch Butgenbach, Marcomagus durch Marmagen bezeichnet; doch haben die Herausgeber in den Corrigendis diese offenbaren Irrthümer, die schon aus *Wesseling's* Ausgabe des Itinerarium's er-

kannt werden konnten, zum Theile verbessert. Auf der Route von Trier nach Bingen wird Noviomagus richtig für Neumagen erklärt, dagegen Belginum ebenso fälschlich für Oberstein, als Dumno (Dumnisso) für Kirn ausgegeben, worüber weiter unten noch das Nähere beigebracht werden soll. Auf dem Strassenzuge von Rheims (Durocortorum) nach Cöln steht zwischen Andesina und Agrip.: »Munerica (Prés d'Hochem)«, was in den Corrig. gebessert wird in Ozunerica (Düren). Die Aenderung des M. in Oz. scheint nach den Zügen der Schrift auf dem *Scheyb'schen* Abdruck richtig, weniger die Benennung Düren, welches man nach der Stelle des Tac. H. IV., 28 mit Marcodurum identificirt. *Willheim* (Luxemburg. Rom. S. 108) nimmt Mürringen an, ihm folgt *Schmidt*; *Steininger* lässt es unentschieden *). Was die Karten betrifft, welche zu einer einzigen vereinigt werden können und das ganze römische Reich darstellen mit Angabe sämmtlicher geographischen Benennungen, die in dieser Sammlung vorkommen, so sind dieselben noch grösstentheils im Jahre 1834 durch Hrn. *P. Lapie* gezeichnet und zeichnen sich durch Sauberkeit und Schärfe des Kupferdruckes sehr vortheilhaft aus; besonders sind die Strassenzüge durch passend gewählte Linien, je nachdem dieselben in der Peut. Taf., oder in dem Itinerarium Ant., oder in beiden zugleich vorkommen, hervorgehoben. Daher bilden

*) Da der Name Marcodurum, soviel Ref. weiss, nur in der gen. St. des Tac. vorkömmt, und die Stadt Düren in den ältesten Urkunden des Mittelalters von der fränkischen Zeit ab, Duria heisst (*Wessel.* zum Itiner. Ant. zum W. Marcomagus), so hat kürzlich Hr. *Massmann* (Egstersteine in Westfalen. Weimar. 1846. S. 35. Anm.), gestützt auf eine Stelle des Jan von Helu, wo es heisst: „to ten Düren", die römische Herkunft Dürens gänzlich geläugnet. Ob mit Recht, erheischt eine genauere Untersuchung.

die Karten ohne Zweifel den werthvollsten Theil des Werkes, wenn auch im Einzelnen sich manches Unrichtige findet, weil die Herausgeber die neuern Resultate deutscher Alterthumsforscher zu wenig benutzt haben. Dagegen sind die neuesten Entdeckungen in Bezug auf das nördliche Afrika und das westliche Asien dem Werke noch zu Gute gekommen, indem die schon fertigen Karten von diesen Ländern gänzlich umgearbeitet wurden.

Das zehnte Blatt dient eigens zur Darstellung der von Marcianus und Isidorus angeführten Gegenden und Oerter. — Wir entlassen hiermit das Werk und die Herausgeber, welchen auch Hr. *Hase* in Paris durch genaue Correctur des Textes der Peut. Taf. Beistand geleistet hat, mit der Schlussbemerkung, dass ungeachtet der von uns gemachten Ausstellungen die genannten Gelehrten durch die Publication der höchst wichtigen, aber Wenigen zugänglichen, geographischen Denkmäler des Alterthums sich ein recht dankenswerthes Verdienst erworben haben, um so mehr, da Hr. *Miller* für einen correcten und diplomatisch genauen Textabdruck die grösste Sorge getragen hat.

Unsere Beurtheilung wendet sich nunmehr zu der unter Nr. 3 näher bezeichneten Monographie über einen Strassenzug der Peut. Taf., welcher zwar ausserhalb der Rheinlande, jedoch in deren unmittelbaren Nachbarschaft liegt. Zudem ergreifen wir gern die Gelegenheit, um einem thätigen und für die Wissenschaft leider zu früh durch den Tod entrissenen Mitgliede unseres Vereins durch Anzeige seiner letzten Schrift in diesen Jahrbüchern ein kleines Ehrendenkmal zu weihen.

Die Aufgabe des Hrn. Oberstlieutenant *Schmidt* war, die Ueberreste der in der Peut. Taf. am rechten Ufer der Donau abwärts bezeichneten Strasse und der Orte, die von Brigobanne bis Abusena (wahrscheinlich bis Gög-

ging $3/4$ g. M. unterhalb Abensberg und oberhalb der Einmündung der Abens in die Donau) angegeben sind, aufzusuchen, und dadurch die Frage, die seit 30 Jahren den Scharfsinn vieler Alterthumsfreunde des südlichen Deutschlands beschäftigt hat, ob nämlich dieser Strassenzug auf das rechte oder linke Donauufer zu legen sei, zur Entscheidung zu bringen. Da Brigobanne, — wahrscheinlich das jetzige Hüfingen, — der Punkt ist, wo sich die gegenseitigen Ansichten trennen, die sich unterhalb auf dem rechten Ufer der Abens, wo eine in der Tafel nicht angegebene Römerstrasse von dem linken auf das rechte Donauufer übersetzte, wieder vereinigen, so hat Hr. *Schmidt*, welcher in dem Spätsommer 1834 diese Gegend bereiste, seine Untersuchungen nur auf den Theil der Strasse von Hüfingen abwärts bis auf das rechte Abensufer ausgedehnt, wo die beiden genannten Strassen sich vereinigten und weiter nach Regensburg führten.

Der bayerische Geschichtschreiber v. *Westerrieder* (Erdbeschreibung der bayerisch-pfälzischen Staaten. S. 181) war der erste, welcher, gestützt auf die Annahme, dass die Entfernungsangaben der Tafel für das rechte Ufer viel zu gross seien, um alle zwischen Brigobanne und Abusena aufgeführten Orte an demselben unterzubringen, die Vermuthung aussprach, dass die genannte Strasse wohl an dem linken Donauufer, längs dem Grenzwalle, oder der sogenannten Teufelsmauer zu suchen sei. Diese Vermuthung fand bald Anklang und zahlreiche Anhänger, worunter wir nur Hrn. v. *Stichaner* (Pfalz-Neub. Prov.-Bl. 2 Bd.), *Leichtlen* (Schwaben unter den Römern) nnd Hrn. *Pauly* (über den Strassenzug der Peut. T. von Vindonissa nach Samulocenis und von da nach Regino. 1840) anführen, welche sich nun um die Wette bemühten, den Strassenzug in dem, an Ueberresten römischer Heerstrassen reichen, sogenannten Zehentlande (agri decu-

mates) aufzufinden und den vielen namenlosen Ruinen untergegangener Orte, die jüngst entdeckt worden sind, Stelle und Namen anzuweisen, während man versäumte der Erforschung der Strassen auf dem rechten Donauufer gleichen Fleiss zuzuwenden. Dagegen hielten Andere an der durch die Tafel documentirten Ansicht fest, namentlich *Mannert* (Geogr. der Gr. und Röm. 3. Thl. 1820); und selbst Hr. v. *Jaumann*, welchem das Verdienst gebührt, in den römisch-celtischen Ruinen von Rottenburg a. N. die Colonie Sumlocenne nachgewiesen zu haben, will diese von den Römern auch Solicinium genannte Stadt von Samulocenis (oder — ae?) der Tafel getrennt wissen. Hr. *Schmidt* schliesst sich nun in seiner Ansicht den genannten Verfechtern der alten Ansicht an, und nach vorausgeschickten Bemerkungen über Entstehung und Beschaffenheit der Peut. Karte, die er indessen, wenigstens die drei ersten Segmente, nicht in die Zeit des Severus Alexander, sondern in eine spätere Periode — von Constantinus M. bis auf Valentinian I. — versetzt wissen will, verbreitet er sich über die am Rhein und an der Donau errichteten Befestigungen, besonders über die agri decumates mit dem limes transrhenanus und Raeticus. Er stellt als Resultat seiner Forschungen auf, dass an diesem limes bis zum Rhein und zur Donau bloss Castella (Festungen) gestanden, die castra dagegen und Standquartiere der Legionen hinter den durch diese Flüsse gebildeten Linien gelegen hätten. Die grosse Verbindungsstrasse für die vielen Festungen längs des Rheins und der Donau lag hinter diesen Flüssen und ist auf der Tafel genau verzeichnet. Von Lugdunum (Leyden) ausgehend, führt sie auf der linken Rheinseite bis Vindonissa (Windisch), wendet sich hier über den Rhein nach der Donau, und geht auf dem rechteu Ufer derselben ununterbrochen bis Tomi, das spätere Constantiana, jetzt Küstendschi am schwarzen Meere.

Ref. muss diese Ansicht im Ganzen für richtig erklären, jedoch hinzufügen, dass sich in dem römischen Germanien, welches man gewöhnlich, nach der bekannten Stelle der Germania des Tacitus c. 30, ohne hinreichenden Grund, agri decumates nennt, ohne Zweifel römische Strassen zwischen den dort allmählig angelegten Flecken und kleinern Städten befanden; allein dies waren, wie *Mannert* a. a. O. S. 268 richtig bemerkt, Privat- oder Vicinalstrassen, welche als Heerstrassen nicht benutzt wurden und deshalb nicht auf der Peut. Taf., und noch viel weniger in dem Itin. Ant. vorkommen. Wenn aber Hr. *Schmidt* aus der Nichterwähnung der agri decumates in der Peut. Taf., welche dafür am Oberrheine längs der silva Marciana die Alemanni, an der Oberdonau die sonst nirgends erwähnten Armalausi und die Marcomanni anführt, den Schluss zieht, dass wir demnach die agri decumates schon als verschwunden annehmen und die letzte Redaction des in Rede stehenden Abschnitts unsrer Tafel nach der Zeit des Kaisers Probus (282) setzen müssten, nach dessen Tode diese Gegenden den Deutschen gänzlich Preis gegeben wurden: so beruht diese Vermuthung auf dem freilich sehr allgemeinen Missverständnisse der angeführten Stelle des Tacitus, worin um so weniger eine bestimmte Volks- oder Landesbenennung zu suchen ist (S. *Lipsius*' Bemerkung z. d. a. *St.* und *Mannert*, Geog. d. Gr. u. R. S. 261), als das Land östlich vom Rheine und nördlich der obern Donau erst allmählich mit Befestigungen versehen wurde und nie auf längere Zeit im festen Besitz der Römer gewesen war, sondern stets den Einfällen der Deutschen, besonders der Alemannen, ausgesetzt blieb, bis nach Probus Ermordung, welcher (nach Vopisc. vit. Probi c. 13 u. 14) die zerstörten Festungen ausbesserte und neue anlegte, Alles verloren ging. Im Gegentheil müssen wir annehmen, dass zur Zeit des Severus Alexander die auf der Peut. Taf. angezeich-

neten Völker schon hier sassen, die man gern duldete, so lange sie ruhig blieben, und durch Geschenke und Heranziehung zum Kriegsdienste sich befreundete.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum Gegenstande der Schrift zurück, worin von S. 19-31 die Gründe der Gegner beleuchtet und widerlegt werden, und sodann bis zum Schlusse die Strassenlinie auf dem rechten Donauufer von einer Etappe zur andern verfolgt und aus den noch vorhandenen Ueberresten nachzuweisen gesucht wird. Ein Hauptpunkt bei der überall auf Localuntersuchungen gegründeten Forschung dreht sich um die Ermittelung des Punktes, wo die Strasse vom linken auf das rechte Donauufer übertrat. Diesen setzt der Hr. Verf. unterhalb Möringen, wo sich aus zahlreichen römischen Ziegeln auf eine römische Niederlassung schliesen lässt, die jedoch in der Peut. Taf. nicht genannt ist. Das viel besprochene Samulocenis (ae) findet er in der »Altstadt« bei Messkirch, wo durch die Bemühungen des Dekans *Eytenberg* bedeutende römische Ruinen entdeckt worden sind, deren Resultate er in der Schrift: Röm. Niederlassung bei Messkirch. Constanz. 1836, bekannt gemacht hat. Doch wir brechen hier ab und müssen die genauere Kritik der *Schmidt'schen* Forschung, welche jedenfalls einen höchst wichtigen und schätzenswerthen Beitrag zur endlichen Lösung der interessanten Frage liefert und das Zeugniss eines wichtigen alten Denkmals für sich hat, den schwäbischen und oberpfälzischen Alterthumsforschern, welche an Ort und Stelle die Haltbarkeit der *Schmidt'schen* Resultate zu prüfen im Stande sind, überlassen. Nur bemerken wir noch schliesslich, dass wir dem Urtheile Hrn. *Pauly's*, welches sich in den Jahrb. des Vereins v. A.-F. im Rh. I. Jhrg. S. 72 ausgesprochen findet: »dass an der Identität des in den Ruinen von Rotteuburg am Neckar aufgefundenen Sumlocenne, (der einzigen sicher beglaubigten, wahrscheinlich unter dem Na-

men Solicinium angelegten, Colonie der Römer rechts vom Rhein) mit dem als Colonie bezeichneten Samulocenis der Peut. Taf. nun wohl Niemand mehr im Ernste zweifeln könne«, nicht beipflichten können: Aehnlichkeit, ja Gleichheit findet sich öfter in römischen, wie celtischen Namen, und muss uns behutsam machen, gleichlautende Orte zu identificiren. Mit Recht weist daher Hr. *Duncker* (orig. Germ. p. 47) den Vorschlag Hrn. *Leichtlen's* (Schwaben unter den Römern, S. 125 ff.) zurück, Samulocenis der Peut. T. in Sumlocennis zu verändern. Schon Plin. H. N. XXIV, 11, 63 nennt samolus ein celtisches Wort, welches *Harduin* und *Dalechamp* durch Anemone erklären, cenna aber, im Gälischen cean, kymrisch pen, bedeutet Kopf, Gipfel. Doch wir müssen fürchten, die Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten, da noch zwei Schriften zu beurtheilen übrig sind.

Es könnte nun in Bezug auf N. 4 auffallen, dass wir die Untersuchungen des Hrn. *Schmidt* über die römischen Militärstrassen in den Rhein- und Moselgegenden, welche theilweise in den Rhein. Provinzial-Blättern, herausg. vom G. B.-R. *Nöggerath*, 1834. Band I, wieder abgedruckt worden sind, in den Kreis dieser Anzeige hereingezogen haben, da der Hr. Verf. zuerst in einem den Rh. Prov.-Blätt. 1834. Märzh. eingerückten Briefe, und später in unsern Jahrb. des V. v. A.-F. im Rh. Bd. V u. VI, S. 381 ff. ausdrücklich erklärt hat, dass seine Untersuchungen über den besagten Gegenstand, die er in zweien dem hohen Ministerium eingereichten Manuscripten niederlegt habe, ohne sein Wissen und seine Zustimmung in den Verhandlungen des Gewerbvereins f. Pr. 1833 bekannt gemacht, durch flüchtige Excerpirung vielfach verstümmelt und durch Druckfehler entstellt worden seien. Da aber der Verewigte das

in diesen Jahrb. a. a. O. S. 389 gegebene Versprechen, seine hieher gehörigen Untersuchungen vollständig bekannt zu machen, leider nicht erfüllen konnte, so möchte eine Berücksichtigung dieser, meist mit den eignen Worten des Verfassers gemachten, Auszüge, auch in ihrer jetzigen unvollkommenen Gestalt, um so eher gerechtfertigt sein, als dieselben von Hrn. Prof. *Steininger* nicht benutzt worden, und die eingeschlichenen Irrthümer, besonders im Schreiben der Namen, mit Hülfe von dessen gediegener Arbeit, welche die Frucht vieljähriger Forschungen und Reisen ist, zum grössten Theile verbessert werden können. Da indessen Hr. *Steininger* in dem hieher gehörigen Abschnitt seiner Geschichte der Trevirer im Ganzen dieselben Strassenzüge verfolgt, wie Hr. *Schmidt*, und die Resultate Beider meist mit einander übereinstimmen, oder sich gegenseitig ergänzen, so fassen wir in dieser Anzeige beide Untersuchungen zusammen, zumal da Hrn. *St's*. Buch in diesem Hefte unsrer Jahrb. eine besondere Beurtheilung erfahren hat.

In der Aufeinanderfolge der römischen Militärstrassen, deren kurze aber vollständige Aufzählung zeigen mag, was die Römer in dieser Hinsicht Grosses und Unübertroffenes geleistet haben, folgen wir Hrn. *Schmidt*, der in einem einleitenden Abschnitte »über die röm. Militärstrassen im Allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf ihre Construction« mit Klarheit und Sachkenntniss sich verbreitet und dieselben durch zwei Karten mit sorgfältigen Profilzeichnungen erläutert, wie denn auch die beigefügte grössere Karte, worauf die Römerstrassen mit genauer Bezeichnung der noch erhaltenen Ueberreste dargestellt sind, höchst werthvoll zu nennen ist.

Der zweite Abschnitt enthält »die Beschreibung der Ueberreste der Römerstrassen selbst«, deren im Ganzen zwölf aufgeführt werden. Darunter gehen acht allein von Trier aus, wovon jedoch nur drei in der Peut. Taf. und vier im Itiner. Ant. gezeichnet sind. Es sind folgende:

1) Die römische Militärstrasse von Trier auf der rechten Seite der Mosel nach Metz (Divodurum Mediomatricorum) über die Conzer Saarbrücke, nach Ricciacum (jetzt Ritzingen), von wo aus Hr. *Schmidt* die Spuren nicht weiter verfolgte. Hr. *Stein.* tritt hier ergänzend ein und bessert die Distanz, welche die Peut. Taf. zwischen Caranusca und Divodurum zu XLII. legae (leugae) angibt, in XXIV. 2) Die Militärstrasse von Trier auf der linken Seite der Mosel nach Metz, über Igel, Wasserbillig und Dalheim; unter dem Namen der Kem bekannt uud meist noch sichtbar. Sie findet sich nur im Itin. Ant. Zwischen Divodurum und Treviri ist nach *Stein.*'s Gesch. S. 150 der Name von Dalheim mit der Distanz M. P. XXII ausgefallen. 3) Von Trier nach Rheims (Durocortorum) über Andethannale vic. (jetzt Nieder-Anwen), Orolaunum (Arlon). Sie findet sich im Itin. Ant. und lief nach *Stein.* mit der vorigen bis gegen Dalheim zusammen, wo sich beide trennten. 4) Von Trier durch die Eifel nach Köln, theils über Belgica, theils über Zülpich, nebst Angabe der von Zülpich ausgehenden, noch jetzt sichtbaren Römerstrasse: a) nach Neuss (Novesium) über Tiberiacum (jetzt Quadrath), b) über Gemünd, — wahrscheinlich die Fortsetzung der bei Peut. verzeichneten Strasse von Rheims nach Köln, welche bei Mose (Mouzon) über die Maas setzte, dann über Meduantum (Maude bei Bastogne), und nach *Stein.* (S. 151) über Indesina (Inden) bei Eschweiler durch die Gegend von Aachen ging. Die Strasse von Trier nach Köln war eine der strategisch wichtigsten und am meisten benutzten Heerstrassen; deshalb wollen wir sie vollständig aus dem Itinerarium mittheilen: A Treviris Agrippinam leug. LXVI. Beda vic. (Bitburg) leg. XII. Ausava vic. leg. XII. Egorigio vic. leg. XII. Marcomago leg. VIII. Belgica vic. leg. VIII.

Tolbiaco vic. Supenorum leg. X. Agrippinam XVI. Diesem entspricht im Ganzen die Route in der Peut. Taf., wo aber der Name Tolbiacum gänzlich ausgefallen, und die Entfernung von da bis Agripp. XI in XVI geändert werden muss. Hr. *Stein.*, welcher annimmt, dass hier nur nach gallischen, nicht nach römischen Meilen gerechnet werde, ändert die Entfernung zwischen Ausava (Oos) und Icorigium (Jünkerath) XII in VI, da dieselbe in der Wirklichkeit nur 8 röm. M., oder 5⅓ gall. M. betrage; ausserdem setzt er statt Marcom. VIII leg. VI, und statt Belgica VIII leg. IV, durch welche Aenderungen erst die Entfernungen mit dem bei Mermagen gefundenen Meilensteine (*Schannat* Eifl. illustr. übersetzt von *Bärsch* I. S. 6 f. 554 f., Taf. XV) in Einklang gebracht würden, worin XXXIX M. P. zwischen Mermagen und Köln angegeben werden. Wenn wir nun auch eher geneigt sind, diese Aenderungen zuzugeben, als mit Hrn. *Düntzer* an d. gleichzunennenden O. anzunehmen, dass im Itiner. nach röm. Meilen gerechnet werde und die Zahlen der leugae ausgefallen wären, da die Distanzen in Gallien stets nach Leuken angegeben werden; so können wir doch Hrn. *Stein.* nicht beistimmen, wenn er den genannten Meilenstein für ächt hält. Der Kürze wegen verweisen wir auf *Düntzer's* ausführliche Bemerkung in den Jahrb. d. V. v. A.-F. I S. 117 und *Lersch* Centralmus. III, 3. Uebrigens könnte man auf die Vermuthung kommen, dass entweder Tolbiacum VIII, oder Belgica VIII leug. durch Dittographie entstanden und in den Zahlen nichts zu ändern sei, als etwa VIIII leg.: denn nach den Untersuchungen von Hrn. *Schmidt* theilte sich die Strasse schon auf der Höhe des rechten Thalrandes der Urft in zwei Arme, wovon der eine in etwas näherer Richtung über den Kaiserstein bei Rheder (Belgica), dann über Strassfeld und Metternich nach Köln führte; der andere aber, der älteste und noch jetzt unter

dem Namen der Römerstrasse bekannt, über Zülpich (Tolbiacum), Lechenich, Liblar, nach Köln ging. Doch ist diese Vermuthung nicht haltbar, und wir müssen mit dem Itinerar. eine Strasse von Zülpich nach Belgica, (dessen Name sich noch in Billig bei Rheder erhalten hat), wovon nach Hrn. *Schmidt* die Spuren ziemlich unkenntlich geworden, festhalten. 5) Römische Militärstrasse von Trier nach Föhren, Esch, Olkenbach, Hontheim, Driesch, Maien, wahrscheinlich nach Andernach, oder dem minder alten Coblenz, und sowohl von *Schm.* als *Stein.* in erhaltenen Ueberresten nachgewiesen, obgleich sie weder im Itiner. noch in der Peut. Taf. vorkömmt. Es folgt nun 6) die röm. Militärstrasse über den Hundsrück nach dem Oberrhein (Bingen und Mainz) nebst ihren Nebenarmen: A) von Trier über die Büdlicher Brücke, die Berger-Wacken und Gräfendrohn bis zum sogenannten Heidenpütz; B) von Trier über Neumagen, ebenfalls bis zum Heidenpütz. Von hier gingen beide Arme vereinigt über den Hundsrück bis vor Simmern, wo sich die Strasse abermals theilte, und eine Richtung a) durch den Soonwald, Dörrenbach, Güldenfels (bei Stromberg) nach Bingen, b) eine andere am nördlichen Fusse dieses Gebirgs über Rheinböllen, Oberdiebach, bei Niederheimbach auf die Rheinstrasse führte. Von der Richtung a. ging bei Dörrenbach ein Arm am südlichen Abhange des Soons rechts ab, nach der Heidenmauer bei Kreuznach, wahrscheinlich nur für Fussgänger und Reiter. Diese Hauptstrasse findet sich sowohl im Itin., als in der Peut. Taf., in welcher die Etappen am genauesten und zwar folgendermassen angegeben sind: Aug. Trevir. Noviomago M. P. VIII. Belginum XX. Dumno VIII. Bingium XVI. Durch die neuern Untersuchungen von *Tross*, *Boecking* (Moselgedichte des Ausonius S. 70 f.) und besonders Hrn. *v. Florencourt* (Jahrb. des Vereins. v.

A.-F. III. H. 1843: der vicus Belginum) muss als ausgemacht angenommen werden, dass die nächste Station hinter Noviomagus (Neumagen), Belginum, in der Nähe des »stumpfen Thurmes«, wo sich weitläufige Mauerreste finden, und Dumnus bei Kirchberg und Denzen gesucht werden müsse, in dessen Nähe sich noch Ueberreste der sogenannten »Steinstrasse« erhalten haben. Damit stimmen auch die Entfernungen, wenn man nur mit *Steininger* zwischen Trier und Neumagen statt VIII M. P. XIII liest, wie im Itiner. richtig steht, und nach Belginum die eine X, die sich in der Handschrift schon durch ihre Stellung unter der andern X als Correctur verräth, wegstreicht. Auch nach Dumno VIII muss wenigstens I ausgefallen sein, da die Entfernung 9⅓ gall. Meilen beträgt. Dass Dumnissus in Auson. Mos. v. 8 mit Dumnus der Peut. T. identisch, und die »riguae perenni fonte Tabernae« von Belginum nicht verschieden seien, hat Hr. *von Florencourt* a. a. O. S. 43 ff. sehr wahrscheinlich gemacht, und auch Hr. Prof. *Boecking* zu d. a. St. seines Commentars anerkannt. Hr. *Steininger* dagegen glaubt die Tabernae des Ausonius an den obenerwähnten, beständig fliessenden Heidenpütz, wo sich die Strasse in zwei Arme theilte, setzen zu müssen. Aber die wenigen röm. Ziegel, die hier gefunden worden, beweisen zu wenig gegen die beim stumpfen Thurm entdeckte Inschrift mit dem Namen vican. Belgin. Zudem wäre es auffallend, wenn sich in einer so kurzen Strecke zwei Mansiones mit den dazu gehörigen, weitläufigen Etablissements gefunden hätten.

So sicher wir nun aber über diesen Strassenzug sind, so schwierig ist die Bestimmung der Strasse, welche auf der Route von Trier nach Strassburg im Itiner. also angegeben wird: A Treviris Argentoratum M. P. CXXIX, Baudobricam M. P. XVIII. Salissonem M. P. XXII. Bingium XXIII. Es fragt sich zuerst, ist Bau-

dobrica identisch mit Boutobrice, welches in der Peut. Taf. zwischen Vosavia (Oberwesel) und Confluentes steht, ferner im Itiner. S. 254 (ed. *Wesseling*) zwischen Antunacum und Bonna (statt Bingio), endlich auch in der Notit. vorkömmt? *Minola* (»kurze Uebersicht dessen, was sich unter den Röm. am Rheinstrom Merkw. ereignete«, S. 166) ist zur Annahme der Identität geneigt; aber welch ein Umweg würde hierdurch dem Reisenden zugemuthet, selbst vorausgesetzt, dass ein Seitenweg von Boppard zur Hauptstrasse zwischen Trier und Mainz geführt habe? Desswegen glaubten schon *Cellarius* (G. A. II, 3) und *Wesseling* beide Namen trennen zu müssen, kamen aber in grosse Verlegenheit, wo der andere Ort unterzubringen sei. Von den früheren Erklärungsversuchen führen wir blos die *Hetzrodt's* an (Notices sur les anciens Trevirois), welcher das Dorf Büdelich auf dem Hundsrück, und für Salisso Kirchberg (Denzen) annimmt. Ihm stimmt Hr. *Schmidt* im Ganzen bei, nur dass er Baudobrica nahe bei Büdelich in den Berger Wacken, wo sich römische Mauer- und Ziegelreste erhalten haben, findet. Aber auch zugegeben, diese Vermuthung sei richtig, so entsteht eine neue Verlegenheit dadurch, dass wir Salisso und Dumnus identificiren müssen. Was aber am meisten entgegensteht, ist die angegebene Entfernung der Orte, die von Trier nach den Berger Wacken ungefähr nur 11⅔ gall. M., aber keine 18, beträgt, und von da nach Kirchberg um mehr als das Doppelte zu hoch angegeben ist. Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit nimmt Hr. *Schmidt* an, es sei hier nicht nach Leuken, sondern nach röm. Meilen gerechnet: ein Auskunftsmittel, welches uns bei der Gewohnheit des Itin. und der Peut. T., in Gallien die Leuken als Mass zu gebrauchen, allzu bedenklich erscheint. Hr. *Steininger,* welcher diese Bedenklichkeiten erkannte, steht daher ganz davon ab, beide Orte auf dem Hundsrücken zu finden, und sucht

es wahrscheinlich zu machen, dass diese Route in der römischen Strasse zu suchen sei, welche von **Trier** über **Pellingen**, **Wadern**, **Noswendel**, **Kefersheim**, von da nach **Meddersheim**, wo ein Pass über die **Nahe**, nach **Sobernheim**, und weiter an diesem Flusse nach **Bingen** führte. **Baudobrica** wird nun nach **Noswendel**, und **Salisso** der Entfernung gemäss nach **Kefersheim** gesetzt; wo sich noch wohl erhaltene Reste der Strasse zeigen.

Eine andere Erklärung scheint Hrn. *Stein.* noch annehmbarer, Baudobrica 2 Stunden unterhalb Noswendel bei **Bubrig** zu setzen, wo eine Brücke über den Fluss **Brims** und auch eine Strasse nach Saarbrücken geführt haben soll; und **Salisso** nach **Berschweiler**, unweit Kefersheim, wo sich noch eine Namensähnlichkeit in dem Orte **Sultzbach** findet. Wenn die celtische Endung **brica** auf einen Uebergang gedeutet werden müsste, so wäre diese Annahme der erstern vorzuziehen, da die Entfernungen der angenommenen Orte, nach der Capitaine'schen Karte, mit der Distanz des Itin. gut übereinstimmen; allein nach den genauesten Forschungen *W. v. Humboldt's* (gesamm. Werke 2. B. S. 157) ist die *Cluver'sche* (Germ. ant. p. 49—51) Ableitung der Endung brica von **Brücke** unhaltbar: denn die Wurzelsilbe **bri**, oder **bro**, von welcher alle Namen auf **brica**, **briga** abstammen, bedeutete Land, Ansiedelung, Stadt. Nur die Endung **briva** kann mit Wahrscheinlichkeit auf **Brücke** gedeutet werden. Nach *Diefenbach* (Celtica I, S. 213) heisst das Kymrische **brig**, Gälisch **braig**, Gipfel. Wir erlauben uns noch, die Meinung des Hrn. Prof. *Böcking*, die wir einer gütigen Privatmittheilung verdanken, aus dem noch ungedruckten Commentare zur Notit. Dignit. Occidentis p. 117, anzuführen, wornach **Baudobrica** bei **Gräfendrohn** zu suchen und statt dessen **Drahonobrica** zu lesen, und **Salisso** in **Dumnisso**

zu verwandeln wäre. So scharfsinnig diese Auskunft ist, so scheint sie uns doch etwas zu radical, so wie derselben denn auch die obengenannten Bedenklichkeiten entgegenstehen.

Doch wollen wir nicht länger die Geduld der geehrten Leser in Anspruch nehmen, und erwähnen nur in aller Kürze, dass Hr. *Schmidt* ausser den besprochenen 6 Militärstrassen noch eine 7te von Trier über den Hochwald nach Frauenburg a. d. Nahe, und 8. eine von Trier nach dem Schauenberg und Varuswald, und von da nach Heerappel bei Forbach nachweist. Weiter bespricht er noch 9. die Militärstrasse von Metz über den Heerappel und das Wörschweiler Kloster nach Mainz, die bei den Alten nirgends erwähnt ist; 10. Von Coblenz nach Nimwegen (bei Peuting.) 11. Die Strasse von Col. Traiana (bei Xanten) nach Cöln (im Itiner.), und endlich 12. Die römische Rheinstrasse von Mainz nach Coblenz. In Betreff von N. 10 und 12 wollen wir von den Untersuchungen nur das Eine anführen, dass die Ursache des Verschwindens der Strasse am Rhein in der Erhöhung des Rheinbetts und der dadurch herbeigeführten Ueberdeckung des Pflasters gesucht werden müsse, indem man z. B. in Andernach bei Gelegenheit, als im Jahre 1828 ein Brunnen gegraben wurde, das Pflaster 10 Fuss tief unter dem Schutte fand, und ebenso zu Oberwesel beim Strassenbau erst in einer Tiefe von 6—7 Fuss auf die alte Strasse stiess.

Wir schliessen hiermit unsere Bemerkungen, welche bei der Reichhaltigkeit des Stoffes schon zu sehr angewachsen sind, mit dem Wunsche, dieselben möchten Etwas dazu beitragen, von dem Umfang und der Bedeutung des römischen Strassennetzes in den Rheingegenden, dem Hauptmittel, das Eroberte zu sichern, ein treueres Bild zu ver-

mitteln, und eines oder das andere unserer verehrten Mitglieder anzuregen, die immer noch mangelhafte Kenntniss dieses, für die Geschichte unsrer Provinz so interessanten, Gegenstandes durch Nachforschungen an Ort und Stelle nach Kräften zu erweitern.

J. Freudenberg.

3. Cäſar am Rhein *) [1].

Der Uebergang der Usipeten und Tenchtherer über den Rhein im Lande der Menapier war nach meiner Meinung, die ich aus einer nahe liegenden Vergleichung zweier Stellen des Cäsar (B. G. IV. 1 u. 10) und unter Berücksichtigung der Localverhältnisse gewonnen habe, in der Gegend von Emmerich.[2]) Hr. *Müller* entscheidet sich, wenn ich seinen Zusammenhang richtig verstehe, für die Gegend um die Lippe-Mündung. Denn nach einigen geographischen Zusammenstellungen macht er den Schluss: «Dadurch sind ganz deutlich die Gegenden um die Mündung der Lippe als menapische bezeichnet.» Und weiter unten ermahnt er: „Halten wir dieses vor Allem fest, dass die Usipeten u. s. w. in den Sitzen der clevischen Menapier (an der Lippe-Mündung) sassen.» Ueber den kühnen Schluss mögen Andere urtheilen; für meine Meinung berufe ich mich nur noch auf das, was ich in diesen Jahrb. H. VIII. S. 59 über die Gegend zwischen Emmerich und Elten als leichten und häufigen Uebergangspunkt über den Rhein bemerkt habe. Die von mir zu wiederholten Malen ausgesprochene Ansicht von dem Doppelstrom, ja noch andern kleinnen Nebenarmen des Rheins vor seiner Theilung in Waal und Rhein ist keine Phantasie, sondern stützt sich auf eine genaue Bekanntschaft mit den hiesigen Localverhältnissen in Vergleichung mit den sparsam in den alten Schriftstellern und Urkunden erhaltenen geschichtlichen Andeutungen [2]). Aus der Vergleichung der oben genannten zwei Stellen des Cäsar glaube ich schliessen zu dürfen, dass

*) Die Wichtigkeit der Fragen, die Lebhaftigkeit der Discussion und die schuldige Rücksicht auf unsere Mitarbeiter werden die Aufnahme der folgenden Aufsätze, womit die Redaction den Streit in diesen Jahrbüchern als geschlossen ansieht, rechtfertigen.
Die Redaction.

1) Als Erwiederung auf die Kritik des Hrn. *Müller* im H. VII.

2) Es scheint mir, als ob *Steininger* (Geschichte der Trevirer S. 9 u. 40) annehme, die Germanen seien nahe am Meere über den Rhein in Belgien eingefallen. Dagegen sprechen die verglichenen Stellen Cäsars, der höchst schwierige Uebergang über die vielen Wasserarme in Holland und der übrige Verlauf der Begebenheiten.

gerade die Gegend, in welcher der Rhein in jenem Doppelstrom und noch andern kleinen Armen dahinfloss, also in welcher derselbe nach Cäsars ausdrücklichem Zeugnisse in plures partes diffluirte, nicht nur als der Uebergangspunkt der Usipeten und Tenchtherer bezeichnet werden müsse, sondern auch als der Ort der in der Folge dort frequent gewordenen Passage, z. B. des militärischen Verkehrs zwischen dem Hauptlager Vetera und dem Castell Altinum auf dem Eltenberge unter Drusus. Wegen der vielen Arme machte der Uebergang dort weniger Schwierigkeit, als in den Gegenden, wo der Rhein in einem breiten und gewaltigen Strom dahineilte. Tacitus (An. II. 6) sagt: Rhenus, uno alveo continuus, aut modicas insulas circumveniens, apud principium agri Batavi velut in duos amnes dividitur. Unter den modicae insulae ist auch die vom genannten Doppelstrom eingeschlossene zu verstehen. Tacitus nimmt aber von der Theilung bei Calcar keine weitere Notiz und lässt den Rhein bis zur batavischen Insel in einem Strombett fliessen, weil die gebildete Insel nicht bedeutend ist und die bleibende Theilung des Rheines in Waal und Rhein erst bei Schenkenschanz anfing. Die gebildete Insel ist von Calcar bis Schenkenschanz drei Stunden lang, und ihre grösste Breite von Cleve bis Kellen beträgt eine halbe Stunde. Ganz zuverlässig ist es, dass die Römer (ungewiss wann?) auf ihr, wegen ihrer grossen Fruchtbarkeit und günstigen Lage, eine Colonie angelegt hatten, die sich noch im Namen des jetzigen Dorfes Kellen, Colonia (zwar nicht Colonia Traiana, aber doch eine Colonia) erhalten hat. Das Dorf liegt an der Strasse von Emmerich nach Cleve und ist von Emmerich ungefähr eine Stunde entfernt. Ueber den dort gefundenen Votiv-Altar des Sex. Iulius Frontinus habe ich geredet in der Zeitschr. für Alterth.-Wiss. J. 1839 H. IX. S. 861. Dort habe ich in Beziehung auf die Zeit, in welcher Frontinus zu Kellen sein Standquartier gehabt hat, gesagt, man könne nur schwanken zwischen den beiden Jahren 823 und 837 a. u. c. Grössere Wahrscheinlichkeit hat für sich das Jahr 823, in welchem Frontinus am batavischen Kriege Theil nahm und, während Cerealis gegen Civilis kämpfte, die mächtigen Lingones im innern Gallien unterwarf. Möglich aber

1) Ueber die ehemalige Lage der Stadt Calcar am Rhein vgl. die Andeutungen in der Schrift des *G. von Velsen* über die Stadt Cleve und ihre nächste Umgebung S. 11 und *Teschenmach.* Annal. p. 147 (ed Dithmar. Francof. 1721). Ferner wird der jetzige Landsitz Schmithausen, welcher zu Kellen gehört, in den Jahren 1085, 1254 und 1318 als ein am Rhein gelegenes Zollhaus genannt. Siehe *Teschenmach.* Annal. p. 235 und im Anhang Nr. 33. Vgl. *von Velsen* S. 270.

wäre es auch, dass Frontinus auf seinem Zuge nach Britannien, wo er im J. 827 stand, in der genannten Colonia sich eine Zeit lang aufgehalten, vielleicht mit Lebensmitteln für die Fahrt versehen hat, und bei dieser Gelegenheit der Altar zu seinem Heil und zum glücklichen Kriegsunternehmen geweiht worden ist. Was Tacitus (l. c.) von der Insel Batavia mit Beziehung auf die Vahalis sagt, sie hätte faciles appulsus gehabt, war vielleicht auch bei der hier in Rede stehenden der Fall: der Uebergang über den westlichen Arm mag leicht gewesen sein, weil dieser vielleicht ebenso sachte floss, wie die Vahalis; und der Uebergang über den östlichen war vielleicht dadurch erleichtert, dass er, obgleich reissend wie der Rhenus bei Tacitus, doch nicht breit war. Ob Drusus dort auch eine Brücke (oder Brücken) über den Rhein gelegt habe, zur Erleichterung der Communication und der immerwährenden Truppenzüge zwischen Vetera und Eltenberg, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ist aber nicht unwahrscheinlich. — Wie dem Allem aber auch sei, im Allgemeinen stimmt Hr. *M.* mit mir darin, dass der Uebergang der Usipeten und Tenchtherer über den Rhein im Clevischen stattgefunden habe, insofern überein, als Emmerich der Stadt Cleve gegenüberliegt.

Die Germanen blieben aber nicht am Rhein, sondern auf die Einladung einiger gallischen Staaten machten sie Streifzüge tiefer in Gallien hinein [1]) und kamen bis in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt Trevirorum clientes; und nachdem Cäsar sich gerüstet hatte, zog er gegen sie. Während Cäsars Rüstung und Marsch nun blieben freilich die Germanen nicht an derselbigen Stelle, sondern schweiften weiter. Aber wohin? Hr. *M.* beantwortet diese Frage S. 5 mit den Worten: «Es ist deutlich, dass die Germanen — nun — weiter vorgerückt sein mussten — und zwar zu den Trevirern.» Woher ist das deutlich? Cäsar spricht mit keiner Silbe davon; wären sie wirklich bis ins eigentliche Gebiet der Treviren durch das Eifelgebirge hindurch vorgerückt, so würde uns Cäsar dieses nicht verschwiegen haben; und seine Worte in ea loca iter facere coepit, quibus in locis esse Germanos audiebat dulden im Zusammenhange keine andere Interpretation, als diese: in fines Eburonum et Condrusorum iter facere coepit, quibus in finibus Eburonum et Condrusorum esse G. audiebat. Vorgerückt freilich waren unterdessen die Germanen, aber nicht bis

1) Latius vagabantur. Trotz des Widerwillens des Hrn. *M.* S. 20 u. 23 muss ich auf der Uebersetzung „Streifzüge machen" verharren. Nach seiner Meinung ist der Ausdruck von einer Wanderung zu verstehen (S. 5 u. 23); obgleich er S. 9 selbst von dem Raubzug der Germanen spricht.

über das bezeichnete Gebiet. Da sie von gallischen Völkern eingeladen waren, hatten sie auch keinen dringenden Grnnd, ihren Zug zu beschleunigen, der ja ein Raubzug war (wie Hr. *M.* zugesteht); wohl aber hatte Cäsar begreiflicher Weise grosse Ursache zur Eile, und er wird den fremden Gästen keine Zeit gelassen haben, durch die Eifelgebirge bis ins Land der Trevirer vorzudringen, sondern sich beeilt haben, sie im Lande der Eburonen und Condruser zu treffen; und wirklich hat Cäsar sie innerhalb der bezeichneten Gränzen getroffen. Hr. *M.* wird jetzt meine Erklärung des Impf. audiebat richtig verstehen. Dasselbe beweiset nur, dass die Germanen während der Rüstung und des Marsches des Cäsar innerhalb des Gebiets der Eburonen und Condruser weiter vorgerückt waren, nicht aber, dass dieselben aus jenem Gebiete heraus bis ins eigentliche Gebiet der Trevirer gekommen und Cäsar dort auf sie gestossen wäre[1]).

«Aber Dio Cassius bezeugt ausdrücklich, dass die Germanen in das Land der Trevirer eingefallen sind,» sagt Hr. *M.* S. 6. Meinen Einwand, dass Dio nur einen Auszug aus Cäsars Commentarien liefere, hält er für unbegründet, weil Dio manches Einzelne aus andern Quellen hinzufügte. Auf einen Beweis für seine Behauptung lässt er sich nicht ein[2]); es folge daher hier die Begründung meiner Ansicht. — Es sei fern von mir, Dio's historische Autorität in Abrede zu stellen, ebenso behaupten zu wollen, derselbe hätte alle Feldzüge Cäsars gegen die Gallier nur aus des Feldherrn Commentarien selbst geschöpft und nicht mitunter eine Nachricht aus irgend einem andern Gewährsmann eingestreut: das aber behaupte ich, dass eben diese Commentarien seine Hauptquelle waren, was ich an dieser Stelle beweisen würde, wenn eine weitläufige Vergleichung der Berichte Cäsars und Dio's überhaupt für diese Jahrbücher passte; und was unsere Streitfrage anbelangt, so steht es nach reiflicher Erwägung und Untersuchung bei mir fest, dass Dio die Capp. 47 und 48 des 39. Buches lediglich aus Cäsar entlehnt hat. Dio ist in seiner compendiösen Erzählung des Krieges der Usipeten und Tenchtherer mit den Römern

1) *Steininger* l. c. S. 9 dehnt die Züge der Germanen bis in die Ardennen aus: wohl zu weit; — denn diese Ausdehnung will, abgesehen von andern Gründen, schon nicht mit seiner eigenen Behauptung (S. 40), Cäsar hätte die Fremden unterhalb Nimwegen in der Gegend von Herzogenbusch geschlagen, harmoniren.

2) Schon zweimal hat es ihm beliebt, mit allgemeinen Ausdrücken: „es ist ganz deutlich dass“ (S. 3 u. 5), ohne mit Bestimmtheit gezeigt zu haben, wodurch denn aber etwas deutlich ist, den Leser in eine Art von Täuschung zu versetzen; und nun fertigt er ohne irgend einen Beweisgrund eine Hauptsache in einer Note ab mit den Worten: „der Einwand ist unbegründet.“

den Commentarien des Cäsar gefolgt, und zwar übersetzend oder wörtlich nachahmend, theils den Zusammenhang im Allgemeinen wiedergebend, theils nach individueller Auffassung erklärend und beurtheilend oder aus Eigenem ergänzend, theils ungenau (nämlich aus dem Gedächtnisse) referirend, theils aus dem Streben nach Kürze oder auch aus Nachlässigkeit entstellend. Die freiere Behandlung der weitläufigern Erzählung des Cäsar beginnt Dio schon mit den Worten *ὡς δὲ οὐδενὸς ἔτυχον*. Die abschlägige Antwort hat Cäsar im Cap. 8 genugsam niedergelegt. «Freundschaft mit euch, sagt er, ist nicht möglich, wenn ihr in Gallien bleibt; in Gallien ist kein Acker für euch frei; vielleicht nehmen euch die Ubier auf.» Den folgenden Gedanken: *τὸ μὲν πρῶτον ἐθελονταὶ οἴκαδε ὑπανήξειν ὑπέσχοντο*, hat zwar Cäsar nicht ausdrücklich, aber Dio hat den Sinn genommen aus den Zögerungen und Umschweifungen und Verstellungen der Germanen, die nun einmal in Gallien nicht mehr bleiben konnten; und weil Dio von den Ubiern, auf die Cäsar vertröstet hatte, gar nicht spricht, erzählt er (der das Gelesene nur aus dem Gedächtnisse frei wiedergibt), die Germanen hätten sich gestellt, als wollten sie freiwillig nach Hause zurückkehren. In den Worten *ἱππέας αὐτοῦ ὀλίγους προσιόντας ἰδόντες* liegt eine auf ungetreuem Gedächtnisse beruhende Entstellung; denn Cäsar sagt: 800 germanische Reiter machten einen Angriff auf 5000 römische. Ungetreu folgt in demselben Punkte auch Appian (IV. 4) dem Cäsar, wenn er sagt: Die Sigambrer fielen mit 500 Reitern die 5000 römischen Reiter plötzlich an und schlugen sie in die Flucht. Wogegen Plutarch (Cäs. 22) dem Berichte des Cäsar wörtlich gefolgt ist. Ueber eine andere Entstellung, so wie über eine Ungenauigkeit am Schluss des Cap. 48 habe ich in meinem Aufs. S. 267 u. 268 in der Anmerk. geredet [1]. — Eine merkwürdige, den Cäsar aus seinem Zusammenhange ergänzende Erklärung darf hier nicht übergangen werden. Ich habe nämlich in meinem Aufsatze S. 259 darauf aufmerksam gemacht, dass das Lager der Germanen nur ein Paar Stunden vom Rhein entfernt sein konnte, weil die Flucht derselben, so wie die Verfolgung und Rückkehr der Römer noch nicht einen Tag dauerte. Dazu gibt Dio, der den Zusammenhang des Cäsar richtig aufgefasst hatte, einen wichtigen Beleg, wo er, nach der Festhaltung der germanischen Ersten und Aeltesten, den Angriff der Römer auf das feindliche Lager referirt mit folgenden Worten: *ὁ δε (Καῖσαρ) τούτους μὲν-κατέσχεν.*

1) Auch in andern Orten hat sich Dio Entstellungen und Verwirrungen zu Schulden kommen lassen Vgl. meine Abhandl. über Drusus im Herbstprogr. 1844. S. 14 u. 15.

ὁρμήσας δὲ ἐπὶ τοὺς ἄλλους, ἐν ταῖς σκηναῖς ὄντας, ἐπέστη τε σφίσι μεσημβριάζουσι καὶ μηδὲν πολέμιον, ἅτε ἐκείνων παρ' αὐτῷ ὄντων, ὑποτοπουμένοις. Indem Cäsar (Cap. 14) nur von Schrecken, Verwirrung und Rathlosigkeit der Germanen beim unvermutheten Angriff der Römer auf ihr Lager redet, ohne ausdrückliche Bestimmung der Tageszeit, fügt Dio diese Zeit erklärend hinzu durch das Wort *μεσημβριάζουσι*, «während des Mittagsschlafes,» also im Nachmittage. Achttausend Schritte stand Cäsar vom Feinde entfernt, als die Ersten der Germanen zu ihm kamen, um sich wegen des gestrigen Angriffs auf seine Reiterei zu entschuldigen, und zwar kamen sie zu ihm am frühen Morgen (mane: Cap. 13); aber Cäsar hielt sie fest, legte in Eile den Weg bis zum feindlichen Lager zurück (celeriter octo milium itinere confecto) und überfiel es nach Mittag, wie Dio richtig erklärend aus dem Zusammenhange geschlossen hat.

Aus dem Angeführten wird ein Unbefangener meinen aufgestellten Satz, Dio sei dem Cäsar gefolgt, noch nicht in Zweifel ziehen. Die Vergleichung des Uebrigen kann ich dem competenten Leser, der sich um die Sache wahrhaft interessirt, ruhig überlassen. Aber ich komme nun zum Hauptstücke der Vergleichung, welches die Streitfrage völlig entscheidet. Am Anfang des Cap. 47 hat Dio den Cäsar seinem Hauptinhalte nach fast wörtlich übersetzt. Um kurz zu sein, schalte ich neben den Worten des Dio die des Cäsar ein. *Χειμαζόντων δὲ τῶν Ῥωμαίων ἐν τῇ φιλίᾳ* (Cäsar exercitum — in Aulercis Lexoviisque — in hibernis collocavit; III. 29 fin.), *Τέγκτεροί τε καὶ Οὐσιπέται, Κελτικὰ γένη* (Usipetes, Germani et item Tenchtheri), *τὸ μέν τι πρὸς Σουήβων ἐκβιασθέντες, τὸ δὲ καὶ πρὸς τῶν Γαλατῶν ἐπικληθέντες, τόν τε Ῥῆνον διέβησαν* (Rhenum transierunt — quod a Suevis — bello premebantur: IV. 1. Cognovit (Caesar), missas legationes ab nonnullis civitatibus (Galliae) ad Germanos invitatosque eos, ut ab Rheno discederent), *καὶ ἐς τὴν τῶν Τριουήρων ἐνέβαλον* (Germani — in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt Trevirorum clientes, pervenerant: IV. 6). *κἀνταῦθα τὸν Καίσαρα εὑρόντες καὶ φοβηθέντες* (an den von Dio hinzugefügten Begriff der Furcht wird Niemand stossen), *ἔπεμψαν πρὸς αὐτὸν* (legati ab his venerunt), *σπονδάς τε ποιούμενοι* (posse eis utiles esse amicos), *καὶ χώραν αἰτοῦντες ἢ σφίσι γε ἐπιτραπῆναί τινα ἀξιοῦντες λαβεῖν* (sibi agros attribuant vel patiantur eos tenere, quos armis possederint: IV. 7). Diese ungezwungene Zusammenstellung bedarf wohl keiner weitern Interpretation, und dem Unbefangenen wird aus dem Verglichenen und Gesagten klar sein, inwiefern ich in meiner Abhandlung S. 254 mich zur gegebenen Erklärung der Worte Dio's (*ἐς τὴν*

τῶν Τρουήρων ἐνέβαλον) berechtigt halten konnte: «Dio hat allgemein das Gebiet der Trevirer genannt an der Stelle des den Clienten derselben gehörigen Landes.»

Aber für den Standpunkt der Germanen auf trevirischem Gebiete spricht, behauptet Hr. *M.* S. 9 und 14, auch ein Zeugniss des Florus, welcher (III. 10, 14) erzählt: Iterum de Germanis Treviri querebantur etc. Meine, S. 256 in der Note gegebene Erklärung genügt Hrn. *M.* nicht; allein ich bestehe darauf. Ich könnte sagen, Florus sei, wie allgemein bekannt, sehr oft ungenau, ja verworren, und so sei er es auch hier. Denn in der fraglichen Stelle liegt auch noch eine andere bedeutende Nachlässigkeit, die, dass er, anstatt zweimal eine Brücke über den Rhein zu nennen, die eine über die Maas, die andere über den Rhein legen lässt. Allein so weit brauche ich nicht zu gehen. Die Germanen waren ins Land der Clienten der Trevirer eingefallen, desshalb beschwerten sich die Patronen der Clienten, die Trevirer selbst, bei Cäsar. Was ist natürlicher? — Uebrigens erklärt Hr. *M.* die folgenden Worte des Florus «Hic vero iam ultro Mosellam (so lieset er) navali ponte transgreditur ipsumque Rhenum» auf eine höchst sonderbare Weise: «aus eigenem Antriebe (das heisst, nachdem der Zweck des Zuges zu den Trevirern erreicht war) ging Cäsar dann über die Mosel und über den Rhein.» Also: nachdem ihm die Klage der Trevirer zu Ohren gekommen, da zog er (über die Mosel) zu den Trevirern und besiegte und vertrieb die Germanen, und nachdem das geschehen war, zog er aus dem Trevirerlande (abermals) über die Mosel und selbst über den Rhein. Und ultro hat diese prägnante Bedeutung, so dass es die Stelle eines Satzes vertritt, der eine so wichtige Thatsache enthält? Nimmermehr. Hätte Hr. *M.* nicht besser so erklärt: Da ging er ohne Verzug über die Mosel ins Trevirerland und, nach Vertreibung der Germanen, selbst über den Rhein? Denn offenbar ergänzt man die Vertreibung der Germanen passender nach dem Zeitworte transgreditur. Und bei dieser natürlichen Erklärung müsste man consequenter Weise annehmen, dass Florus den Cäsar oberhalb Coblenz über den Rhein gehen liess. Wie unpassend aber in beiden Fällen die Erwähnung der Mosel ist, muss jedem vorurtheilsfrei Denkenden in die Augen springen. Halten wir daher an der Maas fest und beherzigen noch einmal meine, S. 256 gegebene, in jeder Beziehung durchaus unumstössliche Erklärung: Da nun aber ging er ohne Weiteres über die Maas u. s. w. In den Worten ist der Begriff der Eile ausgeprägt; ultro lässt sich füglich übersetzen mit «ohne Weiteres» (er fühlte den Trieb, es drängte ihn sein

Inneres, er konnte sich nicht enthalten)[1]. Wenn es nöthig erachtet würde, liesse sich die Besiegung der Usipeten füglich nach dem Worte transgreditur ergänzen, obgleich diese Ergänzung bei der summarischen, den Kampf der Usipeten und Tenchtherer von dem mit den Sigambrern nicht unterscheidenden, sondern nur die Germanen überhaupt erwähnenden und, wie gewöhnlich, nur in allgemeinen Umrissen gehaltenen und die Hauptresultate verknüpfenden und beurtheilenden Erzählung dieses Schriftstellers überflüssig ist.

Werfen wir einen Rückblick auf das bisher Gesagte, so haben wir folgendes Ergebniss: Nach der Erzählung des Cäsar, in Uebereinstimmung mit den auf die einfachste und natürlichste Weise erklärten Zeugnissen des Dio und des Florus, erstreckten sich die Streifzüge der Germanen nur bis in das Land der unter der Trevirer Clientel stehenden Eburonen und Condruser zwischen Maas und Rhein. Obgleich ich somit meine Ansichten gegen Hrn. *M.* genugsam vertheidigt und festgestellt habe, so kann ich doch nicht umhin, noch ein wichtiges Argument gegen ihn heranzuziehen, welches ihn von der Unhaltbarkeit seiner Behauptungen und Demonstrationen überzeugen mag. Bekanntlich erstreckte sich die Silva Arduenna von den Ufern des Rheins durch das Land der Trevirer bis zu den Nerviern und begriff auch die Eifelgebirge in sich[2]; und «es galt nicht nur das Ansehen der Trevirer an der Nordseite der Arduenna, wo die Eburonen und Condruser ihre Clienten waren, sondern sie scheinen auch noch eigene Besitzungen über dem Walde gehabt zu haben, da ja nach Cäsars Angabe (V. 3) derselbe mitten durch ihr Gebiet lief.» Das sind die Worte des bewährten Forschers *Zeuss* (in seinem mir bisher unbekannten Werke «die Deutschen und die Nachbarstämme» S. 84. Vgl. S. 216). Und wenn *Zeuss* hinzufügt: «Cäsar konnte darum, wenn er bei Bonn oder zwischen Bonn und Cöln die (erste) Rheinbrücke baute, noch immer auf trevirischem Gebiete sich befinden»; — so setze ich für unsern in Frage stehenden Punkt nun noch hinzu: Darum konnten die Usipeten und Tenchtherer, die wohl bis ins Cölnische ihren Zug werden ausgedehnt haben, noch auf trevirischem Gebiete sich befinden; darum kann Dio Cassius, auch abgesehen von unserer obigen Erklärung (— die ich

1) Dieselbige Bedeutung hat ultro oft, z. B. Flor. I. 12, 5: ultro remisisset, II. 2, 30: iam in Italiam ultro navigantem. Vell Pat. II, 120: ultro Rhenum cum exercitu transgreditur.

2) Das ist auch die Meinung des Hrn. *M.* in s. Marken S. 28 u. 29 des Anhangs. Vgl. meine Abhandl. S. 276.

übrigens hierdurch nicht aufgebe —), mit Fug geschrieben haben, die Germanen seien ins Land der Trevirer eingefallen; darum mag auch Florus gesagt haben, die Trevirer hätten sich beim Cäsar über die Einfälle der Germanen in ihr Land beklagt. Und zum Ueberfluss will ich denn hier auch noch anführen, dass *Steininger* (l. c. S. 42. Vgl. S. 40) das Gebiet der Trevirer sich erstrecken lässt bis an das der Eburonen am untern Rhein, ja dasselbe zwischen Maas und Rhein ausdehnt in der Linie über Namür, Lüttich, Aachen bis Cöln, ja noch unterhalb Cöln bis Neuss [1]).

Nach diesen, ich hoffe, überzeugenden Erörterungen halte ich es für überflüssig, mich mit Hrn. *M.* noch einmal auf seine Mosella einzulassen. Wie er sich auch drehen und wenden mag, um die Thatsachen zwischen der Mosella und der Mosa zu vermitteln: es bleibt bei der Mosa. Schon *von Ledebur* hat in seiner Schrift „der Mayengau oder das Mayenfeld“ aus dem Zusammenhange Cäsars gezeigt, dass bei Cäsar allenthalben, wo er die Mosa nennt, wenn man sich nicht in Widersprüche aller Art verwickeln will, nur an die Maas gedacht werden könne; *von Sybel*, welcher jene Schrift in diesen Jahrb. H. II. S. 109 ff. kurz beurtheilt, schenkt ihm seine Beistimmung; in demselbigen Sinne redet *Drumann* (s. meine Abhandlg. S. 260); endlich erklärt sich auch *Steininger* (l. c. S. 41 u. 42. Note 3) für die Maas. Und Hr. *M.* bemüht sich (S. 23 ff. u. an andern Stellen) vergeblich, diese Ansicht zu widerlegen. Ferner wird man nach dem Gesagten es mir nicht verargen, wenn ich nun auch nicht weiter mit Hrn *M.* rechten will über meine aufgestellten Ansichten, über die hydrographischen Beziehungen zwischen Rhein, Waal und Maas, die er S. 13 u. 19 durch Worte ohne Gründe zu verdächtigen sucht.

Es ist von Bedeutung, dass Cäsar bis auf die Gocher-Haide gekommen ist, also bis an die Grenze des batavischen Gebietes. Dass

---

1) Es urtheile nun ein Jeder, inwiefern ich Hrn. *M's.* Vorwurf „ich wollte die Wahrheit nicht sehen“ (S. 10 in der Note) verdiene. — Von ähnlicher Farbe ist das Wortspiel, dessen er sich S. 3 in der Note bedient: „Hr. *Dederich* in Emmerich setzt jetzt den Uebergang — in die Gegend von Emmerich.“ Hätte er gewusst, dass Bonn meine Vaterstadt ist, so würde er auch darin auf eine ebenso kleinliche Art einen Grund gefunden haben, warum die erste Brücke Cäsars von mir nach Bonn verlegt worden ist. Was kann meiner Person daran liegen, ob die Germanen zu Emmerich oder irgendwo anders über den Rhein gegangen sind; ob ihr Lager auf de Gocher-Haide oder bei Coblenz gestanden hat; ob Cäsar seine erste Brücke zu Bonn oder zu Neuwied gebaut hat? Solche Fragen gehören der Objectivität der Geschichte an; und nur in diesem Geiste bin ich mir bewusst dieselben behandelt zu haben. —

auch ausserhalb der eigentlichen batavischen Insel auf dem gallischen Ufer der Waal Bataver wohnten, deutet Tacitus (Hist. IV. 12) an mit den Worten: Batavi — extrema Gallicae orae, vacua cultoribus, — occupavere; und es wird, so viel ich weiss, jetzt auch allgemein angenommen. Vgl. *Zeuss* l. c. S. 101. Dort hatten die Bataver vier oppida, Arenacum, Batavodurum, Grinnes und Vada (Tacit. Hist. V. 20), gelegen ohne Zweifel zwischen Cleve und dem Zusammenfluss der Waal und Maas; so dass das Land zwischen Waal, Maas und Cleve, welches zwischen Nimwegen und Cleve den Reichswald, sacrum nemus des Tacitus (Hist. IV. 14), umschloss, noch zu dem Gebiete der Bataver gehörte [1]. Als Cäsar auf ihrer Grenze stand, mögen sie dem furchtbaren Sieger, vor dessen Eroberungssucht auch sie zittern mochten, durch eine Gesandschaft ihre Achtung bezeugt und Freundschaft angeboten haben. Aus einer solchen Berührung lässt es sich erklären, dass unter den Völkern, die Cäsar über den Rubico führte, vom Lucanus (Phars. I. 431) auch Bataver aufgezählt werden. Die alte Bundesgenossenschaft der Bataver mit Rom (antiqua societas: Tacit. Germ. 29), die Drusus zuerst fest begründete (Vgl. meine Abhandlg. über Drusus im Herbstprogr. J. 1844. S. 3), findet demnach ihren Anfangspunkt in der freundschaftlichen Verbindung dieses Volkes mit Cäsar.

Gehen wir nun über zu der wichtigen Frage, wo Cäsar zum ersten Mal über den Rhein gegangen sei. Es wird mir erlaubt sein, hier einige Hauptresultate meiner Untersuchung in Kürze nebeneinander zu stellen. Nach Besiegung der Germanen auf der Gocher-Haide zog Cäsar wieder rheinaufwärts, begleitet von den ihn um Hülfe bittenden ubischen Gesandten. Die über die Maas geschickten germanischen Reiter waren nördlich von Cöln über den Rhein zu den Sigambrern geflohen, und ihnen gegenüber, im Lande der trevirischen Clienten, forderte Cäsar ihre Auslieferung. Diese erfolgte aber nicht; desshalb beschloss Cäsar den Rheinübergang. Die ubischen Gesandten, die bei Cäsar waren, boten ihm Schiffe an (die natürlich von dem nicht fernen ubischen Ufer herbeigefahren werden mussten) zur Erleichterung des Ueberganges; aber dem Cäsar erschien der Uebergang mit Schiffen zu gefährlich, weil er in Feindesland übersetzte auf das Ufer der kriegerischen Sigambrer [2]; desshalb zog er einen grossartigen und dem Feind Achtung gebietenden Brückenbau vor und fiel ins Land der Sigambrer ein, und zwar oberhalb der Sieg-

---

1) Ich habe die Absicht, diesen wichtigen Punkt einmal ausführlicher zu behandeln.

2) Mit Recht spricht Cäsar von der Gefahr. Wenn er auf das ubische Gebiet übersetzte, also in Freundesland, dann konnte er doch in Wahrheit nicht sagen, der Uebergang mit Schiffen schien ihm zu gefahrvoll.

mündung, an einem höchst bedeutenden Orte zur Bekämpfung der Feinde, wo auch Drusus späterhin seine Brücke baute gegen denselbigen Feind, obgleich dort der Rhein breit, reissend und tief war. Nachdem er das Gebiet der Sigambrer (zwischen Sieg und Siebengebirge) verwüstet hatte, nahm er seinen Rückzug nicht zur Brücke hin, sondern in das Land der Ubier, die ihn zu Hülfe riefen; und aus deren Land machte er nicht noch einmal einen Zug zur Brücke hin, um nach Gallien zurüchzukehren, sondern er nahm nun die angebotenen ubischen Schiffe an und fuhr mit diesen hinüber: die Brücke liess er abbrechen, damit sie nämlich nicht von den Sigambrern zu einem Einfall benutzt werden könnte. — Das ist der schlichte, sich auf Cäsars Worte stützende Zusammenhang, den ich unter vielen nothwendig gewordenen Erklärungen und Berichtigungen in meiner Abhandlung dargelegt habe. Was thut nun aber Hr. *M.* S. 16 und 17? Er erlaubt sich, nachdem er meine Erörterungen nur halb gelesen, eine Reihe von missverstandenen Resultaten zu einem beliebigen Ganzen zusammenzuwürfeln und mich mit diesem construirten „künstlichen Bau" zu verhöhnen. Für eine solche Kritik habe ich keine Entgegnung! Man prüfe und urtheile. Dagegen kann ich es mir nicht versagen, noch etwas anzuführen, was meine Behauptung über die Lage der ersten Brücke in der Gegend der Siegmündung nicht wenig unterstützt. Auch *Zeuss* (l. c. Vgl. die Note) findet es wahrscheinlich, dass diese Brücke bei Bonn oder zwischen Bonn und Cöln gelegen habe: „denn, sagt er, angenommen Cäsar sei innerhalb der Silva Arduenna (also bei Neuwied) über den Rhein gegen die Sigambrer gegangen, so musste er sich sogleich in die Waldungen und öden Striche des Siebengebirges und des Westerwaldes vertiefen und das Gebiet der Sigambrer in Waldgegenden betreten. Von solchen Umgebungen aber sagt Cäsar nichts; er findet Dörfer und Getreidefelder, und die Sigambrer ziehen sich erst in die Wälder zurück." Jeder, welcher der bezeichneten Gegend kundig ist, wird dieser Bemerkung die Achtung nicht versagen können. Man kann nicht dagegen anführen, Cäsar hätte doch auch seine zweite Brücke bei Neuwied gebaut; denn der zweite Rheinübergang galt nicht den Sigambern. — Zum Schluss führe ich noch gegen Hrn. *M.* an, dass *Steininger* (S. 40 ff.) sogar wahrscheinlich zu machen sucht, weder der erste noch der zweite Rheinübergang hätte zwischen Coblenz und Andernach stattgehabt, sondern beide seien an den untern Rhein, in die Gegend von Cöln oder Neuss oder gar Xanten zu setzen.

Emmerich im Februar. Dederich.

4. Gesoniacum,
zu Florus IV, 12, 26.

Ich habe bei meiner bisherigen litterarischen Thätigkeit es in der Regel für überflüssig erachtet, Entgegnungen, welche öffentlich von mir ausgesprochene Behauptungen erfuhren, zu erwidern, nicht als ob ich durch mein Schweigen überall Beipflichtung von meiner Seite erkennen zu geben geneigt gewesen, noch weil ich in eitler Anmassung meinen Gegner verachtet, sondern vielmehr die Ueberzeugung theilend, dass, was gegründet oder unbegründet sei, sich im Fortgang der Zeit ohne eignes Zuthun, das nur zu leicht den Schein von Rechthaberei annimmt, von selbst herausstellen werde. Wenn ich aber in dem vorliegenden Falle, wo es gilt auf eine anspruchslos in diesen Jahrb. Hft. III ausgesprochene Vermuthung über das angeblich am Rhein gelegene Gesoniacum rücksichtlich der dagegen erhobenen Angriffe des Hrn. *Dederich* in Emmerich (Vgl. Jahrb. VIII. S. 52) erwidernd zurück zu kommen, eine Ausnahme von dieser meiner Gewohnheit mache, so werde ich dazu durch den ungewöhnlichen Ton, mit welchem Hr. *D.* meine Ansicht zu besprechen mir die Ehre erzeigt, bewogen: einen Ton, der nur durch den Umstand erklärt werden kann, dass die von Hrn. *D.* in einem Programm vom J. 1844. S. 16 ausgesprochene Behauptung, „es könne als ausgemacht angesehen werden, dass die von *Gerolt* ... vertheidigte Lesart Bonnam et Gesoniacum die richtige sei“, durch die ihm unbekannt und darum unberücksichtigt gebliebenen Ansichten, welche Hr. *Lersch* und darauf ich selbst ausgesprochen, freilich wieder in Zweifel gestellt worden. „Diese Behauptung, fährt Hr. *D.* S. 53 fort, habe ich ohne weitere Beweisführung hingestellt, überzeugt von der Wahrheit der Sache und im Glauben, diese Streitfrage sei eine längst entschiedene. Die neue Abweichung der Meinungen und insbesondere die Art und Weise, wie *Osann* seinen Gegenstand behandelt und durchgeführt hat, legt mir daher die Pflicht auf, zur Rettung der Wahrheit die ganze Stelle des Florus in allen ihren Beziehungen einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen, eine Pflicht, die mir um so angenehmer ist, da es sich

in dieser Streitfrage um das Alterthum und die hohe Wichtigkeit meiner Vaterstadt Bonn in den römisch-deutschen Kriegen handelt." Aus welchem Grunde nun immer Hr. *D.* die Waffen gegen mich ergriffen haben mag, selbst wenn es ein in diesem Falle lächerlicher Patriotismus gewesen sein sollte, da unter den Motiven zu seiner Entgegnung Hr. *D.* auch die Art und Weise, wie ich den Gegenstand behandelt, anführt und dieselbe in dem Folgenden an mehrern Stellen als eine leichtfertige bezeichnet, so ist es wohl der Mühe werth, zu zeigen, wie weit dieser Vorwurf meine Behandlungsweise trifft, zugleich aber auch darzuthun, auf welche Weise Hr. *D.* gegen mich von seinem, wie er meint, so festen Rheincastell aus zu Felde zieht. Uebrigens habe ich weder die Absicht noch die Aufgabe, meine Ansicht von Neuem zu vertheidigen, sondern nur die dagegen erhobenen Gründe zu prüfen, um die Seite grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, auf welche sich die Wagschale in dem Streit der Meinungen über die in Rede stehende Localität neige, völlig unbekümmert, so wie auch Alles, was gegen Hrn. *Lersch* erhoben wird, um so weniger eine Berührung von meiner Seite erheischt, als dieses einem so gründlichen Kenner des rheinländischen Alterthums, zumal da er selbst bereits eine Widerlegung in Aussicht gestellt hat S. 75, nur vorgreifen heissen würde.

In der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Ansicht, welche Hr. *Lersch* über die geographische Bestimmung der Gesonia mitgetheilt, habe ich in meinem Aufsatze den Versuch gemacht, ob sich das richtig ermittelte, diplomatische Zeugniss des Florus erklären und mit sonstiger Ueberlieferung in geographischer und historischer Beziehung in Uebereinstimmung bringen lasse. Nachdem jenes festgestellt, war der Hauptpunkt der ganzen Frage, ob Florus ausschliesslich blos von Germanien spreche, oder ob es nach dem Zusammenhange und Inhalt der ganzen Stelle ihm gestattet gewesen, auch eines Ereignisses zu gedenken, das eine nach der gewöhnlichen Annahme ausserhalb Germaniens in Gallien gelegene Localität betroffen. Die Zulässigkeit der letztern Annahme habe ich zu erweisen gesucht und dabei zugleich bemerkt, dass wenn man an der Erwähnung einer in Gallien liegenden Localität Anstand nehmen zu müssen glaube, dieser um so unerheblicher erscheine, als nicht nur Zosimus Bononia (Gesoriacum) als eine Stadt von Nieder-Germania (*ἡ κάτω Γερμανία*) bezeichne, sondern auch bei Dio Cassius der nordwestliche Theil Galliens unter demselben Namen vorkomme (vrgl. S. 7 und 10), so dass also, wenn Florus unter germanischen Localitäten auch Gesoriacum

nennt, diess weder als ein Irrthum des Schriftstellers angesehen, noch daraus ein Beweis gegen die Zulässigkeit der oben berührten Annahme abgeleitet werden kann. Vrgl. *Cluverii* Germ. antiq. S. 498. Diesen Umstand, der freilich Hrn. *D.* ungelegen sein mochte, weiss Hr. *D.* sehr leicht zu beseitigen, indem er sich darauf beschränkt S. 66 in einer Note nebenbei zu bemerken, „dass wenn Zosimus Bononia nach Nieder-Germanien verlegt, dieses nichts als eine geographische Unrichtigkeit sei,“ die Stelle des Dio Cassius dabei aber unberücksichtigt lässt. Wie aber immer auch dieser Theil Galliens in verschiedenen Zeiten genannt worden sein mag — denn für den Sinn, in welchem Hr. *D.* die Stelle des Florus auffasst, ist dieses gleichgültig — die Berechtigung, bei Florus einen meinetwegen in Gallien gelegenen Ort erwähnt annehmen zu dürfen, giebt unzweifelhaft die Erwähnung der an der Maas angelegten Castelle, so dass ich bei der Aufgabe, einen durch sämmtliche Urkunden beglaubigten Text, so lange er einer vernunftgemässen Deutung im Sinne des Schriftstellers fähig ist, aufrecht zu erhalten, mit vollem Rechte schreiben durfte S. 6: „Hiernach berührt also Florus in seiner Darstellung Germaniens unzweifelhaft zugleich Gallische Ereignisse, und wo hätte er, da er von Hauptunternehmungen Augustus in Gallien nichts zu erwähnen fand, diese passender als bei dem Nachbarlande Germanien gelegentlich anführen können? zumal da die Anlegung von Castellen an der Maas zugleich als Schutzmittel des Unterrheins angesehen und dieses Ereigniss hiermit als zur Geschichte Germaniens gehörig betrachtet werden konnte.“ Hr. *D.* weiss nun freilich zu gut, dass, so lange bei Florus die Maas erwähnt bleibt, die von ihm gegebene Erklärung der Stelle unmöglich ist, und dagegen die meinige bestätigt wird, ist aber darüber um so weniger in Verlegenheit, als er durch die Vermuthung p e r A m i s i a m uns die Maas unter den Händen verschwinden und dafür die Ems auftauchen lässt. Diess heisst nun freilich den Knoten durchschneiden, und man würde diesen Einfall seinem Schicksal überlassen können, wenn nicht diese Veränderung der Stelle durch eine innere, aus der Absicht des Schriftstellers hervorgehende Nothwendigkeit, wie Hr. *D.* meint, geboten zu sein schiene.

Um seiner Erklärung Eingang zu verschaffen, wozu die Möglichkeit, Florus habe auch ein Gallien betreffendes Begebniss erwähnen können, nothwendig wegdisputirt werden musste, entwickelt Hr. *D.* ausführlichst den Zweck der Sendung des Drusus nach Germanien und den Inhalt des ganzen Plans, welchen derselbe zur Erreichung seiner Aufgabe befolgt, in so genauer Auseinandersetzung aller sei-

ner Motive, dass man meinen möchte, nur ein Vertrauter des Drusus sei im Stande, uns dergleichen Eröffnungen zu machen. Weil ich nun diesen Plan nicht gekannt; weil ich „den Feldzügen des Drusus zum Theil eine ganz andere Richtung gegeben, und ein ganz verschiedener Plan von mir untergeschoben worden“ (S. 62); ja, weil ich mir in meiner Leichtfertigkeit (S. 67) „nicht einmal die Mühe gegeben, die Feldzüge des Drusus im Zusammenhange zu studiren“ (ebendas.): so muss ich natürlich in den crassen Irrthum verfallen sein anzunehmen, Drusus habe seine Thätigkeit auch bis nach Gallien, und zwar in die nächst gelegenen Theile dieser Provinz, ausdehnen können. Wenn ich nicht für nöthig erachtet habe, von der Amtsthätigkeit des Drusus nach ihrem ganzen Umfange ein Bild zu geben, so geschah dieses aus keinem andern Grunde, als weil ich es meiner Aufgabe für genügend erachtete, den Sinn einer Stelle aus sich selbst zu erklären, und wenn dieselbe nach ihrer Ueberlieferung in den Handschriften eine vernunftgemässe Deutung zulasse, dabei stehen zu bleiben. Ueber diese aus dem Zusammenhange und Inhalte der Stelle S. 6 entwickelte Deutung verliere ich meinem Gegner gegenüber kein Wort, muss aber gegen alles das protestiren, was derselbe mir rücksichtlich des Plans, welchen Drusus bei seinen Feldzügen befolgt, in den Mund legt. Darüber habe ich, weil es für meinen Zweck unnöthig, gar nichts gesagt; nur habe ich, um die Bedeutung des Platzes an Galliens Westküste für die Römer hervorzuheben, mich S. 9 auf die Bemerkung eingelassen, „dass von Gesoriacus portus aus der Hauptübergang nach Britannien statt fand, dass dieses unzweifelhaft dieselbe Stelle war, von wo aus I. Cäsar nach Britannien übersetzte; dass man mit Zuverlässigkeit annehmen könne, dass dieser für die Römer rücksichtlich Britanniens so wichtige Punkt zu einer militärischen Station erhoben ward; und dass man hierdurch nun erst wohl die Beziehung der Nachricht bei Florus begreife, dass Drusus diesen Hafen durch neue Bauten (Brücken) gesichert und durch Flotten geschützt habe, um bei Florus, wenn auch mittelst eines Seitensprunges von Germanien nach Gallien, eine Erwähnung zu erhalten.“ Für diese in der Sachlage und Zeugnissen begründete Bemerkung muss ich nun den Tadel vernehmen S. 64: „Nicht nur nach Gallien an die Maas lässt *Osann* den Florus einen Seitensprung machen, er geht noch weiter und scheint seine Leser glauben machen zu wollen, als hätte Drusus sogar Absicht auf Unternehmungen gegen Britannia gehabt.“ Es ist widerwärtig, mit einem Gegner verhandeln zu müssen, der solcher Insinuationen fähig, und dabei beständig mit dem Vorwurf

der Leichtfertigkeit zur Hand ist. Waren denn die Bemerkungen Hrn. *Müller's* in Würzburg (Jahrb. VII.) nicht im Stande, Hrn. *D.* zu grösserer Vorsicht und Gründlichkeit über Sachen und Menschen zu ermahnen? Fast sollte man die Maas für einen Schicksalsfluss für Hrn. D. halten, an welchem nach der ersten Niederlage (siehe *Müller*, vornehmlich S. 19) sich noch einmal zu versuchen Hr. *D.* sich hätte gewarnt erachten sollen. Um aber auf den Plan, der von Drusus nach Hrn. *D.'s* Darstellung unternommenen Kriegsexpedition zurück zu kommen, so mag zugestanden werden, dass eine Anlegung von Castellen an der Ems Statt gefunden haben könne; dass dieses aber wirklich Statt gefunden, wird durch nichts bezeugt, und wäre es auch der Fall, so folgt noch immer nicht, dass auch Florus dieses habe erwähnen müssen, so dass der empfohlenen Lesart per Amisiam, welche den positiven Beweis der Unrichtigkeit meiner gegebenen Erklärung liefern soll, kein anderes Gewicht als das einer Conjectur zugestanden werden kann, die ihre Rechtfertigung erst noch erhalten muss.

Wenn es nun vor der Hand bei den Castellen an der Maas verbleiben wird, wenn nicht jene Vermuthung Hrn. *D.'s* anderswoher unerwartet eine Bestätigung erhalten sollte, so glaubt doch Hr. *D.* im Besitz unwiderlegbarer Gründe gegen meine Ansicht zu sein. „Die Nichtigkeit der von *O.* nach Vinetus und Gruters Vorgang aufgenommenen sogenannten Lesart Bononiam et Gesoriacum, heisst es S. 65, lässt sich, noch abgesehen von der Wortkritik, aus der Geschichte der beiden eingeschwärzten Orte bis zur Evidenz erweisen.“ Eine Prüfung dieses mit solcher Sicherheit ausgesprochenen Verdammungsurtheils wird zugleich darlegen, mit welcher Art von Kritik Hr. *D.* seine Gegner zu bekämpfen unternimmt. Er beginnt seine Deduction mit der Behauptung, „dass zur Zeit des Drusus eben so wenig der Name Gessoriacum existirte, als zur Zeit des Cäsar;“ „erst bei Suetonius (Claud. 17) und Florus 1, 11, 8 scheint Gessoriacum der Name einer Stadt zu sein, obgleich die Annahme nicht nothwendig ist.“ Um von dem zuletzt hervorgehobenen Punkte anzufangen, so wird in der andern angeführten Stelle des Florus, welche ich am Schluss meiner Abhandlung behandelt habe, Gesoriacum mit der etruscischen Seestadt Fregenae (so habe ich mit Beistimmung *Zumpt's* Jahrb. f. wiss. Krit. 1844. No. 83. S. 663 statt Fregellae zu schreiben vorgeschlagen) verglichen, woraus sich ergiebt, dass wenn Gesoriacum keine Hafenstadt oder Hafenort gewesen, der Schriftsteller Unsinn schrieb. Was aber weiter den

Hauptpunkt in Hrn. D.'s Beweisführung ausmacht, dass zu Drusus Zeit der Name Gessoriacum noch nicht existirt habe, so ist erstens dieses aus dem Angeführten nicht erwiesen: denn aus dem einzigen Umstand, dass Cäsar die Stelle, von wo aus er nach Britannien überging, Itius portus nennt, B. G. V, 5, ist auf die Folgezeit kein sicherer Schluss zulässig; wäre diess aber auch der Fall, so hat Hr. D. nicht bemerkt, dass zum Erweis, dass Florus diese Ortsbezeichnung habe gebrauchen können, es ganz gleichgültig ist, ob dieselbe zu Drusus Zeiten schon im Gebrauch gewesen, indem die andere Stelle des Florus die Möglichkeit des Gebrauchs ausser allem Zweifel setzt, so dass der von diesem Punkt aus erhobene Einwurf in der That lächerlich erscheint. Dazu kommt, dass, wie Hr. D. selbst anführt, bereits Mela einen Gessoriacus portus, Plinius ein Gessoriacum littus und Gessoriacus pagus kennen. Um nichts stichhaltiger ist was weiter S. 66 entgegnet wird, zur Zeit des Drusus könne noch viel weniger von einer Stadt Bononia die Rede sein, als von einem Orte Gessoriacum. Hierauf will ich nicht, obschon ich dürfte, anwenden, dass wenn Bononia auch noch nicht unter Drusus, doch zur Zeit des Florus bekannt gewesen sein könne, gebe vielmehr zu, dass Bononia von einem ältern Schriftsteller nicht angeführt werde, ja dass wenn Gessoriacum wegfallen muss, zugleich auch Bononia in nichts zusammenfällt; dagegen ist es aber eben so gewiss, dass wenn das eine zulässig erscheint, das andere unzweifelhaft wird, und da Gessoriacum vor der Hand wohl noch aufrecht erhalten bleibt, hiermit auch ein unverwerfliches Zeugniss für Bononia im Florus gegeben ist. Wird Bononia in früherer Zeit wenig genannt, so schliessen wir nur, dass dieser Ort weniger Bedeutung hatte, von Florus aber nothwendig genannt werden musste, wenn der Umfang der von Drusus unternommenen Brückenbauten angegeben werden sollte. Und endlich kennen wir denn das Zeitalter, in welchem Florus schrieb, so genau, dass in dieser Beziehung ein concludenter Beweis für oder gegen daher entnommen werden könnte? So lange der Prolog dieses Geschichtswerkes für ächt gehalten werden wird, und daran zu zweifeln wäre ein Wagniss der äussersten Hyperkritik, bleibt es ausgemacht, dass Florus nicht vor Trajan gelebt habe*). Dies vorausgesetzt, warum soll ein solcher Schriftsteller einer Localität Gessoria-

*) Vrgl. *Gossrau* de Flori qua vixerit aetate, Quedlinburgi 1837 Es wird sich anderswo Gelegenheit finden, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

cum nicht gedenken dürfen, deren, wenn auch unter verschiedenen Zusätzen, ein Plinius, ein Suetonius und andere ziemlich gleichzeitige Zeugen Erwähnung thun? „Gesetzt aber," bemerkt Hr. D. S. 65, „der Hafen sei schon zu seiner Zeit unter diesem Namen bekannt gewesen, was kann man sich dann unter einer Verbindung, wie: „Drusus verband eine Stadt (oder Castell) mit dem Hafen durch eine Brücke," — denken?" Wenn sich Hr. D. hierbei nichts denken kann, so thut es mir um seinetwillen leid. Ich habe diese Frage bereits S. 11 beantwortet und will nur noch ausser der aus Cäsar angeführten Stelle an die pontes longi bei Tac. Ann. I, 63, und, um anderer Stellen nicht zu gedenken, an I, 61 pontesque et aggeres humido paludum et fallacibus campis imponeret, und an IV, 73 erinnern, welche letztere Stelle manche besondere Aehnlichkeit mit der der Florus hat: igitur proxima aestuaria aggeribus et pontibus traducendo graviori agmini firmat. Oder, müsste an Bauten in der See gedacht werden, so würde die zwischen Pozzuoli und Bajä unternommene Verbindungsbrücke, wovon jetzt noch Bogenpfeiler aus der See hervorragen, eine nicht unpassende Vergleichung darbieten, obwohl ich diese Erklärung, abgesehen davon, dass ihre Zulässigkeit von der Eigenthümlichkeit der örtlichen, nicht hinlänglich ermittelten Beschaffenheit abhängt, der andern zunächst aus dem Grunde nachstelle, weil die Schriftsteller sich in diesem Falle wohl eines andern Ausdruckes als pontes bedient haben würden. Es ist übrigens kein Widerspruch mit mir selbst, wie Hr. *S.* S. 65 rügt, wenn ich die von Hrn. *Lersch* angenommene Ansicht von einer statt gefundenen Verbindung zweier Orte (Bonna und Verona) im Binnenlande für unzulässig erklärt habe: denn was nach der Beschaffenheit der Localität an einen Orte denkbar, kann bei einem andern unzulässig erscheinen. Es ist aber überhaupt verdriesslich, mit einem Mann streiten zu müssen, der, weil die fragliche Localität nur ein Portus genannt werde, sich sträubt, eine Stadt anzuerkennen, und dafür mit Grund anführen zu können meint, erst bei Suetonius und Florus scheine Gessoriacum der Name einer Stadt zu sein, weil Mela nur einen Portus, Plinius nur einen Pagus nenne; wenn aber bei Ptolemäus, wie Hr. *D.* selbst dabei angiebt, auch nur ein Portus genannt wird, der doch nun nach dem Zugeständniss Hrn. *D.*'s rücksichtlich des Florus und Suetonius eine Stadt war, so darf man bei dem Portus des Mela ja wohl auch eine Stadt denken. Es ist überflüssig solche Ungereimtheiten weiter zu verfolgen, und es genügt hinzuzufügen, dass der Ausdruck *ἐπίνειον* bei Ptolemäus, der sich dessel-

ben höchst selten bedient, von einem blossen Ankerplatze eben so wenig als *portus* verstanden werden kann.

Was den andern Punkt, die Wortkritik, betrifft, aus welchem die Nichtigkeit der von mir aufgenommenen Lesart hervorgehen soll, so kann meine Entgegnung kurz sein. Der künstliche Beweis, welchen Hr. *D.* zu führen unternimmt, dass Gesoriacum durch keine Handschrift beglaubigt sei, beruht auf der Vermuthung, dass die ausdrücklich von Freinsheim aus dem Pal. pr. angeführte Lesart Gesoriacum, welche ich S. 2 geltend gemacht, nur auf einem Druckfehler statt Gesogiacum beruhe. Vor der Hand wird es bei Freinsheims Angabe sein Bewenden haben müssen, und selbst wenn die genannte Handschrift wirklich Gesogiacum darböte, so würde die Vermuthung gerechtfertigt sein, dass diese Lesart nur eine Verschreibung statt Gesoriacum sei, entstanden aus der spätern Namensform dieser Localität, welche sich aus der Peutinger'schen Tafel nach einer gar nicht unerklärlichen Verderbung findet: Gesogiaco, quod nunc Bononia vocatur. Wenn nun aber Hr. *D.* bei den Lesarten Gesogiacum oder Gesoniacum stehen bleibt und die Frage einer Untersuchung unterwirft, welche von diesen beiden Formen die richtige sei, so geht dies mich ebenso wenig an, als was Hr. *D.* zur Ermittelung der Lage seines Gesoniacum, welche Namensform für die richtige gehalten wird, der alten Bonna gegenüber S. 72 zusammengestellt hat; alles dieses liegt ausserhalb des Kreises meiner Aufgabe und fällt gründlicher Prüfung Ortskundiger anheim, die wohl nicht lange ausbleiben wird. Ich benutze vielmehr diese Gelegenheit zu der nachträglichen Bemerkung, dass das gallische Gesoriacum unter dem Namen Cesuriacum von Iulius Honorius in den von Gronov hinter seiner Ausg. des Pomp. Mela bekannt gemachten Excerpten und zwar in dem Verzeichniss «quae oppida in provinciis suis habeat Oceanus occidentalis» aufgeführt zu sein scheint. Wenn endlich rücksichtlich der Lesart Bonnam S. 70 bemerkt wird: «Aus den mitgetheilten Varianten steht für jeden gesunden Kritiker unerschütterlich fest die Lesart Bonnam,» so ist darüber nichts weiter als das oben Bemerkte zu sagen, und wenn ich hiernach den ungesunden Kritikern beigezählt werde, so muss ich mich mit dem Begriff, welchen Hr. *D.* von gesunder Kritik hat, trösten, und ich beneide denselben ganz und gar nicht um die kritische Kunst, die ihn z. B. a. a. O. in der fehlerhaften Wiederholung des Namens Bonnam in einigen, mir übrigens unbekannten Handschriften (Bonnam et Bonnam) zum Ueberfluss, wie es daselbst heisst, einen zweifachen Beleg der gebilligten Lesart finden lässt.

Ich verschmähe absichtlich die sonst noch von Hrn. *D.* angeregten Punkte einer ähnlichen Prüfung zu unterwerfen, weil ihre Widerlegung zur Abwehr der gegen meine Ansicht erhobenen Einwürfe nichts Wesentliches beiträgt und überlasse der Zeit die Entscheidung über die Wahrscheinlichkeit meiner Vermuthung, so wie der von meinem Gegner durchgeführten Meinung.

Giessen im März 1846.

Osann.

IV. Miscellen.

1. **Berlin.** *Lersch* Centralmus. II. 38. In einer brieflichen Mittheilung Graf *Borghesi's* (S. Marino 10. Mai d. J.) an den Herausgeber dieser Zeitung befinden sich folgende darauf bezügliche Bemerkungen:

„Den in jener Inschrift*) erwähnten Freund des Philosophen hat Lersch für P. Salvius Julianus, den Ordner des *edictum perpetuum*, gehalten. Was jedoch von den Schriften dieses Juristen erhalten ist, deutet keineswegs darauf hin, dass er ein vorzüglicher Verehrer der Philosophie gewesen sei, und wenn man auch nach Callistratus (Dig. L. 48 tit. 3 l. 12) annehmen darf, dass er nach seiner Prätur die Verwaltung Aquitaniens bekam, so findet sich doch keine Spur, dass er je in Germanien war, um dort bekannt sein zu können. Vielmehr ist aus Marini Arv. p. 220 ersichtlich, dass er nach dem Consulat des Jahres 901 das städtische Amt eines curator *aedium sacrarum locorumque publicorum* und später (nach Spartianus) die Präfectur der Stadt bekleidete. Wohl aber kennt man einen Andern desselben Namens, auf den die Angaben der Inschrift ungleich besser passen, da es aus Suidas unter *Δαμόφιλος* mit Bestimmtheit erhellt, dass er in der That in den philosophischen Studien bewandert war. Tillemont (Art. 33 zu M. Aurelius und Art. 4. zu Commodus), der bei Dio 72 einen Salvius Julianus als ἐλλογιμώτατος angeführt fand, bezog dies auf wissenschaftlichen Ruhm und hielt diesen Julianus für identisch mit dem bei Suidas erwähnten. Obwohl nun Reimarus jenes Beiwort einfach mit „vir clarissimus“ übersetzte, wird Tillemont dennoch das Wahre richtig getroffen haben; denn von dem Salvius bei Dio bestätigt es sich, dass er unter M. Aurelius die Fascen hatte, und die Bonner Inschrift giebt der Ansicht eine neue Stütze. Es ist demnach P. Salvius Julianus, consul ordinarius des Jahres 928, dessen vollständige Nomenclatur eine Inschrift bei Orelli no. 4359 bietet; er ist zugleich der Salvius Julianus, den Spartianus (Didius c. 1) als Oheim des Kaisers Didius Julianus erwähnt, wird folglich auch der Bruder der Aemilia Clara und der Sohn des Ordners des *edictum*

*) *Aelio Egrilio Evareto philosopho amico Salvi Iuliani. Aelia Timoclia uxor cum filis.*

perpetuum sein, von welchem Spartianus irrig sagt, er sei der *proavus* des Kaisers gewesen, während jetzt Alles zu der Angabe des Eutropius stimmt, der ihn seinen Grossvater mütterlicher Seite nennt. Dieser zweite Salvius befehligte nach Dio a. a. O. in M. Aurelius Todesjahr ein Heer, und verwaltete daher dem römischen System gemäss die Provinz, in welcher er stationirte. Trotz der Treue seiner Soldaten leistete er doch Commodus' Erhebung keinen Widerstand; indessen hinderte dies nicht, dass er nicht, als er bald darauf seinen Sohn mit einer Tochter des Tarrutenius Paternus Praef. praet. verlobte, angeklagt ward, er habe sich mit dem Beistande dieses des Thrones bemächtigen wollen, weshalb denn Beide 934 hingerichtet wurden (Lampr' Commod. c. 4. Spart. Did. c. 2)."

„Lässt sich somit das Zeitalter dieses Evaretus genauer bestimmen, so schliesst sich die Bemerkung an, dass er sicherlich kein Freigelassener war (der doppelte Gentilname macht es unmöglich), und dass dennoch sowohl sein cognomen wie das seiner Frau offenbar griechisch ist, weshalb man nicht anstehn wird ihn für einen gebornen Griechen zu halten, womit ja auch seine Bezeichnung als Philosoph wohl übereinstimmt. Noch mehr, im Gedanken an die Neuheit der gens Egrilia und die wenigen Freigebornen, die aus ihr bekannt sind, scheint es mir sehr wahrscheinlich, dass Evaretus sein römisches Bürgerrecht dem Q. Egrilius Plarianus, Legaten und Proconsul von Afrika unter Antoninus Pius (Gori Inscr. Etr. T. 3 p. 122), zu danken hatte, weshalb er denn, wie in der Regel, sein nomen und praenomen annahm und dazu den Namen des Kaisers setzte, der ihm die Gunst bewilligt hatte. Dieser Plarianus ist sicher derselbe, an den Fronto den siebenten Brief des ersten Buches ad amicos [bei Niebuhr I. 8] gerichtet hat; denn obwohl in Mai's römischer Ausgabe die Ueberschrift ACCRILIO PLARIANO lautet, ist es doch ohne Bedenken den Namen, den auch der Index als zweifelhaft bezeichnet, in AEGRILIO zu ändern, wobei der Diphthong keine Schwierigkeiten machen darf, da die Steine der Freigelassenen jener gens beweisen, dass beide Schreibarten ohne Unterschied nebeneinander in Gebrauch waren. Dieser Brief nun bestätigt sehr meine Vermuthung; denn er zeigt, dass Plarianus ein besonderer Gönner der Philosophen war, wie ihm ja Fronto den Platoniker Julius Aquilinus empfiehlt. Dies vorangeschickt, muss man sich wundern, wie es kam, dass der griechische Philosoph Evaretus sein Leben am Ufer des Rheins beschloss. Dies erledigt sich jedoch durch die Annahme, dass er zu den *comites* seines Freundes gehörte und ihm folgte, als er den Befehl des Heeres

von dem Dio spricht, übernahm. Die unbekannte Provinz, die Salvius Julianus dieser Angabe zufolge verwaltet haben muss, ist also Germania inferior, wo wirklich ein Heer von drei Legionen stand. Verwaltete er aber grade diese Provinz, so versteht man, weshalb Dio bemerkt, er habe dem Commodus die Herrschaft streitig machen können; denn eben von dorther hatte einst Vitellius das Diadem von Otho's Haupt gerissen. Verständlich wird dadurch zugleich, weshalb Evaretus auf seinem Grabsteine ausdrücklich Freund des Julianus genannt wird: er war der Oberbefehlshaber der Provinz."

„Durch diese Betrachtungen wächst der Werth der Bonner Inschrift bedeutend; sie dient dem Geschichtschreiber von Nicäa zur Erläuterung und bietet uns einen festen Halt, eine der Lücken in der Reihe der Legaten von Germania inferior auszufüllen und zwar für ein bestimmtes Jahr, 933, das Todesjahr des Kaisers M. Aurelius."

Gerhard, Archäol. Zeitung, 1845 Nro. 31.

2. Emmerich. So selten auch im Allgemeinen am Unterrhein auf dem rechten Ufer des Flusses Ueberbleibsel aus der ältesten Zeit vorkommen, so sind doch in den letzten Jahren in der Umgebung hiesiger Stadt manche Gegenstände zum Vorschein gekommen, die der Vergessenheit entzogen zu werden verdienen. So wurde, ausser einer römischen Silbermünze aus dem Garten eines Privathauses der Stadt, dicht vor dem Reeser Thore zwischen dem Rheine und der Chaussee eine römische Goldmünze auf dem Felde gefunden; auch fand man bei Anlage der Chaussee nach Arnheim etwa zehn Minuten vor dem Steinthore mehre römische Silber- und Kupfermünzen, meist der ersten Kaiserzeit angehörig, und nicht weit von da bei dem Dorfe Hüthum in einem Sandhügel, wo schon früher römische Münzen zum Vorschein kamen, noch kürzlich eine Goldmünze. Diese Münzfunde lassen aber keineswegs auf bestimmte römische Etablissements an den einzelnen Fundorten schliessen, sondern rühren theils von den Verbindungen her, in denen Römer und Germanen zu verschiedenen Zeiten mit einander standen, also von römischen Kaufleuten, die sich des Handels wegen in Germanien aufhielten, oder auch von den Germanen selbst, die sich bekanntlich des römischen Geldes bedienten, theils auch von den durchziehenden römischen Truppen, die entweder zur Besetzung irgend eines befestigten Postens oder auf einem Feldzuge diese Gegenden berührten; einige der Münzen gehören sogar der allerletzten Kaiserzeit an, wo die Römer das rechte Rheinufer nicht nur schon längst verlassen hatten, sondern auch aus den Besitzungen des linken von den Germanen vertrieben worden waren.

Reicher, als an Ueberbleibseln aus der Römerzeit, ist die hiesige Gegend an Resten aus dem germanischen Alterthum; es sind aber fast nur Gräber, welche aus dieser Zeit sich vorfinden. Solche Gräber befanden sich in einem natürlichen Sandhügel, der Löwenberg genannt, etwa 10 Minuten von Emmerich, dicht an der Landstrasse nach Rees. Hier wurden zu verschiedenen Zeiten beim Sandgraben Urnen mit Asche und Knochen entdeckt; sie lagen nicht tief im Boden unter einer schwarzen Erdschicht, waren weiss von dunkelgrauer Farbe, verschiedener Grösse und nicht sehr festem Stoffe; eine solche von etwa einem Fuss Grösse, weit und bauchig, mit Asche, Knochen und einigen metallenen Ringen, ist vor nicht langer Zeit nach Holland gewandert. Ebenso fand man ¼ Meile westlich von dem holländischen Städtchen s'Heerenberg, nahe bei dem Dorfe Stockum in einem kleinen natürlichen Hügel beim Kiesgraben einen Fuss tief unter der Oberfläche Urnen von graugelber Farbe, mit Asche und Knochen; sie lagen unter einer Schicht schwarzer Erde und waren mit einem flachen Steine zugedeckt.

Mit Rücksicht auf die veröffentlichten Ergebnisse meiner Untersuchungen über die beiden Befestigungspunkte Eltenberg und Montferland führe ich hier an, dass Hr. G.-Oberl. *Dederich* hierselbst vor kurzem auf dem Eltenberge aus altem Schutte ein Ziegelbruchstück hervorgezogen hat, das ich nach Form und Stoff für ein Fragment eines römischen Mauerziegels halten muss; es besitzt auf der einen Seite rautenförmige, durch einige feuchte Linien gebildete Figuren, wie es öfters auf römischen Bauziegeln zum bessern Festhalten des Mörtels vorkömmt. Wenn an einzelnen Stellen auf dem Berge, besonders in der Nähe der Kirche, wo vor 50 Jahren mächtige römische Fundamentmauern zu Tage gekommen sein sollen, unter Aufsicht eines Sachverständigen Ausgrabungen geschähen, würde die Ausbeute nicht zweifelhaft seiu. — Bei der jetzt vorgenommenen Anlage einer Strasse von Emmerich über s'Heerenberg nach Zütphen wurden in diesen Tagen zwischen s'Heerenberg und Montferland, gleich hinter ersterem Orte, Urnen entdeckt, von denen ich nur soviel erfahren konnte, dass sie mit Knochen gefüllt waren, und eine von ihnen nach Arnheim gekommen ist. Es wäre sehr zu wünschen, dass bei ähnlichen Gelegenheiten, insbesondere bei Vornahme der Erdarbeiten zu den Eisenbahnen, die Localbehörden mit vorzüglicher Sorgfalt darüber wachten, dass die von den Arbeitern zu Tage geförderten Alterthumsgegenstände unversehrt aufbewahrt und nicht, wie es wohl meistens geschehen ist, augenblicklich zerschlagen oder in fremde Hände gegeben würden.

Dr. I. Schneider.

3. Greifswald. Im achten Hefte der Jahrbücher ist Taf. 1. 2., eine schöne Bronzefigur einer sitzenden nackten Frau bekannt gemacht, und «vorläufig als fischende Venus» bezeichnet. Ich finde diese Bezeichnung durch die Stellung der Figur um so weniger gerechtfertigt, als mir das eigentliche Motiv derselben klar und deutlich ausgesprochen scheint. Es ist eine Badende, oder vielmehr eine die baden will. Sie hat sich so eben ausgezogen und sitzt am Ufer; den rechten Fuss lässt sie hängen, dass er so eben das Wasser mit den Zehen berührt. Die Empfindung, welche ihr das kalte Wasser gemacht hat, drückt sich in dem hinaufgezogenen linken Bein aus, als scheue sie die weitere Berührung; indess muss sie ja doch ins Wasser steigen, und so hält sie, um sich daran zu gewöhnen, die ausgebreitete Linke prüfend hine in. Alle diese Bewegungen drücken die ganz natürliche Scheu und Unentschlossenheit, sich in das kalte Wasser zu begeben, während man die Einwirkung der Luft behaglich spürt, naiv und reizend aus, und geben zugleich ein neues, so viel ich weiss, noch nicht nachgewiesenes Motiv ab. Ob die Badende aber eine Venus sei, das muss wohl auf sich beruhen. Otto Jahn.

4. Neuss. Unter der Leitung des Herrn Sanitätsraths Dr. *Jäger* sind die Ausgrabungen daselbst mit dem besten Erfolge fortgesetzt worden. Unser nächstes Heft wird darüber ausführlicher berichten.

5. Niederzissen. In der Nähe ist ein römisches Gebäude zu Tage gekommen, wovon im Heft X. gehandelt werden wird.

Berichtigungen und Zusätze.

Im Heft V und VI Seite 255 sind die Noten 3 und 4 vom Setzer verwechselt worden. — Ebendaselbst S. 267 Z. 16 ff. sind die in den Zahlen vorkommenden Irrthümer auf folgende Weise zu verbessern: « Achttausend Schritte (also ungefähr $3\frac{1}{2}$ Stunde) südlich von der Gocher-Haide war der Ort, wo Cäsar die Waffen nahm. Das war also bei Geldern an der Nierse. Viertausend Schritte südlicher, oder zwölftausend Schritte (d. i. 5 St.) vom germanischen Lager auf der Gocher-Haide u. s. w.

Im H. VIII S. 64 Z. 8 von unten ist statt überrheinischen zu lesen rheinischen; und Z. 6 von unten Monumente.

Eben lese ich in *Eichhorns* deutsch. Rechtsgesch. Bd. I S. 90 not. f., dass ich nicht der erste bin, welcher an der Richtigkeit der von mir im Heft VIII S. 63 besprochenen Stelle des Florus Anstoss genommen und eine Aenderung versucht hat. *Eichhorn* nämlich vermuthet, dass statt per Albim zu lesen sei per Amisiam. Es springt in die Augen, dass ich mit grösserm Rechte die Worte per Mosam verwandelt habe in per Amasiam.

Dederich.

H. VIII. S. 122 ist durch ein Versehen statt L. Verus, wie in der Handschrift des Verf. geschrieben war, dreimal C. Verus gedruckt worden. — Die das. S. 121 und 22. besprochene römische Inschrift des T. Iulius Saturninus steht jetzt in der gelehrten Abhandlung des Hrn. Dr. *Henzen* (Annali dell' Instit. di corrisp. arch. XVI. p. 87). Hr. *H.*, welcher die Trierer Inschrift nicht anführt, bezieht die Function des Procurators auf das Privatvermögen der Kaiser und der Faustina.

Zu H. IX. S. 131. Ueber die Gens Vedia, Veidia oder Veiedia vgl. *Henzen* a. a. O. S. 34 u. 92. L. U.

V. Chronik des Vereins.

Von aussen durch die zuvorkommende Begegnung gelehrter Gesellschaften und ausgezeichneter Männer ermuntert, im Innern von einer stets wachsenden Zahl von Mitgliedern unterstützt, schreitet der Verein auf der ursprünglich nicht ohne Schüchternheit betretenen Bahn freudig und erfolgreich fort; so dass er auch empfindliche Verluste zu verschmerzen sich im Stande sieht. Dahin gehört vor allen Dingen das durch Verlegung des Wohnorts veranlasste Ausscheiden zweier hochverdienten Mitglieder aus dem Vorstande, des Prof. *von Sybel*, jetzt in Marburg, und des Dr. *Düntzer*, jetzt Bibliothekars in Cöln. An die Stelle des Erstern wurde nach der durch Beschluss der General-Versammlung vom 9. Dezember 1844 dem Vorstande übertragenen Befugniss, „die etwa im Vorstande entstehenden Lücken durch Cooptation von Seiten des letztern zu ergänzen", Gymnasial-Oberlehrer *Freudenberg* dahier am 7. Januar d. J. zum Archivar des Vereins erwählt. Die Funktionen des am 14. April ausscheidenden Kassierers Dr. *Düntzer* übernahm einstweilen bis zur nächsten General-Versammlung der Unterzeichnete.

Den Geburtstag *Winckelmanns* am 9. December beging der Verein durch eine Zusammenkunft im Trierischen Hofe, worin, in Abwesenheit des auf einer italienischen Reise begriffenen Präsidenten Prof. *Welcker*, der Unter-

zeichnete die hervorragenden Eigenschaften des grossen Mannes und die Stellung des Vereins zur Archäologie zu schildern sich bemühte.

Die ordentliche General-Versammlung wurde in dem Museum vaterländischer Alterthümer am 3. August, dem Geburtstage Seiner Majestät des hochseligen Königes, welcher durch die Gründung jener Anstalt einen neuen Mittelpunkt für die Alterthümer der Provinz schuf, unter dem Vorsitze des Präsidenten Prof. *Welcker* abgehalten. Nachdem derselbe über den günstigen Stand des Vereins im Allgemeinen und der Unterzeichnete als stellvertretender Kassierer über die Finanzen den erforderlichen Bericht abgestattet hatte, ging man zu wissenschaftlichen Vorträgen über. Zuerst knüpfte Prof. *Welcker* an das in dem Programm des 9. December v. J. erläuterte Mosaik zu Cöln eine Abhandlung über die Porträtbildungen des Sophokles, welche er durch Vorzeigung der erhaltenen Denkmäler erläuterte. Insbesondere zog eine Doppelherme des Sophokles und Euripides die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich. Wir dürfen hoffen, im nächsten Hefte einen Aufsatz des Redners über dieselbe zu liefern. Darauf handelte der Unterzeichnete über die vor Kurzem hier entdeckten römischen Grabdenkmäler (vgl. oben S. 129-150) und Dr. *Lersch* über eine Elfenbeintafel der Aachener Münsterkirche (vgl. oben S. 100-115). An seine Darstellung reihten sich kunstgeschichtliche Bemerkungen des Prof. *Kinkel.* Sanitätsrath Dr. *Jaeger* aus Neuss gab eine Uebersicht der Formen von römischen Gräbern, welche er bei den Ausgrabungen um Neuss beobachtet hatte. Endlich zeigte Oberlehrer *Freudenberg* eine Zeichnung von der romanischen Kirche Ravengirsburg, die nach seiner Auseinandersetzung in das 13. Jahrhundert gehört. Wir werden im nächsten Hefte darauf zurückkommen. Geheime-Bergrath und Prof. *Nöggerath* sprach zuletzt über die in Gemeinschaft mit dem

Unterzeichneten geführte Ausgrabung eines merkwürdigen Gräberfeldes bei Altenrath nicht weit von der Agger, welches bei näherer Betrachtung der im Museum aufbewahrten Urnen von der Versammlung als germanisch erkannt wurde.

Die Wahl des Vorstandes fiel auf die bisherigen Mitglieder und für die erledigte Stelle des Kassierers auf den Lic. *Wilhelm Krafft* dahier, welcher sich eindringlich mit numismatischen Studien beschäftigt hat. Endlich wurde der Geheimerath *Sulpiz Boisserée* dem Vorstande als Ehrenmitglied hinzugesellt.

Letztere Wahl namentlich ermuthigt den Vorstand zur Ausführung eines lange gehegten Vorsatzes, welchem die Versammlung ihre Zustimmung ertheilte.

So lange es darauf ankam, sich allmälig eine feste Stellung zu begründen und das Vertrauen des Publicums zu erwerben, schien es dem Vorstande zweckmässig, die Bestrebungen des Vereins zunächst auf ein Gebiet zu beschränken, welches leichter zu beherrschen und zu übersehen war und durch die allgemeine Vernachlässigung einer thätigen Aufhülfe ganz besonders bedurfte. Jetzt aber ist es Zeit, einen Schritt darüber hinaus zu thun. Es ist unsere Absicht, von jetzt an auch die Kunst-Denkmäler des Mittelalters in den Kreis unserer Forschungen aufzunehmen. Die Ufer des Rheins und seiner Nebenflüsse sind mit einem Kranze der herrlichsten Gebäude bedeckt; von Werken der übrigen Kunstzweige sind viele in grösseren Sammlungen zugänglich, manche noch in Privathäusern und abgelegenen Gegenden verborgen. Reich ist die Saat, und der kundigen Schnitter gibt es in unseren Landen nicht wenige. Sie alle werden freundlich eingeladen, Hand an das Werk zu legen. Gleich das nächste Heft, dessen Druck wir noch in diesem Jahre zu bewerkstelligen hoffen, wird neben den Denkmälern des Alterthums auch mittelalterliche

Gegenstände behandeln, und von nun an antike und christliche Kunst gleichmässig in unsern Jahrbüchern vertreten sein.

Mögen die freundlichen Wünsche und Hoffnungen, welche nach Beendigung der General-Versammlung bei einem heitern Mahle im Königlichen Hofe ausgesprochen wurden, in Erfüllung gehen! Möge die steigende Theilnahme der Rheinländer den Verein auch zu grösseren Unternehmungen, zu thätiger Unterstützung nützlicher Bestrebungen, zur Erhaltung kostbarer Denkmäler, welche leider oft ihrer Heimath entfremdet werden, befähigen.

Bonn, den 6. October 1846.

Im Namen des Vorstandes
Prof. Dr. Urlichs.

Verzeichniss der Mitglieder.

Ehrenmitglieder.

Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich von Preussen.

Seine Hoheit der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Seine Excellenz der Minister der Geistlichen, Unterichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Geh. Staatsminister Herr Dr. Eichhorn in Berlin.

Seine Excellenz der Geh. Staats- und Cabinets-Minister Freiherr von Bodelschwingh-Velmede in Berlin.

Seine Excellenz der Oberpräsident der Provinz Westphalen, Geheime Staatsminister Herr Flottwell in Münster.

Seine Excellenz der wirkliche Geheime-Rath und Königlich Preuss. ausserordentliche Gesandte und bevoll-

mächtigte Minister am Königl. Grossbritannischen Hofe, Herr Dr. Bunsen in London.

Der Generalpostmeister, Herr von Schaper in Berlin.

Der Generaldirector der Königlichen Museen, Geheime Legationsrath Herr Dr. von Olfers in Berlin.

Der Geh. Ob.-Reg.-Rath, Herr Dr. J. Schulze in Berlin.

Der Geheime Oberregierungsrath, Curator und ausserordentliche Regierungsbevollmächtigte, Herr Dr. von Bethmann-Hollweg in Bonn.

Der Berghauptmann, Herr Dr. von Dechen in Bonn.

Herr Professor Dr. Böcking in Bonn.

Ordentliche Mitglieder.

Aachen. Stadtbaumeister Ark. Oberpostsecretär J. Claessen. Bauinspector Cremer. Dr. Kribben, Director der h. B. Candidat Meyer. G-O-L. Dr. Menge. *G-O-L. Dr. Jos. Müller. Regierungs-Rath Ritz. Professor Carl Schmidt. Regierungspräsident von Wedell. Vicar Weidenhaupt. Reg.-Secret. Weitz. — *Amsterdam.* Staatsrath Dr. P. A. Brugmans. — *Arnheim.* Archivar J. A. Nyhoff — *Arnsberg.* G-O-L. Pieler. — *Basel.* Prof. Dr. Gerlach. *Prof. Dr. Vischer. — *Bedburg.* Dr. Seul, Director der Ritteracademie. — *Berlin.* Geh. Finanzrath Camphausen. Prof. Dr. Gerhard. Prof. Dr. Lachmann. Prof. Dr. Panofka. Prof. Lic. Piper. Baurath v. Quast. Legationsrath Dr. Alfred Reumont. — *Bern.* Bibliothecar Dr. A. Jahn. — *Bonn.* Prof. Dr. Arndt. Prof. Dr. Aschbach. Geh.-Rath Boisserée. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Brandis. Professor Dr. Braun. Prof. Dr. Budde. Prof. Dr. Dahlmann. Reg.-Rath Prof. Dr. Delbrück. Revd. Fairles. Repetent Dr. Floss. G.-O.-L. Freudenberg. Hohe, academ. Zeichenlehrer. Dr. Heimsoeth. Dr. Humpert. Kaufmann Jung. Alex. Kaufmann. Prof. Dr. Kin-

kel. Oberbergrath Dr. Koch. Lic. W. Krafft. Dr. Krosch. H. v. Lassaulx, Ingenieur. Dr. Lersch. Prof. Dr. Loebell. A. Marcus. Prof. Dr. Mendelssohn. Oberbergrath Martins. Frau Mertens-Schaaffhausen. Geh. Bergr. Prof. Dr. Nöggerath. Prof. Dr. Ritschl. Domcapitular Prof. Dr. Scholz. Prof. Dr. Schopen. Dr. Simrock. Prof. Dr. Urlichs. Prof. Dr. Welcker. Gymnasial-Lehrer Werner. Dr. Wolff sen. — *Breslau.* Prof. Dr. Ambrosch. Prof. Lic. Friedlieb. — *Brüssel.* *Prof. Dr. C. P. Bock. Freiherr von Reiffenberg. — *Carlsruhe.* Prof. Hochstetter. *Ministerialrath Dr. Zell. — *Calmar.* Provinzialarzt Dr. Eckermann. — *Cleve.* Director Dr. Helmke. — *Coblenz.* Referendar Eltester. Bauinspector v. Lassaulx. G.-Director Dr. Klein. Referendar S. Longard. — *Cöln.* Blümeling, L. a. d. h. B. Bibliothekar Dr. Düntzer. Buchhändler F. C. Eisen. J. M. F. Farina. P. J. Grass. G.-Direc. Dr. Knebel. W. Kühn. G.-O.-L. Kreuser. Lenhart. Peter Leven. Stadtrath De Noël. *G.-O.-L. Dr. Pfarrius. G.-O.-L. Pütz. Regimentsarzt Dr. Randenrath. G.-Lehrer Dr. Saal. Baumeister Weyer. Regierungs- und Baurath Zwirner. — *Crefeld.* *Rector Dr. Rein. — *Daleyden.* (Kreis Prüm). Pfarrer Bormann. — *Darmstadt.* Oberstudienrath Dr. Dilthey. — *Deventer.* P. C. Molhuysen. *Dormagen.* Jacob Delhoven. — *Dortrecht.* S. H. v. d. Noordaa. — *Dresden.* Geh. Kirchenrath Hübel. Dr. G. Struve. — *Dürrbossla* (bei Jülich). Pfarrer Lic. Blum. — *Düsseldorf.* G.-O.-L. Honigmann. Pfarrer Krafft. — *Edinburg.* Dr. Schmitz. *Eisleben.* Dr. Gräfenhan. — *Elberfeld.* Dr. Belz. — *Emmerich.* G.-O.-L. Dederich. *G.-Direc. Dr. Dillenburger. Dr. Klein. — *Essen.* G.-Direc. Prof. Dr. Wilberg. — *Freiburg.* Prof. Dr. H. Schreiber. — *Gent.* Prof. Dr. Roulez. — *Gienecken.* Prosper Cuypers. — *Giessen.* Prof. Dr. Osann. — *Gladbach.* Landrath von der Straeten. — *Göttingen.* Prof. Dr. K. F. Hermann. Prof. Dr. Wieseler. — *Greifswalde.* Prof. Dr. Jahn. — *Grevenbroich.* Dr. De Witt. — *Groningen.* Dr. H. O

Feith. — *Gustorff* (bei Grevenbroich). Bürgermeister Sinsteden. — *Haag.* Kammerherr Freiherr von Estorf. Dr. G. Groen van Prinsterer. — *Halle.* Prof. Dr. Jacob. — *Hannover.* Subconrector Dr. C. L. Grotefend. — *Havert* (bei Heinsberg). Pfarrer Goerten. — *Heidelberg.* Prof. Dr. Gervinus. Prof. Dr. Häusser. — *Hemmen.* Prediger O. G. Heldring. — *Hersfeld.* G.-Director Münscher. — *S. Ingbert.*] (bei Saarbrücken) Hüttenbesitzer Friedrich und Heinrich Krämer. — *Kirn.* Pfarrer u. Rector Schneider. — *Kohlscheid* (bei Aachen). Vicar Baumgarten. — *Kreuznach.* G.-O.-L. Dr. Steiner. — *Leyden.* Dr. J. Bodel-Nyenhuis. *Dr. L. J. F. Janssen, Conservator des K. Museums der Alterthümer. Dr. C. Leemans, Director des K. Museums der Alterthümer. Dr. De Wal. — *Leuwarden.* Dr. J. Dirks. Dr. M. De Haan Hettema. — *Haus Lohe* (bei Werl). Dr. Scholten. — *Manchester.* Heywood. — *Mannheim.* *Hofrath Prof. Graeff. Prof. Rappenegger. — *Marburg.* Prof. Dr. v. Sybel. — *Meurs.* Conrector Seidenstücker. — *Middelburg.* Dr. S. De Wind. — *Münster.* *Prof. Dr. Deycks. — *Münstereifel.* *G.-Director Katzfey. G.-O.-L. Rospatt. — *Naumburg.* Geh.-Reg.-Rath Lepsius. — *Neunkirchen* (bei Saarbrücken) Hüttenbes. Carl Stumm. — *Neuss.* Jos. Holter. Major von Homeyr. *Regimentsarzt und Kreisphysicus Sanitätsrath Dr. Jäger. J. B. Ibels. Josten. Landrath O. B. Loerick. Apotheker Sels. — *Nimwegen.* *Ritter Guyot. — *Osnabrück.* Stadtrichter Dr. Pagenstecher. — *Ottweiler.* Pfarrer Hansen. — *Auf der Quint* (bei Trier) Hüttenbesitzer u. Commercienrath Adolph Kraemer. — *Rastatt.* Prof. Grieshaber. — *Rheindorf.* (Decanat Solingen) Pfarrer Prisac. — *Roermond.* Ch. Guillon. Clement Guillon. — *Rottenburg.* Bisthumsverweser von Jaumann. — *Saarburg.* Dr. Hewer. — *Saarbrücken.* Geh. Bergr. Böcking. *Fabrikbesitzer Ed. Karcher. — *Schönecken* (bei Prüm). *Wellenstein. — *Siegburg.* Lehrer G. Brambach. — *Speier.* Prof. *R. Jäger. — *Stuttgart.* Hofdomainenrath

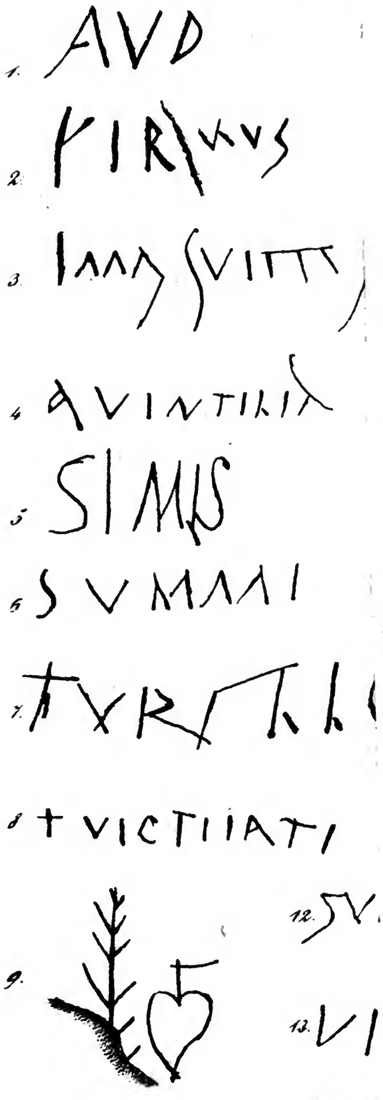
von Gock. Topograph Paulus. Bibliothekar Prof. Stälin. — *Trarbach.* Rector Dr. Stäffler. *C. Rumpel. — *Trier.* Geh. Reg.-R. Baersch. W. Chassot v. Florencourt. Dr. Hilgers. Pfarrer Martini. Dr. Montigny. Weihbischof Domcapitular Dr. Müller. *Architekt Chr. Schmidt. G.-O.-L. Schneemann. Dr. J. Schneider. Staatsprocurator Schornbaum. Pfarrer Schue. — *Tübingen.* *Prof. Dr. Walz. — *Utrecht.* Dr. A. van Beck. Freiherr Beeldsnyder van Voshol. *Prof. Dr. van Goudoever. Prof. Dr. Karsten. Prof. Dr. Visscher. — *St. Wendel.* *Landrath und Regierungsrath Engelmann. — *Wesel.* Prof. Dr. Fiedler. — *Wiesbaden.* Cônrector Dr. Rossel. — *Würzburg.* Prof. Dr. H. Müller. — *Wyk* (bei Duurstede). Baron van Ittersum. — *Xanten.* Notar Houben. — *Zoelmond.* Van der Veur.

Vusserordentliche Mitglieder.

Auchen. Arnold Förster, Lehrer an der höhern Bürgerschule. — *Cöln.* Bauconducteur Felten. — *Dielingen.* Dr. Arendt. — *St. Goar.* Friedensrichter Grebel. — *München.* C. H. Correns.

Gesammtzahl: 12 Ehrenmitglieder, 204 ordentliche, 5 ausserordentliche Mitglieder.

Das Verzeichniss der Geschenke erfolgt im nächsten Hefte.



Schrift

v. Henry & Cohen Bo

224

vo
Tr
Re
Pf
Dr.
Dr.
Sc
A.
Dr.
—
—
Ro
Du
ben

sch
Ar
C.

5 a

Da

1.

2.

3.

4.

1. Hesione 2.–4. Glasgefässe.

Lith. Inst. d. R. F. W. Univ. v. Henry & Cohen Bonn

Etruskischer Sarkophag aus Mañheim.

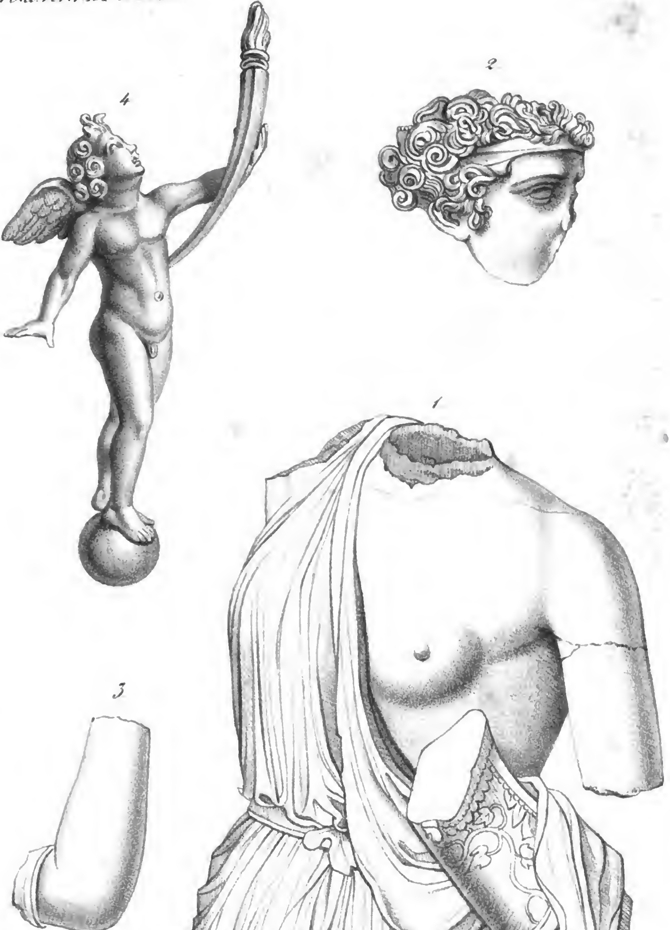
Lith. Inst. d. R. F. W. Univ. v. Henry & Cohen in Bonn.

Taf. V.

1.

4.

1.-3. Jup



1-3. Amazone aus Trier. 4 Amor aus Cöln

Lith. Inst. d. R. P. W. Univ. v. Henry & Cohen in Bonn

Digitized by Google

Hohe del.

Lith. Inst. d. R. F. W. Univ. v. Henry & Cohen in B.

JAHRBÜCHER

des

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

im

RHEINLANDE.

X.

Mit acht lithographierten Tafeln.

Bonn,
gedruckt auf Kosten des Vereins.
Bonn, bei A. Marcus.
1847.

JAHRBÜCHER

des

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

im

RHEINLANDE.

X.

Mit acht lithographierten Tafeln.

Bonn,
gedruckt auf Kosten des Vereins.

Bonn, bei A. Marcus.

1847.

Digitized by Google

I. Chorographie und Geschichte.

1. Römiſches aus dem Großherzogthum Baden und der angrenzenden Rheinpfalz.

A. Auf dem rechten Rheinufer.

Klein-Kembs. Im badischen Oberlande liegt ein kleines Dorf nahe am Rhein, Klein-Kembs genannt. In der Nähe dieses Dorfes wurde im Laufe dieses Jahres in Folge des Eisenbahnbaues eine grosse Schale (patera) von schwarzer Erde und eben ein solcher Aschenkrug, auch von beträchtlicher Grösse, ausgegraben. Auf der andern Seite des Rheins, diesem Dorfe gerade gegenüber, liegt Gross-Kembs, das auf der Peutingerschen Tafel an der Rheinstrasse von Vindonissa über Augusta Rauracorum nach Argentoratum bezeichnete Cambes der Römer.

Wiesenthal. Auf der Gemarkung dieses Dorfes, in der Richtung gegen Philippsburg hin, wurde vor nicht gar langer Zeit eine wohlerhaltene römische Goldmünze, 9 Fl. 6 X. im Goldwerth haltend, gefunden.

Auf dem Avers steht um das mit dem Lorbeerkranze geschmückte Kaiserhaupt: Nero Caesar Augustus; auf dem Revers ist Jupiter sizzend dargestellt, in der Rechten die Blitze und in der Linken einen Speer haltend, mit der Umschrift Iuppiter Custos. Es ist zu vermuthen, dass diese Umschrift auf die Pisonische Verschwörung hindeute und die Münze ungefähr ums Jahr 818 nach Erb. d. St. Rom vom Kaiser Nero aus Dankbarkeit für die Rettung aus der ihm damals drohenden Gefahr dem Jupiter zu Ehren geprägt worden sei; wie der Kaiser auch den Dolch, der bestimmt war, seinem Leben ein Ende zu machen, diesem schützenden Gott mit der Inschrift: Iovi Vindici, auf dem Capitolium geweiht hat:

Tacit. Annal. XV. 50 und 74. Eckhel, Doctr. num. vet. VI. p. 272.

Wallstadt. Bei diesem Dorfe wurden mehrere Kupfermünzen von verschiedenen Kaisern, ein silberner Marcus Aurelius Antoninus und ein ganz grosses Ossuarium von schwarzer Erde in einem Sandhügel ausgegraben.

Käferthal. In diesem von Wallstadt nicht gar weit entfernten Dorfe wurden bei Ausgrabung eines Brunnens theils noch ganze Gefässe, theils Bruchstücke aus rothem, fein geschlemmtem Thon mit verschiedenen Verzierungen von Laubwerk und Figuren, namentlich mit dem auf solchen Geschirren häufig vorkommenden flüchtigen Hasen, gefunden.

Friedrichsfeld, ehemals Neudorf, eine französische Colonie. Bei diesem Orte, wo die Main-Neckarbahn in die beiden Richtungen nach Mannheim und Heidelberg ausläuft, musste eine im unangebauten Felde liegende Erderhöhung durchschnitten werden. Bei diesem Geschäfte stiessen die Arbeiter auf mehrere in ziemlicher Ordnung nebeneinander liegende Skelette von menschlichen Körpern; bei denen man verschiedene Werkzeuge und Geräthschaften von Eisen fand, die zum Theil germanischen Ursprungs zu sein schienen. Einige römische Aschenkrüge von mittlerer Grösse, aus grauem Thon, ziemlich roh gearbeitet, waren im Kreise aufgestellt, wurden aber beim Ausgraben, wie gewöhnlich, grösstentheils zerschlagen. Hier erscheint Römisches und Germanisches neben einander, wie es bei einer frühern Ausgrabung im Schwetzinger Garten auch schon vorgekommen ist. Man hat früher nicht begreifen können, dass die Strecke zwischen Altaripa (Altrip) bis Lupodunum (Ladenburg) so wenig Ausbeute geliefert, da doch gewiss ehedem eine Strasse zwischen beiden Stationen bestanden hat. Erst in neuerer Zeit hat man in diesen Gegenden Spuren von Niederlassungen gefunden, und gewiss schliesst noch ein und der andere Hügel in diesen Feldern manches Denkmal aus den Zeiten der Römerherrschaft in sich.

Hockenheim. Ungefähr eine Stunde von diesem Dorfe, in der Richtung gegen Speier, die alte Civitas Nemetum, wurden auf einem sehr ausgedehnten Wiesengrunde, früher zum grössten Theil nur Sümpfe und Moräste, verschiedene Nivellierungen vorgenommen, um durch Entwässerung einerseits, und durch Zuleitung von Wasser andererseits, besseres Feld zu gewinnen. Bei diesen Arbeiten fand man in einer Gegend, wo sich bisher noch keine Spur einer alten Strasse gezeigt, verschiedene römische Ueberbleibsel.

Bei Abhebung einer etwas höher gelegenen Stelle, Speier gerade gegenüber, stiessen die Arbeiter auf grosse Steine, die als schon behauene Quader weggefahren und zu verschiedenen Bauten verwendet wurden. Im Verlauf der Zeit kamen noch verschiedene Gegenstände zum Vorschein.

1) Ein römischer Votivstein, aus gelblicht weissem, grobkörnigem Sand, wie er in den Gebirgen auf dem linken Rheinufer häufig vorkommt, mit folgender Inschrift:

V I S V C I O 136.
M E R C V R I.
S E N I L I S
M A S. S. F.
V. S. L. L. M.

Visucio Mercurio, Senilis Massiliensis, Senilis filius, votum solvit lubens libens (od. *lib. laetus*) *merito.*

Dieses ist nun das zweite Monument, auf welchem Mercur mit dem Beinamen Visucius vorkommt, das in unserem Lande gefunden wurde, und wir haben einen Beweis mehr, dass hier eben so wenig, wie bei dem zu Köngen in Würtemberg gefundenen Steine mit demselben Prädicate, an einen Weschnitzgott zu denken sei, wie man beim ersten Funde, der diesen Beinamen nennt, zu glauben versucht war.

Der Gelübdentrichter Senilis, aus Marseille gebürtig, scheint diesen, besonders zu Visontio, dem heutigen Besançon,

verehrten Gott als eingewanderter Colonist aus seiner Heimath mit herüber gebracht zu haben. Diese Ara ist 1 Fuss, 7 Zoll hoch, 7½ Zoll breit und hat eine sehr gefällige Form.

2) Unter diesem Steine fand man zwei noch wohlerhaltene Silbermünzen, eine von Gordian III. und die andere von Kaiser Philippus.

Die erste hat um das mit der ausgezackten Imperatoren-Krone geschmückte Haupt die Umschrift: Imp. Gordianus, Pius, Felix Augustus; auf dem Rev. ist Jupiter mit einer Lanze in der Rechten und den Donnerkeilen in der Linken mit der Umschrift: Iovi Statori. Die andere hat mit auf dieselbe Art geschmücktem Haupte die Umschrift: Imp. M. Iulius Philippus Augustus, und auf dem Revers die aufrecht stehende Göttin der Gerechtigkeit mit der Wage in der Rechten und mit der Umschrift: Aequitas Augusti.

Daraus geht hervor, dass der Stein nicht vor dem Jahre 244 gesetzt worden, weil Philipp in diesem Jahre erst zur Regierung gelangte, welche bis zum Jahre 249 dauerte.

3) Der obere Theil einer Ara von niedlicher Form, mit der gewöhnlich oben zu Libationen angebrachten Vertiefung. An der obern Ausladung sind unter einem Dreiecke noch Reste von Buchstaben sichtbar, die den Namen der Gottheit ausdrückten, welcher die Ara geweiht war. Von der darunter stehenden Inschrift ist noch deutlich zu lesen:

137. . . . .

D O M I T A

F A C V N D

I N . . . . .

. . . .

Das Uebrige ist abgeschlagen. Wahrscheinlich: *Mercurio, Domitianus Facundinius* oder *Facundinus* . . .

Der Stein ist ohne die Ausladung 1 Fuss breit; weissgelber Sandstein, wie der obige. Jetzt im Antiquarium zu Mannheim.

4) Eine Votivtafel von Bronze mit der Inschrift:

138. D E A E

S I R O N A E

CL. MARIANVS.
V. S. L. L. M.

Deae Sironae Claudius Marianus votum solvit lubens libens merito.

Wie diese Metallplatte hierher kam, ist unbegreiflich, indem nichts dabei gefunden wurde, woraus man auf ihre frühere Bestimmung hätte schliessen können. Dieses ist die erste Inschrift, welche in unserem Lande von der ursprünglich celtischen Göttin Sirona Kunde gibt. Früher wurde eine Inschrift mit diesem Namen bei Nierstein und eine andere zu Gross-Botwar in Würtemberg gefunden. Nach dieser Inschrift kommt diese Göttin auch in Gesellschaft des Apollo vor und scheint mit der römischen Diana als Beschützerin der Bäder ziemlich assimiliert gewesen zu sein.

5) Ein sehr schöner, aus Sandstein gebildeter Löwe, auf den Hinterfüssen stehend, den Kopf nach den ausgestreckten Vorderfüssen abwärts gesenkt; wie wenn er auf eine erwartete Beute lauernd zum Sprunge bereit wäre.

6) Ein sehr schönes Bronzefigürchen, den geflügelten Amor mit ausgestreckten Armen vorstellend. Die linke Hand ist geschlossen, und eine kleine Oeffnung zwischen dem Daumen und Zeigefinger lässt vermuthen, dass er etwas in der Hand gehalten. Während ähnliche Figuren überall mit kurz gelocktem Haupte abgebildet sind, so fallen bei diesem schönen Knaben die Haare von einem Knoten auf dem Scheitel in langen gewundenen Locken bis über die Schultern herab. Die Figur hat viel Aehnlichkeit mit der in diesen Jahrbüchern Heft IX. S. 155. beschriebenen und Tafel V. 4. abgebildeten Cölner Bronze.

Die Gegenstände Nro. 4. 5. und 6. sind im Besitz Sr. H. des H. Markgrafen Wilhelm von Baden.

7.) Eine Menge Eisengeräth. Darunter Beschläge von Wagen oder Pflügen, Pferdegebisse, Lanzenspitzen und grosse Nägel, wie sie oft vorkommen; ein spitziges Instru-

ment, in einen grossen Haken gekrümmt, welches sichtbar früher an einem Schaft befestigt war.

8) Münzen von Erz, die aber grösstentheils so zerstört sind, dass wenig mehr daran zu erkennen ist. Die noch gut erhaltenen sind meistens in die Hände der Juden gerathen. Sämmtliche Gegenstände lagen keine zwei Fuss tief unter der Erde.

Ladenburg. Das alte Lupodunum liefert immer noch reichliche Ausbeute an Ueberresten aus den Zeiten der Römerherrschaft in unserer Gegend. So wurde im vorigen Jahre der Stadt gegenüber, auf dem linken Neckarufer, 13 Fuss tief unter einer Kiesbank, die in Folge des Brückenbaues abgehoben wurde, ein 5½ Fuss hoher und 1¾ Fuss breiter Grabstein, aus weissgrauem Sande, ausgegraben, mit dieser Inschrift:

139. D. M.
PARIDIVII
EVTYCHAS
DISP. BENE
MERENTI
F. C.

Diis Manibus, Paridi Septimo Eutychas Dispensatori bene merenti, faciendum curavit. So hat H. Hofrath *Zell* die Inschrift gelesen, in der er aus der Zahl VII. einen Zunamen machte. *Creuzer* suchte darin die Zahl einer Legion oder Cohorte, wovon aber keine Spur zu finden ist. Er hat nachgewiesen, dass diese Namen zu Athen und Sparta bekannt waren und auf griechischen Inschriften vorkommen, und er glaubt, dass von diesen zwei griechischen Sklaven oder Freigelassenen Paris als Rechnungsführer oder Kassier bei einer Cohorte oder sonst einer Abtheilung angestellt gewesen sei, weil dergleichen Freigelassene oft in den Provinzen zu solchen Geschäften verwendet wurden. Ich habe die Inschrift in der Beilage zum Herbstprogramm des Mannheimer

Lyceums von 1846 unter Nro. 55 mitgetheilt, ohne jedoch die richtige Lesart gefunden zu haben. Im Frühlinge dieses Jahres stiess man beim Pflügen eines Ackers, ganz nahe hinter dem Wirthshause zum „Lustgarten“ auf unterirdisches Gemäuer, welches der Eigenthümer des Ackers ausbrechen liess. Bei dieser Arbeit kamen 64 Stück römische Silbermünzen zum Vorschein, welche unter einem Steine beisammen lagen, wie wenn sie ehemals gerollt gewesen wären. Sie reichen von den Antoninen bis auf Trajanus Decius. Darunter sind 6 von Antoninus Pius; 1 Marcus Aurelius; 6 Septimius Severus; 4 Caracalla; 2 Plautilla; 1 Elogabalus; 1 Julia Soaemias; 3 Julia Maesa; 15 Alexander Severus; 5 Julia Mammaea; 10' Gordian III; 8 Philipp I; 1 Trajanus Decius. Die übrigen sind so zerstört, dass sie mit Sicherheit nicht mehr bestimmt werden konnten. S. K. H. der Grossherzog von Baden hat sie sämmtlich angekauft.

Später wurden, in Folge der Erdförderung zum Eisenbahnbau, bei Abgrabung eines Hügels verschiedene Anticaglien gefunden, worunter 1) eine Urne aus schwarzem Thon 7″ 4‴ hoch; im obern Durchmesser 7″ 2‴, mittlerer Durchmesser 1 Fuss, der untere 3″.

2) Zwei Urnen aus grauem Thon 5″ hoch; oberer Durchmesser 7″ 6‴, mittlerer 8″ 8‴, unterer 3″.

3) Eine Urne aus demselben Thon 8″ 6‴ hoch; oberer Durchm. 5″, mittlerer 8″, unterer 3″ 6‴.

4) Zwei Schüsseln oder Schalen, eine grosse und eine kleine aus schwarzer Erde.

Diese noch ganz erhaltenen Gefässe waren mit Knochen, Branderde und verschiedenem Eisenwerk angefüllt; namentlich mit Lanzenspitzen, von denen viele gebogen waren, damit sie in die Gefässe eingelegt werden konnten.

5) Eine Masse von zerbrochenen Gefässen aller Art, worunter mehrere Bruchstücke von der ganz grossen Amphora waren.

6) Küchengeschirr; darunter eine ziemlich gut erhaltene Seihe aus Messing, Messer von verschiedener Grösse und Form, mitunter sehr zierlich gearbeitet.

7) Mehrere Scheeren, vollkommen geformt wie die heut zu Tage noch gebräuchlichen Schafscheeren. Diese lagen meistens bei den gebogenen Lanzen in den Ossuarien.

8) Acht Stück ganz gut erhaltene Agraffen (Fibulae) von verschiedener Form und Grösse; einige sind sehr schön verziert.

9) Verschiedenes Eisen, Beschläge, Buckeln und andere Zierrathen.

Nicht weit von der Mauer, wo die oben verzeichneten Münzen gefunden wurden, näher gegen das Neckarufer, wurde ein ehemaliges Lagerhaus zu einer Wohnung umgeändert. Bei Ausgrabung des Kellers stiessen die Arbeiter auf eine 6 bis 7 Fuss breite Mauer, die quer durch das Gebäude, in der Richtung nach der Stadt hin zieht. Die Arbeiter konnten mit aller Mühe und mit allen möglichen Instrumenten die beabsichtigte Ausgrabung kaum durchführen. Die mir vorgezeigten Bruchstücke dieser Mauer waren offenbar von dem bekanntlich sehr festen, häufig mit zerstossenen Ziegelsteinen vermischten römischen Cement. Aus der Richtung dieser gewaltigen Mauer, die auf eine Verbindung mit jener in der Nähe des ehemaligen bischöflichen Palastes vorbeiziehenden hindeutet, darf man wohl mit Grund vermuthen, dass noch sehr bedeutende Substructionen in der Umgebung von Ladenburg verborgen liegen.

S t a d t B a d e n. Beim Abbruche des alten Ueberbaues über der warmen Quelle kamen Reste von einem ausgedehnten römischen Paviment zum Vorschein, und beim Einlegen der Röhren zur Gasbeleuchtung fand man in der Erbprinzenstrasse das Fragment einer römischen Steinschrift, deren Buchstaben eine bedeutende Grösse haben. Allein viel

wichtiger als dieses ist die Entdeckung einer Substruction in der Nähe des Frauenklosters, wo man erst kürzlich noch wohl erhaltene Reste eines weitläufigen römischen Gebäudes mit mehreren Gemächern, in denen der Mauerbestich geschliffen und bemalt erscheint, gefunden hat. Die Einrichtung der Wärmeleitung weicht von der in gewöhnlichen Wohnungen bedeutend ab und ist in ihrer Art wirklich merkwürdig. Carlsruher Zeitung Nro. 325.

Mörsch bei Ittlingen. Bei Anlegung eines neuen Friedhofes fand man in einer Tiefe von mehreren Fuss Spuren alten Mauerwerks nebst vielen Bruchstücken von Töpfergeschirr aus rother Erde; ferner einen grossen, aus fremdartiger Sandsteinart gefertigten Tisch von 4′ Höhe; die zwei Zoll dicke runde Platte hält 3′ 2″ im Durchmesser. Der Fuss in Säulenform ist sehr schön gearbeitet. Die Bruchstücke konnten leicht wieder zusammen gesetzt werden. Schriften des Alterth. Vereins für das Grossherzogth. Baden. Jahrg. II. S. 208.

B. Auf dem linken Rheinufer.

Nicht sehr weit unterhalb Altrip, einer ehemals nicht unbedeutenden römischen Niederlassung, wie frühere Ausgrabungen nachwiesen, und wie die im vorigen Jahre bei dem ungewöhnlich niedern Wasserstande des Rheins sichtbar gewordenen Ruinen zeigten, ergiesst sich ein kleines Flüsschen, Rehbach genannt, in den Rhein. Unweit der Mündung dieses Bachs, der die Gemarkung des Dorfes Rheingönheim durchfliesst, ändert derselbe seinen östlichen Lauf und wendet sich dem Rheine entlang nach Norden. Der durch diese Wendung gebildete Winkel ist im Verhältniss zum übrigen Felde ziemlich höher und als Ackerfeld benutzt. Umher liegende Scherben erregten meine Aufmerksamkeit, und beim Durchwandern dieser Grundstücke fand ich eine solche Masse von zerbrochenen Gefässen aus rother und schwarzer Erde, wie sie mir noch selten

vorgekommen. Reste von grossen Amphoren, Aschenkrügen und Leistenziegeln liegen in weitem Umfange umher; eben so auch von kleinen, niedlichen Gefässen für den Hausgebrauch aus geschlemmter rother Erde mit feiner Glasur und Spuren der schönsten Verzierungen. Noch grösser ist die Anzahl dieser rothen Scherben im Flussbette selbst; der Grund des Baches ist an einer Stelle in der Nähe der Brücke gänz damit bedeckt. Von Fischern wurden schon ganze Gefässe verschiedener Art aufgefunden, darunter ein schön verzierter Krug von grauer Erde, rothe Schalen und schöne Bruchstücke von Gläsern, u. d. gl. Das Bemerkenswertheste unter diesen Anticaglien ist wohl eine sehr geschmackvoll gearbeitete Agraffe (Fibula) nebst einem Kettchen mit einem emaillierten Plättchen.

Von Altrip führt ein Weg durch den Wald über eine Brücke des Baches, welche im Munde des Volkes immer noch die Krahnenbrücke heisst. Unmittelbar an dieser Brücke erhebt sich der Weg nach den Feldern, die in dem oben genannten Winkel liegen. Links und rechts dieses Weges, unfern der Brücke, wo sich die unzähligen Gefässtrümmer finden, war offenbar ehedem eine nicht unbedeutende römische Niederlassung, denn ich konnte die Substructionen eines grossen länglichten Vierecks ganz genau verfolgen, und an einer Stelle liegen sogar die Fundamentmauern noch zu Tage, an denen der römische Cement nicht zu verkennen ist. Von Ortsbewohnern habe ich erfahren, dass man auf dieser Stelle früher häufig Steine zum Bauen ausgegraben habe, und dass man bei dieser Gelegenheit auf den innern Seiten der Mauern auf eine Masse von Branderde, Kohlen, Knochen, Geschirrtrümmer aller Art gestossen sei. Ebenso hat man auch Spuren einer ehemaligen Römerstrasse gefunden, welche theilweise in der Richtung des jetzigen Weges hinzog. Etwas weiter gegen Süd-West, ebenfalls im angebauten Felde, kommen ganz ähnliche Erscheinungen

vor, wie hier; so dass man annehmen kann, dass diese beiden Niederlassungen mit der Statio militum Martensium zu Altaripa (Altrip) mit der sie einen spitzen Winkel bilden, wenn auch nicht zu einem militärischen Zwecke, doch wenigstens als bürgerliche Niederlassung in Verbindung gestanden haben. Die in so grosser Anzahl vorkommenden Ueberreste von zerbrochenen Gefässen auf den Feldern und in der Tiefe des Baches könnten auf die Vermuthung führen, dass hier wie bei Riegel und Selz (Saletio), wo ebenfalls ein Praefectus (militum Pacensium) stationiert war, der, wie jener zu Altaripa, unter dem Dux von Moguntiacum stand, ehemals eine Geschirrfabrik gestanden, welche von den Alemannen zerstört worden ist.

In einem Torfstiche bei Oggersheim, in den sogenannten Bruchwiesen, wurden viele Gefässe, theils in Bruchstücken, theils noch gut erhalten, ausgegraben. Darunter sind mehrere von schwarz gefärbtem Thon, andere von gelblichtem. Unter mancherlei andern Geräthschaften von Eisen und Erz ist ein gut erhaltener Löffel aus einer eigenthümlichen Metallmischung bemerkenswerth. Genauere Untersuchungen, die in Aussicht gestellt sind, werden gewiss noch manches Interessante zu Tage fördern.

Mannheim, im December 1846.

Rappenegger.

2. Die Umgegend von Ottweiler.

Das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Ottweiler und ihrer Enclaven, nämlich der Freiherrlich von Kerpenschen Herrschaft Illingen und der churtrierschen Dörfer Hüttig und Rapweiler, gehörte in älterer Zeit den Mediomatrikern und bildete an einigen Stellen sogar die Grenzlinie gegen die Treverer[1]) und die Vangionen[2]). Späterhin aber war es ein Theil des Bliesgaues im Westreich, der bei der Theilung des grossen fränkischen Reiches (843) Lothar I. und bei der Theilung Lotharingens (870) Ludwig dem Deutschen zufiel und somit an das deutsche Reich kam. Kaiser Otto III. schenkte dasselbe mit der Burg Saarbrück (998)[3]) der Metzer Kirche, von welcher die Grafen von Saarbrücken damit belehnt wurden. Jetzt aber liegt das erwähnte Gebiet grösstentheils im Kreise Ottweiler, dann aber in den Kreisen Saarbrücken und St. Wendel und in dem pfalzbayerischen Land-Commissariate Homburg. Es ist beiläufig von der Grenze des Dorfes Oberlinzweiler bis zu der des Dorfes Friedrichsthal einschliesslich fünf Stunden lang und beinahe eben so breit und wird seiner Länge nach von der Blies (Blesa) durchströmt. Seines geringen Flächeninhaltes ungeachtet hat es auffallend viele Ueberbleibsel und Spuren des Alterthums aufzuweisen.

---

1) An der Grenze des ehemaligen lotharingischen, späterhin zweibrückischen Oberamtes Schauenburg (Tholey).

2) Bei Breitenbach an der Grenze des ehemaligen zweibrückischen Oberamtes Lichtenberg.

3) Nach Andern bereits unter Otto I. im Jahre 951.

A. Ueberreſte alter Straßen.

Die alten Strassen befinden sich nicht mehr in einem so guten Zustande, wie theilweise wenigstens die Reste auf dem linken Moselufer. Ein eigentlicher Damm ist in hiesiger Gegend nirgends zu sehen, sondern stellenweise nur noch die Unterlage oder ein Pflaster. Es lässt sich daher auch nicht mehr bestimmen, ob sie, obgleich meistens Militär-Strassen, überhaupt einen höhern Ausbau hatten oder nicht. Durch diese mehr oder weniger vollständige Ausführung oder Zerstörung der alten Strassen ist es auch an vielen Stellen unmöglich gemacht, den bestimmten Zug derselben anzugeben.

1) Die Rennstrasse. Die Herrn *Schmidt* und *Steininger* haben auf ihren Karten eine römische Strasse bezeichnet, welche von Trier über Pellingen, Zerf, Weiskirchen, Wadern, Deusderhof, in doppelter Richtung, theils über Hasborn nach dem Castell auf dem Schauenberge bei Tholey, theils über Tholey nach der Niederlassung im Varuswalde fortläuft. Die Rennstrasse kommt aus dem Varuswalde und zieht zwischen Alsweiler und Winterbach auf der Höhe weiter. Hinter dem sogenannten Weinandsköpfchen betritt sie die Grafschaft Ottweiler und bildet die Banngrenze zwischen den ottweilerschen Dörfern Urexweiler und Remmesweiler, weiter fort zum Theile zwischen Urexweiler und Mainzweiler, und dann zwischen Mainzweiler und Hirzweiler und Welschbach. Auf der Vogelshecke scheint sie die Banngrenzen von Ottweiler, Mainzweiler und Welschbach zu berühren. Sie zieht sich rechts in den Stennweiler Wald, auf dessen Höhe, zu beiden Seiten der nach Welschbach führenden neuen Strasse, umfassende römische Gebäude vorkommen. Dort zeigt der Boden schwache Quellen, in der Nähe aber stärkere. Diese Gebäude lagen in einer nordöstlichen Neigung der Höhe, und der verstorbene Obristlieutenant *Schmidt* hat dort den Standort eines römischen Etablissements (mutatio,

Postwechsel) angemerkt. Die Baustätte ist sehr aufgewühlt. Es wurden immer viele Bausteine ausgegraben, und ein alter Mann erzählte mir, dass zu seiner Zeit bei einer solchen Veranlassung Steine zum Vorscheine gekommen, auf denen nach der Aussage eines Nassau-Saarbrückischen Försters, der jene Steine gesehen, die Namen der Planeten, z. B. Jupiter, Mars u. s. w. eingehauen gewesen. Hienach dürfte man wohl annehmen können, dass damals eine römische, dem Jupiter oder dem Mars gewidmete Inschrift entdeckt worden. Es wurde mir auch wiederholt gesagt, dass Leute von Stennweiler noch vor vierzig Jahren daselbst ein steinernes Bild gefunden, aber auch gleich wieder zerschlagen hätten. Aus jener Gegend erhielt ich eine etwas angefressene Münze in Grosserz von Hadrianus. Nach Hrn. *Schmidt* theilte sich die Strasse bei jenem Etablissement in zwei Arme, wovon der eine durch Stennweiler, über die Höhe zwischen Wemmetsweiler und dem Hofe Leopoldsthal auf der Wasserscheide, über den Bingert, an der Eckershöhe vorbei nach dem Bildstocke fortlief. Von dem Bildstocke an führt diese Strasse den Namen Grielingstrasse und setzt bei Gersweiler unterhalb Saarbrücken über die Saar. Von dort zieht sie über Herappel bei Forbach, über St. Avold nach Metz. Der andere Arm lief links in der Richtung von Schiffweiler, Landsweiler, oberhalb Neunkirchen durch den Wald, in der Richtung vom Schwarzenacker oder Kloster Wernesweiler an der Blies.

2) Ottweilerstrasse. Die Stadt Ottweiler wird von einer römischen Strasse, wenn auch nicht durchschnitten, doch wenigstens berührt. Aus der Gegend von Cusel kommt eine Strasse, welche über Konken (lat. Concha) Niederkirchen, Wersweiler im Osterthale fortläuft. Bei Wersweiler, wo sich an ihrer Seite Spuren eines nicht unbedeutenden Gebäudes zeigen, steigt sie den Berg hinan und führt dann über die Weisweilerhöhe auf der Was-

serscheide fort nach dem Himmelwalde, theilweise die Bann-grenze zwischen Fürth und Niederlinzweiler bildend. In dem Himmelwalde führt sie über den Bann von Niederlinzweiler, und die neue Strasse, welche in den Jahren 1845 und 46 gebaut wurde, ist auf ihrem soliden Bette angelegt. An der rechten Seite liegen drei und an der linken ein Grabhügel. Einer dieser Hügel ist bedeutend angegraben, ob auch wirklich geöffnet, ist mir nicht bekannt. Ein anderer ist beinahe ganz geschleift, und der dritte wurde im vorigen Jahre geöffnet. Man fand darin ein verrostetes Schwert, und, wie mir wenigstens versichert wurde, einen Stein, auf dem ein sogenanntes Neunmühlspiel eingezeichnet war. Der Hügel zur linken Seite der Strasse ist oben etwas eingefallen, auch ringsum angegraben, aber nicht geöffnet. Vor dem Walde erreicht diese Strasse die Banne des Hofes Wetschhausen und der Stadt Ottweiler. Der neue Weg bezeichnet die Richtung. Ob sie indessen von der Ziegelhütte an über Neumünster oder durch die Stadt Ottweiler geführt, kann ich zwar nicht bestimmen, glaube aber Letzteres. Von Ottweiler lief sie am protestantischen Schulhause und an Leidorfsweiher vorbei in den Reiherswald, in welchem ihre Unterlage noch sichtbar ist. Auch auf der Höhe ist diese Unterlage stellenweise noch zu sehen. Nach meiner Ansicht führt diese Strasse auf der Höhe nach dem Kohlwalde hin. In diesem Walde scheint sie rechts abzubiegen und, Sinnerthal gegenüber, an der Seite eines alten Weihers in den Weg auszulaufen, der, über den Weiherdamm kommend, nach Neunkirchen zieht. Wahrscheinlich führte sie durch Neunkirchen über den Forbacherhof nach Limbach, welches schon im Mittelalter, um es von dem Dorfe gleichen Namens bei Tholey zu unterscheiden, stets »Limbach an der Strasse« [1]) genannt wurde. Wenn meine Ansicht

1) Eine von Herappel führende Strasse setzte bei St. Arnual, oberhalb Saarbrücken, über die Saar und zog dann an Rentrisch und

die richtige sein sollte, so liegt es am Tage, dass eine der von Hrn. *Schmidt* aufgenommenen Strassenlinien zu streichen sein dürfte; denn drei Parallellinien in der Breite einer gewöhnlichen Landstunde — von der Höhe des Kohlwaldes bis auf die Höhe von Wemmetsweiler — sind nicht wohl anzunehmen.

3) Im Jahre 1839 entdeckte man bei Ensdorf an der Saar,[1]) 5 bis 6 Fuss unter der jetzigen Oberfläche, eine gepflasterte Strasse, welche, ihrer Richtung nach, der Lisdorfer Pfarrkirche gegenüber, über die Saar gesetzt zu haben schien. Ebenso deutete die Richtung der entdeckten Strassenstrecke darauf hin, dass letztere unterhalb Ensdorf nach dem Sandberge geführt habe. Die vielen Gräber, welche auf dem Sandberge zwischen Ensdorf und Fraulautern entdeckt worden, scheinen in der Nähe dieser Strasse und zwar an der linken Seite derselben gelegen zu haben. Von dem Sandberge zog sich diese Strasse sonder Zweifel hinauf in den Wald, nordwestlich von Hölzweiler, wo manche Spuren des Alterthums vorkommen[2]). Man fand daselbst zu beiden Seiten des Baches Substructionen alter Gebäude. Die alte Strasse dagegen zieht durch die sogenannte Quartreserve des oben erwähnten Waldes, wo sie quer über das Ackergebäude geht. Oberhalb Sprengen zieht sie unter dem Namen Teufels-Pavey durch den Wald. Bei näherer Untersuchung fanden der nunmehrige Wegebaumeister Hr. *Simonis*, (jetzt zu Prüm) und ich im Frühjahre 1836 oder 37, dass die grössern Steine bei den vor-

---

und St. Ingbert vorbei über Kirkel nach dem Wersweiler Kloster. Hr. *Schmidt* bemerkt, dass die weitere Richtung dieser Strasse noch nicht habe ausgemittelt werden können.

1) Es ist zu vermuthen, dass dieses nicht der einzige Uebergang über die Saar zwischen Gersweiler und Mesbach gewesen sei.

2) Die in einiger Entfernung von Hölzweiler an einer starken Quelle stehende Drei-Marien-Kapelle scheint sogar daran zu erinnern, dass dort in der Vorzeit Tres matres verehrt worden.

kommenden kleinen Verbrückungen und Wasserdurchlässen durch sogenannte hölzerne Schwalbenschwänze verbunden gewesen. Eine damals erst kürzlich bei einer Reparatur zerstörte Arbeit dieser Art lieferte uns dafür die bestimmtesten Beweise. Diese Strasse zieht bei Herchenbach ins Cöllerthal. Dieselbe führte wahrscheinlich nach Heusweiler, wo unverkennbare Spuren des römischen Alterthums vorkommen, wovon *Andrae* schon in seiner noch handschriftlichen Genealogia Sarapontana (tom. IV.) [1]) Erwähnung thut. Von dort mag sie über Mangelhausen in der Richtung nach Illingen weiter geführt haben. Wenigstens ist auf der Höhe die Unterlage derselben im Walde noch deutlich zu erkennen. Im Illinger Thale verliert sich zwar jede Spur derselben; allein wenn nicht Alles täuscht, so kommt sie auf der Höhe hinter Huttigweiler wieder zum Vorschein und läuft dann rechts der neuen Strasse entlang bis in die Nähe der Welschbacher Banngrenze. Dort scheint sie aber auf die linke Seite jener Strasse zu treten und in der Richtung von Stennweiler weiter zu laufen. Hinter Stennweiler erscheint sie wieder auf der rechten Seite der jetzigen Kreis-Strasse, läuft links an der Stennweilerhöhe (Kippe) vorbei, durchschneidet dann die aus dem Stennweilerwalde hervortretende Rennstrasse und bildet in der Nähe des Kowäldchens unter dem Namen »alte Strasse« die Banngrenze zwischen Ottweiler und Schiffweiler. Wenn ein Arm der alten Strasse aus dem Stennweilerwalde über Schiffweiler gezogen, so muss dieser etwas hinter der jetzigen Ziegelhütte durchschnitten worden sein. Vom Kowäldchen läuft sie in der Richtung des alten Birnbaums zwischen Ottweiler, Schiffweiler und Wiebelskirchen weiter. Wenn sie sich hier nicht wieder

---

1) In der Stadt-Bibliothek zu Trier aufbewahrt.

in zwei Arme theilte, wovon der eine rechts nach dem Kohlwalde und der andere links nach Ottweiler lief, so darf unterstellt werden, dass sie, auf der Höhe auch die vom Kohlwalde nach Ottweiler führende Strasse durchschneidend, sich hinab nach Wiebelskirchen gewandt und von dort, nachdem sie die Blies überschritten, an der Südseite des Gebirges an einem alten Eisenwerke vorbei sich hinauf nach der Gegend von Hangard gezogen habe. Wenigstens ist vor mehreren Jahren unterhalb Hangard bei der sogenannten Kirchenwiese, 3 bis 4 Fuss unter der jetzigen Oberfläche des Osterthales, eine gepflasterte Strassenstrecke entdeckt worden, welche über die Oster setzte und nach der Höhe fortlief, wo sie, der Sage nach, mit einem alten Hofe und einer alten Kirche auf dem Bischlotterberge in Verbindung gestanden haben soll. Es ist aber wahrscheinlich, dass sie sich an irgend eine Strasse auf der Höhe angeschlossen habe. — Hier muss ich jedoch bemerken, dass die Strassen auf der Höhe, mit Ausnahme einer einzigen, wovon noch die Rede sein wird, keine Merkmale mehr darbieten, die auf einen römischen Ursprung derselben schliessen lassen. —

4) Die Hüttesdorf-Bupperich er Strasse. Auch Hr. *Steininger* erwähnt eine alte Strasse, die sich von Trier durch die Gegend von Losheim nach der Prims [1]) gezogen, welche sie bei Bupperich überschritten habe. Diese Strasse tritt zwischen Hüttersdorf und Bupperich in das Primsthal, nachdem sie sich auf der Höhe in zwei Arme abgezweigt, wovon der eine nach Losheim, der andere aber nach Bek-

1) In alten Urkunden Praemantia genannt, z. B. in einer Urkunde Karls des Gr. v. J. 802. Darin erscheint auch eine Via publica von Bischofsvelt bis Merzig (Marciacum), und in einer Urkunde des Königs Zwentibold v. 28. Jan. 895. eine Via publica, welche von Losheim (Losma) bis Trier geht (in Urbem Trevirorum). Hontheim Hist. Tr. Dipl. tom. I. pag. 153. et pag. 232. —

kingen oder Pachtem hinzuziehen scheint. Sie überschreitet die Prims und läuft in der Richtung von Sehbach [1]) weiter, wo sie vor einigen Jahren im Walde wieder aufgefunden worden. Von Sehbach zog sie durch die Gegend von Bubach und wird, nachdem sie den Dirminger Bach überschritten, auf der Höhe zwischen Dirmingen, Berschweiler und Urexweiler wieder sichtbar. Im Urexweiler Walde, in der Nähe des Weges nach Marpingen, ist sie von einigen, nun geöffneten Grabhügeln begleitet. In dem erwähnten Walde verlässt sie ihre nordöstliche Richtung, wendet sich östlich über das Feld und vereinigt sich dann in der Nähe des bereits genannten Weinandsköpfchens mit der Rennstrasse, wovon ich schon oben gehandelt habe. In der Nähe des Vereinigungspunktes befanden sich früher an der östlichen Seite der Rennstrasse, sowohl auf dem Marpinger, als auch auf dem Memmesweiler Banne mehrere Grabhügel, die aber alle geöffnet sind.

5) Die obengenannte Rennstrasse scheint sich in der Gegend von W i n t e r b a c h abzuzweigen, wenigstens führt eine in der Richtung des Varuswaldes kommende alte Strasse an der Ostseite des zur Gemeinde Winterbach gehörigen Allenwalds, meist von Feldern und Wiesen bedeckt, in südöstlicher Richtung, [2]) durch das Wurzelbacherthal, wo man sie vor einigen Jahren wieder auffand. In der Nähe des Wurzelbachs wurden noch im vorigen Jahre mehrere Gräber aufgedeckt. Unterhalb Oberlinzweiler zieht diese Strasse über die Blies, und von dort in der Richtung der Wersweilerhöhe durch das Thal und den Wald. Auf dieser Höhe durchschneidet sie die Ottweiler-Wersweilerstrasse und zieht sich dann hinab nach Fürth im Osterthale. Bei

1) Bei Gresaubach soll auch eine alte Strasse sichtbar sein.

2) Erster Bericht des Vereins für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen Ottweiler und St. Wendel.

Fürth setzt sie über die Oster, bei Remmesfürth über den Schönbach und zieht dann nach dem Hegelberge (Höchenberge), dessen höchste Spitze sie schräg in südlicher Richtung oberhalb Höchen überschreitet, wo sich manche Spuren des Alterthums im Felde vorfinden, und wo sogar eine Ara Lunae gestanden haben soll [1]). Von dort scheint diese Strasse in der Richtung des Wersweilerklosters über Oberbeybach oder Klein-Ottweiler weiter geführt zu haben.

Aus dem Wenigen, was ich hier über die alten Strassen, welche unsere Gegend durchkreuzen, mittheilen konnte, ersieht man, dass dieselbe bezüglich der Verbindungswege bereits im Alterthume sehr begünstigt gewesen. Ich wage es jedoch nicht, hieraus besondere Folgerungen zu Gunsten der einstigen Bedeutsamkeit derselben zu ziehen, indem dieses, nach meiner Ansicht wenigstens, erst dann geschehen dürfte, wenn das alte Strassennetz genauer und vollständiger, als bisher, ermittelt und in seinen Verhältnissen zu den alten militärischen Stationen, so wie zu andern Niederlassungen und Etablissements erforscht sein wird. Bisher hat man sich in dieser Beziehung meist nur an die Peutinger'sche Karte und an die alten Itinerarien gehalten; allein die Neben- und Zwischenstrassen haben im Allgemeinen noch nicht die Berücksichtigung gefunden, welche sie verdienen. Eine genaue Karte, mit möglichst genauer Bezeichnung der alten Strassen und Niederlassungspunkte und anderer Alterthümer würde daher ein so verdienstvolles, als interessantes Unternehmen sein; denn auch die höchst schätzenswerthen Arbeiten des verstorbenen Obrist-

---

1) Heintz, Beiträge zur Geschichte des bayerischen Rhein-Kreises Zweibrücken 1835. S. 26. Man könnte auch dort vielleicht einen Postwechsel (mutatio), wenn nicht gar ein militärisches Etablissement suchen, um so mehr, als Höchen auch in den neuern Kriegen immer als eine gute militärische Ssellung angesehen worden ist.

lieutenants *Schmidt*[1]) und des Hrn. Gymnasial-Oberlehrers *Steininger*[2]) lassen, wie selbst die vorliegenden Notizen andeuten, bezüglich der Genauigkeit bei Bezeichnung der Nebenstrassen noch Manches zu wünschen übrig. Solche grössere Arbeiten können aber in der Regel auch nur gedeihen, wenn ihnen genaue Detail-Arbeiten vorhergegangen sind. Letztere aber sind nicht ohne Schwierigkeit, um so mehr, wenn man bei den dazu gehörigen Untersuchungen nicht gesonnen ist, sich dem Spiele blosser Muthmassungen zu überlassen[3]).

B. Ueberbleibſel und Spuren alter Gebäude, Gräber u. ſ. w.

Bei der nachfolgenden Aufzählung und Bezeichnung der mir bekannt gewordenen Ueberbleibsel und Spuren alter Gebäude, Gräber u. s. w. führe ich die Bänne der einzelnen Ortschaften und Höfe des Eingangs bezeichneten Gebietes auf[4]).

1) Ottweiler. In der Stadt Ottweiler selbst kommen, so viel mir wenigstens bekannt ist, keine Spuren einer alten Niederlassung vor. Im Jahre 1836 wurde jedoch eine vergoldete Silbermünze von Philippus hier gefunden.

---

1) Ueber die Römerstrassen in den Rhein- und Moselgegenden. In den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleisses in Preussen, 1833. 2. Lieferung, März und April, von Seite 72—110. mit Karten und Plänen.

2) Geschichte der Treverer unter der Herrschaft der Römer. Trier 1845, mit Karten.

3) Von der Grafschaft Ottweiler und ihren Enclaven wird jetzt auf meine Veranlassung von dem geschickten Kartenzeichner, Hr Lehrer *Beth* zu Lautenbach im Kreise Saarbrücken, eine genaue Karte gezeichnet.

4) Die Bänne Niederlinzweiler, Höchsterhof, Hennes, Hirscheid, Sinnerthal, Bildstock, Hühnerfelderhof, Friedrichsthal, Spuhle, Kahlhof enthalten keine Spuren des Alterthums.

Dieselbe kam in den Besitz des ehemahligen Landrathes, *von Rohr,* der sie der Alterthümer-Sammlung zu St. Wendel überliess. Auf dem Banne von Ottweiler dagegen kommen noch mehrere Spuren alter Gebäude und Etablissements vor, wie folgendes Verzeichniss zeigt.

a) In der Elchenbach (an dem Baumgärtchen) befindet sich eine Strecke Landes, worauf viele Ziegelstücke und Schlacken zerstreut liegen. Vor ungefähr 40 Jahren liess der verstorbene Apotheker *Wittich* (Vater) ein daselbst gelegenes Grundstück durch Taglöhner aufräumen. Es fand sich eine Küche, worin noch viele Asche lag, und ein Zimmer mit einer hypocaustischen Erwärmungs-Einrichtung. Zugleich wurden Münzen und andere kleine Gegenstände aufgefunden. Da die Arbeiter, sogar ihren Lohn im Stiche lassend, fortgingen, so gab dieses zu der Vermuthung Veranlassung, dass sie irgend einen Schatz entdeckt und unterschlagen haben möchten. Man wollte sogar wissen, dass Silberplatten gefunden wurden. An dieser Stelle stand eine Eisenschmelze, wie die chemische Analyse der Schlakken, welche der Hr. Revisor *Bruchmann* hierselbst auf meine Bitte vorgenommen, beweiset. Noch am 20. Juni d. J. wurde in der Nähe beim Aufräumen eines Feldweges ein Säulenschaft von circa 12 Fuss Länge und 2 Fuss Durchmesser ausgegraben. Derselbe ist aber leider gleich beschädigt und demnächst zerschlagen worden. Dieser Niederlassung geschieht schon in *Andrae's* oben angeführter Genealogia Sarapontana vom Jahre 1638 als eines im Bauernkriege untergegangenen Dorfes Erwähnung. *Andrae's* Angabe ist jedoch nicht begründet, denn ich habe mich überzeugt, dass an denjenigen Stellen, welche er namentlich als Baustätten im Bauernkriege untergegangener Dörfer anführt, meist römische oder doch gleichzeitige Niederlassungen sich befunden haben.

b) Hinter dem Marderberge, jenseit des kleinen

Ernstbaches, nicht weit von der Niederlinzweiler Banngrenze, stand auf einem südlichen Feldvorsprunge in der Vorzeit ein Gebäude. Man hat die Fundamente desselben in den Jahren 1828 und 29 ausgeräumt. Es wurden bei dieser Gelegenheit besonders grosse Quadersteine herausgenommen. Die betreffende Stelle ist heute noch an einer kleinen Vertiefung auf dem Felde und an Ziegelfragmenten, womit die Oberfläche bedeckt ist, zu erkennen.

c) Im Schachen, dem Ziegelberge gegenüber, finden sich Spuren eines alten Gebäudes, das, nach den auf dem Felde umherliegenden Ziegelstücken zu urtheilen, ein römisches gewesen. Die eigentliche Baustätte wird durch eine ansehnliche Erhöhung des Bodens bezeichnet. Noch am 27. Februar d. J. wurden in der Nähe vier halbrunde Steine, etwas kleiner als ein Pflugrad, aufgefunden, die nach der davon gemachten Beschreibung wohl nur einer Handmühle angehört haben dürften. Dieselben wurden gleich wieder in den Boden gelegt, indem man eben, behufs grösserer Trockenlegung des Gebäudes, an bedeckten Wasserabzugsgräben arbeitete. Weiter hinauf, hinter dem Castanienwäldchen, gerade an der Stelle, auf welcher sich ein Banngrenzstein zwischen Ottweiler und Niederlinzweiler befindet, ist eine runde Erhöhung des Erdreichs sichtbar, die man füglich für den Ueberrest eines alten Grabhügels halten kann.

d) Auf der Juch- oder Juhhöhe, rechts an der Strasse nach Ottweiler, wurde im August v. J. zufällig beim Steinbrechen ein altes Grab aufgedeckt. Dasselbe enthielt einen kleinen Aschenkrug, einen grob gearbeiteten kupfernen wie ein Siegelring geformten Fingerring und ein rundes starkes Thränenfläschchen mit kurzem zweihenkligem Halse, ganz in der Form einer Amphora. Der Kaufmann Hr. *Heinr. Simon* hierselbst hatte die Güte, mir dasselbe nebst den übrigen aufgefundenen Gegenständen zu schenken,

e) Am Frohnbrunnen werden auf der Ottweiler

Seite sowohl als auch auf der Steinbacher Fundamente alter Gebäude entdeckt. Beim Aufräumen wurden besonders schöne Ziegelplatten zu Tage gefördert. Auch eine dort gefundene Münze in Grosserz von Antoninus Pius kam in meine Sammlung. Obiges Grab auf der Juch- oder Juhhöhe scheint zu diesen Gebäuden in Beziehung gestanden zu haben.

f) Südlich von Neumünster liegen bei den Steinbrüchen viele Eisenschlacken auf dem Felde. Sie bilden unter der Ackerkrume sogar eine schwarze Schichte und sind wohl Ueberbleibsel eines Eisenwerkes[1]. Im Frühjahre 1844 fand man auch zwei römische Münzen daselbst, eine Silbermünze von Hadrianus und eine von Erz, die aber zu sehr zerstossen ist, als dass sie noch bestimmt werden könnte. Erstere Münze befindet sich in meiner Sammlung.

g) Auch in der Ransbach wurde vor drei Jahren auf dem Felde des Hrn. *Wilh. Kausch* ein ausgemauerter Brunnen gefunden. Man kam mit der Ausräumung desselben aber nur bis zu einer Tiefe von 8 Fuss, weil dicke behauene Steine, auf die man stiess, jene Arbeit erschwerten. In derselben Gewann wurden früher schon in einem Felde mehrere Aschenkrüge gefunden. Alle aber waren mehr oder weniger zerdrückt.

h) Im Reiherswalde befinden sich ebenfalls noch Reste eines alten Gebäudes, nämlich an der rechten Seite des Fussweges nach Schiffweiler, an der Gränze des Nadelgehölzes. Dort ist nämlich ein längliches Viereck sehr deutlich in einem abgetragenen Steinhaufen ausgezeichnet. Ein nun verstorbener Einwohner aus Ottweiler hat mir zu seiner Zeit gesagt, dass er zu seinen Bauten Steine an jener Stelle genommen. Ob die noch vorhandene Substruction aber einem römischen oder einem spätern Gebäude an-

1) Ich bediene mich dieses Ausdruckes überall da, wo es nicht bestimmt hervortritt, ob die Anlage eine Schmelze oder eine Schmiede gewesen.

gehört, ist nicht ermittelt. Auf der Höhe, bei den hohen Fichten, erscheinen ebenfalls verschiedene Steinhaufen, in denen Trümmer alter Gebäude zu sehen man leicht versucht werden könnte. Einstweilen aber halte ich dieselben für dadurch entstandene Steinhaufen, dass man bei der Urbarmachung des Geländes die einzelnen Steine zusammengetragen. Man findet in den Wäldern hiesiger Gegend solche Haufen häufig, z. B. im Reckelberge und dem Walde zwischen der Oster und dem Schönbache bei Fürth, in dem Walde zwischen Münchwies und Lauterbach, und sie sind Zeichen der Siege, die der Pflug einst in den Wildnissen hiesiger Gegend errungen; denn in manchen Wäldern sieht man noch Feldraine und andere Spuren einer frühern landwirthschaftlichen Urbarkeit. Vor mehreren Jahren wurde auch in der Nähe des Reiherwaldes ein sehr einfaches römisches Grab entdeckt.

i) Gersweiler lag links vom Wege nach Mainzweiler, an der Südseite der Vogelshecke, in der Nähe des Gersweiler Weihers. Auch Gersweiler wird nebst Elchenbach und Ernstweiler (siehe oben a und b) von dem bereits angeführten Andrae zu den im Bauernkriege untergegangenen Dörfern gezählt. An diesen Stellen standen keine Dörfer, sondern nur einzelne Häuser, die aber, wie ich schon oben bei Elchenbach (siehe a) bemerkte, meist Gebäude römischen Ursprungs sind. Man sagt zwar, dass die auf dem Welschbacher Banne gelegenen sogenannten Gersweiler Wiesen zu dem Dorfe dieses Namens gehört hätten, von dem man auch dort noch Spuren finde; allein diese Behauptung ist von keiner Bedeutung, indem eine nähere Ansicht der auf dem Banne von Welschbach vorkommenden schwachen Reste alter Gebäude es mehr als wahrscheinlich macht, dass jene einzelnen Gebäude Niederlassungen angehören, die mit dem Gebäude am Gersweiler Weiher in gar keiner äussern Verbindung gestan-

den haben. Auf der Baustätte von Gersweiler sollen früherhin allerlei Gegenstände z. B. Platten mit Figuren ausgegraben worden sein, von denen sich aber, meines Wissens wenigstens, nichts mehr erhalten hat. Ein Steinhaufen, einige behauene Steine, einige Ziegelstücke und eine Erhöhung des Bodens bezeichnen, ausser dem Namen, allein noch die Stätte der alten Niederlassung.

k) Die Stelle auf der Höhe des Stennwaldes, auf der einst ziemlich umfangreiche Gebäulichkeiten gestanden, habe ich bereits oben bei der Rennstrasse erwähnt.

2) Der Baltersbacherhof. Wenn man von der Schaafbrücke her den Bann des Baltersbacherhofes betritt und auf demselben bis zur ersten Anhöhe fortschreitet, so kann man links über dem am südlichen Abhange befindlichen Steinbruche deutliche Spuren eines alten, mit Schiefer bedeckt gewesenen Gebäudes sehen. Die vielen Ziegel und Dachziegelstücke und einige behauene Steine sind noch Ueberreste desselben. Als man vor einigen Jahren an dieser Stelle etwas nachgrub, wurden auch einige Urnen mit Asche gefunden. Die noch vorhandenen Scherben zeigen aber ein sehr grobes Gefüge. Man sagte mir jedoch, dass damals auch eine kleine Büchse von Elfenbein gefunden worden. Da jenes, wie es wenigstens scheint, durch Brand zerstörte Gebäude nicht gross gewesen sein kann, so dürfte man darin vielleicht den Rest eines grössern Grabmals zu erkennen haben.

3) Wiebelskirchen. Auf dem Banne von Wiebelskirchen sind nur wenige Spuren alter Niederlassungen zu finden. Am Eisengraben zwischen Wiebelskirchen und Hangard liegen noch Eisenschlacken, Reste eines alten Eisenwerkes. Vor mehreren Jahren fand man auch ein Grab, welches nebst andern kleinen Gegenständen einen verrosteten Spiess enthielt. Auch ist mir die Lage der alten Pfarrkirche (jetzt Pferrkirche genannt) immer aufgefallen.

Dieselbe lag, beinahe eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, an einem Bergabhange, auf einem kleinen nach Osten gerichteten Vorsprunge. Wer mit der Lage alter Tempel näher bekannt ist, würde vielleicht eben so wenig als ich Bedenken tragen, zu vermuthen, dass einst auch an dieser Stelle ein heidnisches religiöses Gebäude, wenigstens ein Götzenbild, einer christlichen Kirche habe weichen müssen. Diese Kirche war bereits im Jahre 1638 verfallen. Wahrscheinlich hat sie einst dem Dorfe (villare) Wiebelskirchen (Wibilischirica, vielleicht Wichboldskirchen), welches im Jahre 893 in einer Urkunde als ein Hauptort der hiesigen Gegend erscheint, den Namen gegeben, indem das im Jahre 864 von Ludwig dem Deutschen bestätigte Kloster Neumünster als bei demselben gelegen angeführt wird. In früherer Zeit wurden auf dem Begräbnissplatze, welcher diese Kirche umgab, grosse steinerne Särge ausgegraben. Diese sprechen ebenfalls für ein hohes Alter dieses Begräbnissplatzes, weil der Gebrauch solcher Särge jener Zeit angehört, in der man die Leichen noch auf einer Bahre auf den Begräbnissplatz trug und dann in den Sarg legte. Die Sage, dass von hier ein unterirdischer Gang nach Neumünster geführt habe, ist ein unbegründetes Gerede.

4) Hangard. Das Dorf Hangard (Les hangards) wurde erst um das Jahr 1690 in der Reunions-Zeit Ludwigs XIV. gegründet. Dasselbe liegt auf dem alten Banne von Wiebelskirchen. Vor mehrern Jahren wurden auf dem Alsberge alte Gräber entdeckt. Dieselben waren sehr einfach, indem sie meist nur aus einem Aschenkruge bestanden. Auch auf dem sogenannten Hofplatze fand man vor einigen Jahren einen ausgehauenen Stein, der für einen Behälter eines Aschenkruges gehalten wurde. Auf der Höhe, in der Gegend, wo sich die Bänne von Münchweiss, Frankenholz, Oberbeybach und Hangard trennen, stand sonst ein Bild, der steinerne Mann genannt. Die Sage schreibt dasselbe

zwar dem Andenken an die Hunnen zu, die auf diesem Punkte nicht weiter vorgedrungen sein sollen; allein das ist ohne Sinn. Wenn das Bild nicht an eine besondere andere Begebenheit erinnert, so dürfte es vielleicht irgend eine alte Gottheit vorgestellt haben. Dasselbe war übrigens schon vor hundert Jahren zertrümmert. Nur die unkenntlichen Bruchstücke desselben lagen noch auf der Stelle. In neuerer Zeit ist ein Stück davon nach Hangard gekommen. Die Gegend, in der das Bild gestanden, heisst noch heute „beim steinernen Mann.“

5) Münchwies. Zu Münchwies stand vor der Reformation eine Schäferei des Klosters Wernersweiler bei Zweibrücken. Nach der Textur der vielen Ziegel zu urtheilen, welche man an einer Stelle zu Münchwies findet, dürfte wohl in früherer Zeit auch ein römisches Gebäude dort gestanden haben. Ob auch ein Arm der Römerstrasse von Remmesfurth herüberkommend durch Münchwies und von dort über die Höhe zwischen Hangard und Beybach in der Richtung von Neunkirchen geführt habe, ist noch nicht ermittelt, wie ich bereits oben bei den Strassen (4) angedeutet.

6) Lautenbach und Remmesfurth. Im Burkwalde hinter Lautenbach wurden die Substructionen eines alten Gebäudes, namentlich aber ein Feuerheerd entdeckt. Auch fand man dergleichen auf dem Felde (im Jägersrod) zwischen Lautenbach und Fürth. An letzterer Stelle wurde auch ein Kopf von Stein gefunden, der nach St. Wendel gebracht wurde. In einem Hause zu Remmesfurth soll auch ein heidnisches Bild eingemauert sein. Dasselbe ist aber jetzt mit Bewurf bedeckt.

7) Fürth. In einem Ackerstücke an der Steinbacher Seite (unter dem Ring) wurde vor mehrern Jahren ein altes Grab aufgedeckt. Man will bei dieser Gelegenheit auch Steine mit Figuren gesehen haben. Bei der Rectenwalds-

mühle wurden beim Aufräumen viele Eisenschlacken gefunden, die das Dagewesensein eines Eisenwerkes anzeigten. Vor einigen Jahren wurde auch in der Nähe dieser Mühle ein ziemlich tief in dem Boden liegender Stein ausgegraben, auf dem eine Figur, der Keupe eines Bauernhutes nicht unähnlich, ausgehauen war. In dem Jungenwalde zwischen dem Schönbach und der Oster soll, der Sage nach, eine Stadt „Frankenstadt" genannt gestanden haben. Eine Stelle dieses Waldes heisst noch heute „im Götzenteich." Man will hin und wieder auf der Höhe dieses Waldes viele behauene Steine gefunden haben. Bestimmte Spuren einer Niederlassung konnte ich aber nicht entdecken. Es kommen allerdings alte Steinbrüche und viele Steinhaufen in demselben vor, allein von mehrern derselben habe ich mich überzeugt, dass sie einer frühern Bewirthschaftung des Bodens, nicht aber alten Gebäuden ihren Ursprung verdanken. Dasselbe gilt auch von den Steinhaufen in dem gegenüberliegenden Reckelberge, auf dessen Höhe eine Stelle den Namen Ring führt. Es ist jedoch nichts Besonderes zu bemerken, welches an eine alte Befestigung erinnern könnte. Zu Fürth sind nicht selten einzelne römische Münzen gefunden worden.

8) Steinbach. Ich habe schon oben bei Ottweiler angeführt, dass sich bei dem Frohnbrunnen Spuren alter Gebäude zeigen. Dergleichen kommen auch im Districte Hässlenbrunnen (Farrenteich und Kürzelbrunnen) vor. Der steinerne Kopf, der im ersten Berichte des Vereins für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen Ottweiler und St. Wendel, Seite 29. Tab. III. Fig. 4., angeführt und abgebildet, ist indessen nicht bei Steinbach, sondern im Jahre 1730 im Jägersrode zwischen Fürth und Lautenbach gefunden und nach St. Wendel gebracht worden.

9) Wetschhauserhof und 10) Dörrenbach. Hier sind keine Spuren des Alterthums bekannt geworden.

11) **Wersweiler.** In der Nähe von Wersweiler, gewöhnlich Werschweiler, einige Minuten in südöstlicher Richtung, nicht weit von der alten Ottweiler-Wersweiler Strasse, ist eine Stelle entdeckt worden, auf der früher ein Gebäude gestanden. Man fand bei Aufräumung des Schuttes einige eiserne Ringe, ein dolchartiges Messer, ein Stück Bronze, dem Faltenwurfe einer Statue nicht unähnlich. Diese Gegenstände werden von dem Herrn Schöffen *Stoll* zu Werschweiler aufbewahrt. Das erwähnte Gebäude scheint durch Feuer zerstört worden zu sein. In der Nähe dieser Baustätte befinden sich zwei alte Weiherdämme. Ob diese aber der Zeit des mehrerwähnten Gebäudes oder einer spätern Periode angehören, lässt sich wohl nicht mehr ermitteln.

12) **Oberlinzweiler.** Am Fusse des Spiemonts (Spei mons) wurden früher sowohl, als auch vor einigen Jahren noch weitläufige Fundamente eines Gebäudes entdeckt [1]).

13) **Remmesweiler.** Es kommen mehrere Spuren alter Niederlassungen auf dem Banne von Remmesweiler vor. Namentlich finden sich in den sogenannten Flachsgärten, nach dem Allenwalde hin, in der Nähe der alten Strasse Reste alter Gebäude und viele Gräber im Boden. Noch im vorigen Jahre (1845) fand ein Mann aus Remmesweiler beim Wegräumen eines Steinhaufens allerhand gröbere eiserne Werkzeuge, dann aber auch Krüge, Urnen, Teller u. s. w. Er hat letztere aber alle zu seinem Vergnügen zerschlagen. An der Rennstrasse, und zwar an einer Stelle, Batterie genannt, wurden Grabhügel aufgedeckt [2]). Im Steinberge wurde ein antikes Schellchen gefunden [3]).

14) **Mainzweiler.** Vor einigen Jahren (1838) wurde an der Vogelshecke, nicht weit von der erwähnten Strasse,

1) Siehe den ersten Bericht S. 27 u. 28.
2) Erster Bericht S. 23. u. 24.
3) Ebendaselbst S. 28.

ein einfaches Grab aufgedeckt. Dasselbe bestand aus einem einfachen Steine, mit einer runden Aushöhlung versehen, in welcher ein kleiner Aschenkrug stand. Zwischen Mainzweiler und Remmesweiler, jenseit des Legbaches in den sogenannten Aschengewänden, befindet sich eine Stelle, auf der mehrere römische Gebäude gestanden haben. Ich besitze eine sehr schön gearbeitete, fünf Zoll hohe Statuette des Mars, welche dort gefunden worden. Es ist zu bedauern, dass dieselbe, wie der Augenschein zeigt, schon in früherer Zeit einen Arm verloren. Mars ist dargestellt als unbärtiger Jüngling, auf dem linken Fusse ruhend, während der rechte Fuss, zum Fortschreiten bereit, nur die vordern Zehen aufsetzt. In der erhobenen linken Hand hielt er wohl einen Spiess (Hasta longa), in der gesenkten Rechten einen Wurfspiess. In meiner Sammlung befindet sich auch eine dort gefundene Silbermünze der Julia Maesa Aug. (Kehrseite Juno). Auf dem Banne von Mainzweiler wurden auch mehrere Streitäxte von Serpentinstein gefunden[1]. In der Linzbach (im Walde) wurden schon vor beiläufig hundert Jahren verschiedene alte Kalköfen entdeckt, die mit gebranntem Kalke angefüllt waren, der sich in gutem Zustande befand. Irgend ein plötzlich eingetretenes Ereigniss scheint die Benutzung des Kalkes gleich nach dem Brande verhindert zu haben.

15) Urexweiler. Auf dem Banne von Urexweiler befinden sich besonders viele Spuren und Ueberreste alter Gebäude, z. B:

a) Flur „auf Bodem". Der Platz, worauf ein altes

1) Solche Steine haben in den Augen des gemeinen Mannes, welcher dieselben noch immer für Donnerkeile (Donneräxte, Hagelsteine) hält und zur Heilung kranker Kuheuter anwendet, einen grossen Werth und sind daher nur schwer zu erlangen. Einige glauben sogar in diesen Aexten Schätze zu besitzen, die nur mit Gold aufgewogen werden könnten.

Gebäude stand, heisst vor Krämersweiher oder auch auf der Aue, circa 150 Schritte rechts von dem jetzigen Wege von Urexweiler nach Hirzweiler. Man hat dort auch in neuerer Zeit noch römische Münzen gefunden. Das Gebäude, welches daselbst gestanden, war, nach den Schutthaufen zu urtheilen, von nicht unbedeutendem Umfange. Es liegen auch viele Schlacken dort, welche die einstige Bestimmung des alten Gebäudes deutlich genug anzeigen.

b) Im Seibertswalde ober dem Reukert, westlich von Urexweiler, befinden sich Substructionen eines Gebäudes, welche jetzt mit dichtem Gesträuche überwachsen sind. Vor ungefähr 60—70 Jahren hat ein gewisser *Jacob Rectenwald* daselbst Steine genommen, als er das sogenannte Marie's-Haus erbaute. In der Nähe des Schutthaufens befindet sich im Walde noch ein Brunnen, der nie trocken wird. Das Wasser rieselt in den jetzigen, bloss aus Erde bestehenden Behälter aus einer unterirdischen, mit Steinen eingefassten Leitung, wie dieses an der Mündung deutlich zu sehen ist.

c) Flur auf Pulfeld. Fast westlich von Urexweiler, circa 150 Schritte rechts von dem jetzigen von Urexweiler nach Illingen führenden Wege sieht man auf der höchsten Höhe die Spuren eines nicht unbedeutenden Gebäudes. Dieser Weg ist früher, wie man an der angefahrenen Höhlung sieht, dicht an dem erwähnten Gebäude vorbeigegangen. Auf dem Felde liegen noch Fragmente von Ziegelsteinen, Dachschiefern, bearbeiteten Sandsteinen u. s. w.

d) Im Walde Kaassholz, an der verbrannten Hecke, nahe an der Dirminger Grenze, nordwestlich von Urexweiler, befinden sich Spuren eines alten Gebäudes, welches jedoch, der Sage nach, ein Siechhaus für Pestkranke und Aussätzige gewesen sein soll.

e) Im Walde zwischen Urexweiler, Berschweiler und Dirmingen, nahe am Wege von Urexweiler nach Bersch-

weiler befinden sich ebenfalls Spuren eines alten Gebäudes.

f) In den Schachrödern oder bei und auf dem alten Schlosse, nörd- und nordöstlich von Urexweiler kömmt von Zeit zu Zeit auch Manches zum Vorscheine, welches an eine frühere Niederlassung erinnert. Noch vor nicht langer Zeit wurden bleierne Wasserröhren dort gefunden. In der Nähe jener Stelle soll ein Mann aus Urexweiler zwei in Stein ausgehauene Eber beim Pflügen gefunden, dieselben aber aus Furcht, dass die damalige Regierung ihm, wenn sein Fund bekannt werde, sein ganzes Feld werde aufwühlen lassen, wieder vergraben haben. Späterhin liess man zwar wieder nachsuchen, konnte aber nichts finden, weil sich das Nachgraben, der Feldfrucht wegen, auf eine kleine Strecke beschränken musste.

g) Auf den Spelzenstappeln oder auf'm Schloss, nordöstlich von Urexweiler, auf der Grenzscheide der Urexweiler und Marpinger Bänne kommen ebenfalls Fundamente vor, die aber, wie ich wenigstens vermuthe, der alten Burg der Ritter von Urexweiler angehört haben.

h) Auf den Kappesbornfeldern, links an dem von Urexweiler nach der Rennstrasse führenden Blieser Wege, dicht an demselben, zeigen sich Spuren eines alten Gebäudes.

i) Bei der Hainbache oder auf der Hahnbornflur, östlich von Urexweiler, in der Nähe der Rennstrasse und der Ziegelhütte, kommen ebenfalls Spuren eines alten Gebäudes vor. Hier fand man vor einigen Jahren ein bearbeitetes Metallstück, das ursprünglich mit sieben Steinchen besetzt gewesen. Dasselbe schien eine besondere Aehnlichkeit mit maurerischen Heiligthümern zu haben und wurde desshalb nach Berlin geschickt.

k) Auf den Brüderfeldern, bei den Weihern genannt, südöstlich von Urexweiler, befinden sich Spuren eines Gebäudes, bei welchem Eisenschlacken gefunden wer-

den. In der Nähe ist noch ein eingefasster Brunnen. Früher wurde beim Aufräumen des Schutthaufens ein kleines bronzenes Doppelbild gefunden. Zugleich entdeckte man ein Grab. Eine gläserne Urne enthielt Asche und einen zu einem grossen Ringe zusammengewundenen Golddrath, der, wie mir der Finder erzählte, zu Saarbrücken für ein militärisches Ehrenzeichen gehalten worden. Daneben lag ein verrostetes Schwert mit einem eingelegten Griffe. Diese Gegenstände sollen in die *Böckingsche* Sammlung zu Saarbrücken gekommen sein. Dieses Grab hat daher allem Anscheine nach einem Soldaten (Veteranen), der hier seine Tage beschloss, angehört. —

l) Hinter dem Schneckenborn, etwa 20 Schritte links vom Ottweiler Wege, kömmt ebenfalls noch Mauerwerk in der Erde vor. Vor Schneckenborn befand sich eine grosse Kalkbrennerei. Auf dem Faulenberge sind noch einige Stellen, welche, wie es wenigstens scheint, Fundamente alter Gebäude unter der Oberfläche bergen.

m) Auch der alte Kirchhof im Dorfe verdient hier einige Berücksichtigung. Derselbe springt etwas nach Osten vor. Dort stand die im Jahre 1635 zerstörte Pfarrkirche. Vor einigen Jahren, als die alte Kirchhofsmauer zusammenstürzte, kam auch ein Stein mit etwas verwitterten Figuren zum Vorscheine, welcher allem Anscheine nach einst ein heidnischer Altar gewesen. Derselbe besteht aus grobem Sandsteine, ist circa 3 Fuss und einige Zoll hoch, 2 Fuss und einige Zoll breit und 16 Zoll dick. Auf der ersten breiten Seite befinden sich zwei nackte, nebeneinander stehende männliche Figuren, die an Castor und Pollux erinnern. Auf der entgegengesetzten Seite steht eine weibliche Figur mit langem Gewande. Auf der rechten Breitseite wiederholen sich die zwei nackten männlichen Figuren, und an der linken steht auch wieder eine weibliche Figur, der auf der Kehrseite ähnlich. Es ist sehr zu be-

dauern, dass sämmtliche Figuren zu sehr verwittert sind, als dass sie noch mit Bestimmtheit bezeichnet werden könnten. Der damalige Hr. Pfarrer *Hargarten* machte mich zuerst auf diesen Stein aufmerksam und liess denselben auf meine Veranlassung, damit er erhalten werden möge, in die Nähe des Pfarrhauses bringen. Sein Nachfolger, Hr. Pfarrer *Schneider*, will denselben nun zu diesem Ende im Pfarrgarten aufstellen lassen. Ich bin der Meinung, dass auch an dieser Stelle in früherer Zeit Götzendienst Statt gefunden habe[1]. Auf dem Banne von Urexweiler sind früherhin auch mehrere Grabhügel, besonders in der Nähe der alten Strasse, geöffnet worden[2].

16) Berschweiler. Auf dem Banne von Berschweiler kommen ebenfalls einige, aber unbedeutende Spuren von alten Gebäuden vor.

17) Dirmingen. Als die Forstverwaltung vor zwei Jahren den Weg nach Thalexweiler (Tholey) durch den Wallfahrter Wald bauen liess, stiess man am Wallfahrtskopfe auf einen Schutthaufen. Die zum Vorscheine kommenden Ziegelsteine, Krüge und einige vom Grünspan angefressene alte Münzen wiesen auf einen römischen

---

1) Das war wohl auch in dem nahen Marpingen der Fall. Im Jahre 1818 fand man daselbst, als die Pfarrkirche vergrössert wurde, in den Fundamenten Steine mit Figuren. Dieselben wurden aber wieder in die Tiefe gelegt. Hier muss ich auch noch eines Grabes gedenken, dass vor drei Jahren (1843) auf dem Marpinger Banne, in der sogenannten Rittersheck', entdeckt wurde. Dasselbe bestand aus einem Sarge, oder vielmehr aus einem Steine, in welchem genau nach den Umrissen des menschlichen Körpers eine Höhlung eingehauen war. Man fand dabei noch die Reste eines Schwertes. Der Deckel des Sarges war mit einem Kreuze versehen. Ob dieses an so abgelegener Stelle befindliche Grab einem christlichen Ritter oder einem römischen christlichen Veteranen angehört, lässt sich nicht mehr bestimmen.

2) Erster Bericht Seite 24 und 25.

Ursprung hin. Es wurden noch grosse Quadersteine zu Tage gefördert. Das Gebäude, welches dort gestanden, war viereckig. Auf dem Dirminger Banne befinden sich aber auch noch Reste eines andern römischen Gebäudes. Wenn man nämlieh von Dirmingen eine gerade Linie nach Tholey zieht, so durchschneidet diese, nahe bei der Stelle, wo ein kleiner, von Urexweiler herfliessender Waldbach in den Buschweilerbach fliesst, einen mässigen Hügel, der römisches Mauerwerk enthält. Sowohl die Ausdehnung dieser Ueberreste, als auch Stücke buntbemalten Stuckes deuten darauf hin, dass hier ein nicht unbedeutendes Gebäude gestanden habe. — In dem Kirchthurm zu Dirmingen ist ein Stein eingemauert, der, obwohl die grosse Verwitterung eine nähere Bestimmung desselben sehr erschwert, die Figur eines Mannes vorzustellen scheint.

18) Wustweiler und Weilerhof. Im obern Eichelgarten, am Wege nach Urexweiler liegen noch behauene Steine; ob sie jedoch einem Gebäude, das etwa in der Nähe gestanden, angehört haben mögen, ist nicht ermittelt.

19) Uchtelfangen. Schon im Jahre 1638 war, wie *Andrae* in seiner bereits oben angeführten Nassau-Saarbrückischen Genealogie bemerkt, unter der Linde zu Uchtelfangen ein altes Bild aufgestellt, welches auf einem Throne sass. Daneben standen vier Figuren. Hinter diesen waren, wie es wenigstens schien, alte Formen von Opfergefässen. Im Kirchenthurme befand sich vor einigen Jahren auch noch ein Stein mit einem bedeutungslosen Fragmente einer alten Inschrift. Im Walde bei Uchtelfangen ist eine Stelle, »vor Eschweiler« genannt, auf der ein römisches Gebäude gestanden. Dieselbe ist noch nicht ganz untersucht. Ob die Stelle vor dem Dorfe, auf der alten Kirche genannt, auch eine antiquarische Berücksichtigung verdiene, kann ich nicht sagen. Von Zeit zu Zeit werden auf dem Banne von Uchtelfangen auch einzelne römische Münzen gefunden.

20) Wiesbach. Der Pfarrkirche von Wiesbach östlich gegenüber, im nahen Felde ist ein Schutthaufen, der viele Ziegelstücke zeigt. In dem anstossenden Wäldchen ist auch ein Grabhügel, der aber schon geöffnet worden zu sein scheint.

21) Die Herrschaft Illingen. Die ehemalige Herrschaft Illingen, ein Nassau-Saarbrückisches Mannlehen, bestand aus den Ortschaften Illingen, Gennweiler, Wemmetsweiler und Merchweiler. An dem Thurme der Pfarrkirche zu Illingen ist ein Eckstein eingemauert, welcher auf der einen Seite zwei kleine Figuren (Genien oder Amoretten), auf der andern aber Weingeländer mit Trauben enthält. In Wemmetsweiler wurde vor einigen Jahren auchein altes Grab aufgedeckt. In dem Aschenkruge lagen einige Kupfermünzen, die aber nicht mehr zu erkennen waren. Man spricht auch von einem Kloster, welches dort gestanden haben soll. Es ist aber nichts davon sichtbar.

22) Die kurtrierischen Dörfer Hüttig- und Rapweiler. In den Hanfgärten bei Hüttigweiler befindet sich eine Stelle, in der Tumb genannt, wo sich die Reste eines alten Gebäudes zeigen. Am 7. März 1840 deckte ein Einwohner von Hüttigweiler den dort befindlichen Schutthaufen zum Theile auf. Bei dieser Gelegenheit kamen die Fundamente eines alten vierstöckigen Gebäudes zum Vorschein. Die Wände waren am Fusse ziegelroth angestrichen. Der geestrichte Fussboden war mit den gewöhnlichen Heizungsvorrichtungen (Hypocausten) versehen. Nach den Wänden hin lag der Estrich jedoch etwas höher, als in der Mitte. Das Mauerwerk bestand aus sehr regelmässig zugerichteten Sandsteinen, so dass dasselbe dem des Amphitheaters zu Trier ähnlich ist. Auf den Ziegelplatten, welche gefunden wurden, waren folgende Buchstaben mit der hier angegebenen Interpunction zu sehen: Q. VL. SABE. Unter den Trümmern lagen auch einige Stücke von viereckigen

Säulen, die, da sie auf allen Seiten bearbeitet waren, frei gestanden zu haben scheinen. Auf zweien vierzehnzölligen, vierkantigen Säulenstücken befanden sich noch Fragmente einer sechszeiligen Inschrift (wahrscheinlich von zweien Inschriften). Ich kann es nur bedauern, dass ich nicht selbst Gelegenheit hatte, mir von dieser, wenn auch fragmentarischen Inschrift eine Copie nehmen zu können. Es wurden auch zwei Münzen gefunden, nämlich eine aus der ersten Kaiserzeit, jedoch unkenntlich, und eine andere von Tetricus. Zugleich fand man ein metallenes, dem Fragmente einer Patene nicht unähnliches Plättchen. Es lagen auch viele Knochen in dem durch Brand zerstörten Gebäude.

23) Hirzweiler. An einer Stelle, auf der Mess genannt, zwischen der Mühle und dem Dorfe, wurden am 7. Juni 1839 die Reste eines bedeutenden Grabmals ausgegraben. Dasselbe dürfte dem zu Igel wohl wenig, oder auch gar nichts an Grösse nachgestanden haben. Es wurden indessen nur noch wenige Steine mit Bildwerk aufgefunden, welche in die Alterthümer-Sammlung zu St. Wendel gekommen sind. Bei dem Dorfe Hirzweiler und fast in demselben haben sich auch Fundamente alter Gebäude gefunden. Die bedeutendsten Fundamente kommen aber am Eselsrech, in der Nähe der Rennstrasse, vor. Das Land, worauf sie sich befinden, ist Gemeinde-Eigenthum. Der Schutthaufen nimmt einen grossen Raum ein, das Hauptgebäude soll jedoch nur 100 Fuss lang und 36 breit gewesen sein. Vor etwa fünfzig Jahren soll man ein steinernes Bild daselbst gefunden, aber auch gleich wieder zerschlagen haben. Vor einigen Jahren kam auch ein bedeutendes Stück eines Säulenschaftes zum Vorscheine. Eine Münze von Constantin d. G. mit dem bekannten Reverse: Soli invicto comiti, mit dem Strahlenhaupte wurde ebenfalls dort gefunden. Noch im vorigen Jahre erhielt ich von dort einige kleine bronzene Gegenstände, zugleich aber auch Fragmente

sehr feiner irdener Gefässe. Dieselben haben einen Anflug von Bronzierung. Ob dieser aber ursprünglich ihnen ertheilt worden, oder ob er sich im Verlaufe der Zeit erst darauf gebildet, wage ich nicht zu entscheiden. Die bleiernen Röhren der Wasserleitung wurden schon vor Jahren von einem Hirten entdeckt und herausgenommen. Es ist zu bedauern, dass der grosse Schutthaufen nicht regelmässig aufgegraben, sondern, da er von der Gemeinde-Verwaltung einem Einwohner aus Hirzweiler Behufs der Ueberwachung übergeben worden, nur hin und wieder nach Zeit und Bedürfniss aufgewühlt wird. Dadurch aber wird es unmöglich gemacht, einen Grundriss des Ganzen, der über die Bestimmung des einst dort gestandenen Gebäudes einen genügenden Aufschluss geben könnte, zu gewinnen. Die Fundamente der Nebengebäude und der Einfassungsmauern verzweigen sich weithin nach der Höhe und selbst nach der Wiese hin. Sollte dort nicht vielleicht der gewohnt haben, welchem das grossartige Grabmal, wovon oben die Rede war, errichtet worden? Jedenfalls hat dort, wenn dass Gebäude ein privates war, nur ein reicher Mann gewohnt. Dürfte man aber bei dem Klange des Namens Hirzweiler nicht auch vielleicht an eine Hirtii villa denken?

24) Welschbach. Auf dem Banne von Welschbach befindet sich in dem Winkel zwischen den Welschbacher Hecken, dem Stennweilerwalde und der Vogelshecke die Spur eines alten Gebäudes. Eine Erderhöhung und Ziegelfragmente bezeichnen die betreffende Stelle. Das vorhin erwähnte Gebäude auf dem Eselsrech und das vorstehende könnten wohl mit dem Etablissement (mutatio) im ganz nahen Stennweilerwalde in irgend einer Beziehung gestanden haben. — Unterhalb des Dorfes Welschbach, dem vorhin erwähnten Grabmale auf der Mess bei der Hirzweiler Mühle gegenüber, treten ebenfalls einige Erderhöhungen hervor. Im Jahre 1841 liess ich eine derselben im Interesse

des Ottweiler-St. Wendeler Vereins aufgraben. Es wurde ein Fussboden mit den gewöhnlichen Heizungseinrichtungen und eine kleine Wasserleitung, sonst aber gar nichts gefunden. Alles sprach auch nur für eine sehr gewöhnliche Einrichtung. Die Sage, welche auch an diese Stelle eine Kapelle versetzte, ist durch jene Ausgrabung widerlegt worden. Da der hervorragendste Punkt nur ein höchst unbedeutendes Resultat lieferte, so habe ich die schwächern Erhöhungen des Bodens daselbst bisher in Ruhe gelassen. In einem Hofberinge zu Welschbach wurden noch zwei interessante Steine aufbewahrt, welche auf dem Felde ausgegraben worden. Der eine ist das Bruchstück eines steinernen Löwen, der andere aber, bei drei Fuss lang und eben so breit, hat in der Mitte eine Oeffnung von einer Form, welche durch vier Halbzirkel, deren Bogen sich einander gleichmässig zugekehrt sind, gebildet wird. In der Kirchhofsmauer befindet sich ebenfalls ein Stein mit einer Figur. Derselbe soll aber nur ein Fragment sein. Er ist jetzt mit Mauerbewurf bedeckt, wesshalb ich mich hier mit einer blossen Erwähnung desselben begnügen muss. Ich besitze auch einige alte Münzen, welche auf dem Banne von Welschbach gefunden worden sind, z. B. eine alte gallische von schlechtem Golde mit dem heiligen Rosse, eine kupferne, derselben Periode angehörig, und eine römische Familienmünze.

25) Stennweiler. Links an der Strasse von Stennweiler nach Hüttigweiler sieht man im Felde eine kleine Erhöhung im Felde, auf welcher einige Ziegelstücke liegen. Auch in der Nähe von Stennweiler sollen früherhin mehrere behauene Steine, Reste eines alten Gebäudes, im Felde ausgegraben worden sein. Noch im vorigen Sommer wurden zwischen Stennweiler und der Altmühle an einer Stelle, Silbergrube genannt, die Fundamente eines alten, offenbar römischen Gebäudes entdeckt und zu Tage gelegt. Es kommen auch Eisenschlacken in der Nähe vor.

26) Schiffweiler. An einer Stelle zwischen Ottweiler und Schiffweiler, auf der Striet (Street) genannt, nicht fern von der alten Strasse, wurde vor mehreren Jahren eine Küche ausgegraben. Man fand bei dieser Gelegenheit allerlei kleine Gegenstände, die aber nicht weiter beachtet wurden. In der unmittelbaren Nähe ist eine Quelle, die früherhin, wie es wenigstens scheint, überwölbt war. Als man im Jahre 1839 den vorbeiführenden Weg erweiterte, kamen nicht nur bearbeitete Steine, sondern auch der Torso einer weiblichen Figur aus Sandstein zum Vorschein. Dieselbe trug einen Gürtel und war nicht schlecht gearbeitet. Man dürfte wohl den Torso einer Nymphe darin zu erkennen haben. Als ich diesen Stein wegnehmen lassen wollte, um für dessen Erhaltung zu sorgen, war er schon abhanden gekommen. Im Kowäldehen zeigen sich mehrere Erd- und Steinhaufen, in denen Reste alter Gebäude und Gräber enthalten sind. Beim Kowäldchen liegen so viele Eisenschlacken, dass man das dortige Gebäude sogar „die Eisenhümes“ nennt. Als man vor einigen Jahren einen Forstschutzgraben daselbst aufwerfen liess, wurden verschiedene kleine Gegenstände gefunden, die jedoch kein besonderes Interesse darbieten. Unterhalb des Kowäldchens kommen, auf einem Vorsprunge westlich, bei den Steinbrüchen mehrere alte Gräber vor. Schon in frühern Jahren wurden einige derselben aufgedeckt. Das war jedoch besonders im vorigen und in diesem Jahre der Fall. Im Monat Mai dieses Jahres wurden drei derselben in meiner Gegenwart geöffnet. Dieselben waren sehr einfach. Man fand nur einen Aschenkrug mit einer kleinen Schüssel und einige Spangen. Bei den Krügen war eine klebrige, kalkige Masse, die wohl nur von verwesten Gebeinen herrühren kann. An einigen Stellen bemerkte man in der Erde eine schwarze Fläche, die sonder Zweifel beim Verbrennen der Leichen entstanden ist. In zweien Gräbern fand man, ausser den

zerfressenen Spangen, auch einige Stücke verrosteten Eisens. Aber nur ein Stück zeigte noch die Gestalt eines Spiesses oder eines Schwertes. Die kleinen Urnen, Krüge und Schüsselchen sind nur durch einige Feldsteine schlecht geschützt. Wir konnten daher bei aller Behutsamkeit nichts unzerbrochen herausziehen. Die irdenen Gefässe waren überhaupt nicht nur sehr morscher Natur, sondern auch fast alle durch die Last der Decke zerdrückt. Diese Gräber sind in der Regel 7—8 Fuss von einander entfernt, wodurch das Auffinden derselben sehr erleichtert wird, obgleich sie auf der Oberfläche nicht bemerkbar sind. Unterhalb der Altmühle finden sich an einem südlichen Abhange noch Fundamente im Boden, die von der Sage zwar einem Kloster (Mühlenbach) zugeschrieben werden, in der That aber einem römischen Gebäude angehört haben.

27) Landsweiler. Zwischen dem Heiligenwald und Kalenberge liegen viele Eisenschlacken. Es scheinen auch Gebäude daselbst gestanden zu haben. Auch im Grüberswalde kommen sogenannte Heidengruben (alte Erzgruben) vor. In der Hanfgewand liegen ebenfalls viele Eisenschlacken. An dieser Stelle stand offenbar eine Eisenschmelze.

28) Neunkirchen. Auf einem Hügel, der an den District Haderhecke grenzt, wurden vor mehreren Jahren die Fundamente eines alten Gebäudes aufgegraben. Man sprach damals zwar von grossen und wichtigen Funden, die gemacht worden sein sollten, allein Näheres ist darüber nicht bekannt geworden. Die Sage träumt indessen auch an dieser Stelle wieder von einem Kloster, von dem die Geschichte unserer Gegend nichts weiss.

29) Forbacherhof. In einer Waldstrecke, welche an diesen Bann stösst, heisst eine Stelle „die Heidenköpfe“. Weiter ist mir aber darüber nichts bekannt.

30) Wellesweiler. Im sogenannten Kasbruche soll eine Stadt gestanden haben. Das Ganze dürfte sich aber

auf irgend ein einzelnes Gebäude beschränken. Dafür sprechen auch die Steine und Ziegel, welche man dort gefunden. Ein alter Mann aus Wellesweiler erzählte mir, dass um das Jahr 1806 ein Hirt ein steinernes Kreuz daselbst gefunden habe, das bald hier bald dort aufgestellt worden und dann untergegangen sei.

31) Ober-, Mittel- und Nieder-Bexbach. Diese Dörfer, nebst dem Frankenholzerhofe, sonst zur Grafschaft Ottweiler gehörig, bilden jetzt einen Bestandtheil des pfalzbayerischen Land-Commissariates Homburg. *Heintz* sagt in dem oben angeführten Werkchen, dass hin und wieder auf den Gemarkungen dieser Gemeinden Fundamente von Gebäuden, dann Urnen, Münzen u. s. w. gefunden worden [1].

1) Indem ich für jetzt diese Notizen beschliesse, kann ich nicht umhin, mein Bedauern auszudrücken, dass man den Alterthümern hiesiger Gegend in früherer Zeit so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wurden früherhin auch einmal alte Münzen u. s. w. gefunden, so suchte man dieselben, um sie nicht ohne alle Vergütung an die herrschaftliche Rentkammer abliefern zu müssen, zu verheimlichen und zu verschachern. Auf diese Weise wurde Manches verschleppt, Manches dem Schmelztiegel überliefert. Werke der Bildhauerkunst und Inschriften wurden gewöhnlich, wenn man sie nicht mit Vortheil bei einem Neubaue als gewöhnliche Bausteine verwenden konnte, zertrümmert. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, diesem Gegenstande eine verdiente Aufmersamkeit in hiesiger Gegend zu schenken. Der Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, mehr aber noch dem Vereine für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen Ottweiler und St. Wendel, gebührt das Verdienst, ein grösseres und allgemeineres Interesse für die antiquarischen und geschichtlichen Verhältnisse unserer Gegend erweckt und verbreitet zu haben. Es ist daher zu wünschen, dass es dem auch in den erwähnten Verhältnissen sehr unterrichteten Landrathe des Kreises St. Wendel, Hrn. Regierungsrath *Engelmann* gefallen möge, recht bald einen zweiten Bericht über die neuen Entdeckungen im Bereiche des zuletzt genannten Vereins zu veröffentlichen; sowie dass der Gymnasial-Oberlehrer, Hr. Dr. *Schröter* zu Saarbrücken die Erfolge seiner

Resultate.

1) **Vorrömische** oder **celto-gallische** Alterthümer kommen in hiesiger Gegend nur wenige vor. Zwei celtogallische Münzen, zu Welschbach gefunden, sind Alles, was ich in dieser Beziehung anzuführen habe. Ob die steinernen Streitäxte aus Mainzweiler auch der celto-gallischen oder einer spätern Periode angehören, lasse ich dahingestellt.

2) Die alten Gräber in hiesiger Gegend sind verschiedener Art: z. B. a) Ein Grab bestand aus einem einzigen in die Erde eingesenkten Steine mit einer Höhlung, in welcher der Aschenkrug stand. b) Viele Gräber befinden sich ohne bemerkbare Erhöhung der Oberfläche in der Erde. Dieselben bestehen aus einem Kruge oder einer kleinen Urne und einem Schüsselchen. Bei einigen lagen kupferne Spangen und einige verrostete Eisenreste von Waffen. Ein Thränenfläschchen kam nur in einem einzigen Grabe vor. Da sich auch ein grober Fingerring dabei vorfand, so möchte ich dieses Grab einem Frauenzimmer zuschreiben. Lampen kamen nirgends vor. c) Im Walde vor Wiesbach, an der Rennstrasse, im Kaaswalde bei Urexweiler und im Himmelwalde zwischen Ottweiler und Werschweiler kommen Grabhügel vor. d) Bei Hirzweiler wurden die Reste eines grossartigen Grabdenkmals aufgefunden. Ich halte diese Gräber für **römische**.

3) Die Fundamente der alten Gebäude deuten durchgehends auf römischen Ursprung.

4) Diese Gebäude bildeten nur einzelne zerstreut liegende Etablissements oder Niederlassungen, aber keine Dörfer im heutigen Sinne des Wortes, und die meisten derselben kommen vor auf den Bannen von Urexweiler, Ottweiler, Mainzweiler, Welschbach und Hirzweiler, Stennweiler und Schiffweiler.

---

persönlichen rühmlichen Thätigkeit und die Resultate der Wirksamkeit des dortigen historisch-antiquarischen Vereins bald bekannt mache.

5) Dieselben liegen gewöhnlich a) nicht in der unmittelbaren Nähe der Strassen, b) meist an östlichen, südlichen (und zwar am häufigsten) und westlichen Abhängen oder Terrain-Neigungen.

6) Die einstige Bestimmung derselben lässt sich nur in wenigen Fällen noch ermitteln. Viele derselben mögen indessen, nach ihrer Lage zu urtheilen, a) Bauernhöfe (villae rusticae) gewesen sein. b) Auf der Höhe des Stennweilerwaldes stand ein öffentliches Etablissement, nämlich eine Posthalterei (mutatio). c) Auffallend viele Eisenwerke kommen vor, z. B. 1) in dem Elchenbach bei Ottweiler, 2) zu Neumünster, 3) zu Wiebelskirchen, 4) auf der Reitenwaldsmühle, 5—6) an zwei Stellen zu Urexweiler, 7) am Kowäldchen, 8) zwischen Stennweiler und der Altmühle, 9—10) bei Landsweiler, wo sonder Zweifel auch das Eisenerz gegraben wurde. — Mehrere jener Eisenwerke sind an Stellen errichtet gewesen, die es einem auf den ersten Blick sagen, dass das Wasser bei dem Betriebe derselben keine Dienste habe leisten können. Man muss daher wohl eine andere Vorrichtung in Anwendung gebracht haben, die dasselbe entbehrlich machte. d) Zu Urexweiler und Mainzweiler scheinen Kalköfen gewesen zu sein. e) Es fehlte der hiesigen Gegend auch nicht an heiligen und geweihten Oertern, und selbst nicht an, wenn auch noch so kleinen, Tempeln. Ich habe, wenigstens andeutungsweise, dazu gerechnet: 1) die Baustätte der alten Pfarrkirche zu Wiebelskirchen, 2) eine Quelle zwischen Ottweiler und Schiffweiler, 3) den Fundort des Altars zu Urexweiler, und 4) die Tumb bei Hüttigweiler.

7) Mehrere dieser Gebäude sind, allem Anscheine nach, durch Brand zerstört worden.

8) Von den Besitzern jener Gebäude waren mehrere Soldaten (Veteranen).

Nimmt man Rücksicht auf die vielen Strassen, welche

gerade die hiesige Gegend durchkreuzten, so wie auf die Eisenwerke, welche in derselben im Betriebe waren, so ist es einleuchtend, dass dieselbe zur Zeit der Herrschaft der Römer ziemlich belebt und bewohnt gewesen. Späterhin aber scheint sie auch eben so öde geworden zu sein. Gerade in hiesiger Gegend finden wir die Einsiedler St. Wendalin und St. Ingobert am Schlusse des fünften Jahrhunderts. Vielleicht waren es gerade die vielen Strassen und Etablissements, welche in ruhigern Zeiten die Zunahme der Bevölkerung beförderten, in den Kriegszeiten auch die Verwüstung und Verheerung der hiesigen Gegend begünstigten, indem die eindringenden Feinde sich leicht nach allen Richtungen hin verbreiten konnten. Um das Jahr 511 erwarb indessen der h. Remigius, Erzbischof von Rheims, Bischniesheim bei Saarbrücken, Cusel und Altenplan. Von nun an tauchen die christlichen Etablissements (Klöster) nach und nach und durch sie und neben ihnen andere Kirchen aus dem Dunkel auf, um die hiesige Gegend zu erleuchten. So entstand schon um das Jahr 590 ein Kloster an der Ausmündung des Glans in die Nahe (Disibodenberg). Um das Jahr 600 finden wir die ersten Anfänge des Klosters Tholey, um das Jahr 740 das Kloster Hornbach, um das Jahr 860 das Kloster Neumünster bei Ottweiler, welches mit mehrern bereits bestehenden Kirchen und Kapellen in der Umgegend dotiert wurde.

Ottweiler, den 3. December 1846.

Hansen,
kath. Pfarrer und Schul-Inspector.

3. Die römiſche Niederlaſſung bei Köngen in der mittleren Neckargegend.

Ungefähr ⅛ Stunde südlich von dem Pfarrdorfe Köngen im Oberamtsbezirk Esslingen liegt über dem Neckarthale und gegenüber der Einmündung des Lauterthals eine freie Ackerfläche, das »Burgfeld« genannt. Dasselbe bildet eine flache, ovale Bergkuppe, welche gegen Süden von dem Thalgehänge des Neckars, gegen Osten und Westen von 2 Seitenthälchen begrenzt ist. Die Thalgehänge selbst sind am oberen Rande durch eine theils natürlich theils künstlich gebildete Terrasse umwallt, so dass das Burgfeld von 3 Seiten fest und nur von der Nordseite her auf ebenem Wege zugänglich war. Diese Stelle gehört, wegen ihrer ausgebreiteten Aussicht in das Neckar- und Lauterthal und an einen grossen Theil der Alp, zu den schönsten in der mittleren Neckargegend.

Die Volkssage, dass hier eine Stadt gestanden habe, hat sich durch ausgebreitete planmässige Nachgrabungen, welche Herzog Karl im Jahr 1783 anordnete, hinlänglich bestätigt. Die Ergebnisse derselben waren sehr lohnend und förderten bald die Ueberreste einer ausgedehnten römischen Niederlassung zu Tage. Es wurden Strassen, Wasserleitungen, Fundamente, Souterrains und Hypocausten regelmässig angelegter Gebäude aufgedeckt und in denselben eine grosse Anzahl merkwürdiger, zum Theil werthvoller Anticaglien gefunden, z. B. zwei schöne Bronze-Statuetten des Jupiter und der Minerva, ferner von demselben Metall: Schreibgriffel, chirurgische Instrumente, ein Maasstab, Haarnadeln, Löffel, Lampen, Schlüssel, Fingerringe mit geschnittenen Gemmen u. s. w. Von Eisen fand man verschiedene Waffen, Handwerkszeuge und Geräthschaften

als: Scheerspitzen, Aexte, Sägen, Hämmer, Meissel, Schlüssel, Messer, Glocken, Ketten, eine kleine Schnellwage u. s. w. Ausser einer Menge Bruchstücke thönerner Gefässe erhielt man 15 nur wenig beschädigte Amphoren, von denen die grösste 55 würt. Maass hielt, ferner ganz erhaltene Krüge, Teller, worunter mehrere von Siegelerde, welche mit Figuren aus Laubwerk schön verziert waren. Die Gefässe trugen häufig die Namen der Töpfer als: Ritunus, Marinus, Placidus, Primitius, Viccius, Quintus, Victorinus, Regulinus, Avitus, Virilis, Ianus, Firmus, Reginus, Cerialis u. s. w.

Unter den aufgefundenen Fragmenten von Säulen, Statuen etc. fand sich auch ein behauener Stein mit der Aufschrift

140. EX IVSSV POSVIT

Silberne und eherne Münzen, welche bis auf Gallus (251—3) gehen, wurden 213 an der Zahl gefunden.

Von den aufgefundenen Gegenständen, die anfangs im Schloss zu Köngen aufbewahrt, aber nicht gehörig überwacht wurden, ging leider der grössere und bessere Theil verloren, und erst im Jahr 1814 wurde der unbedeutende Rest derselben in das Antiquarium nach Stuttgart gebracht. Die aufgegrabenen Gebäudereste u. s. w. liess man wieder eindecken, und seit 60 Jahren furcht nun der Pflug wieder über die ehemalige Römerstadt. Da sich aber die angestellten Untersuchungen nicht über die ganze Fläche des Burgfeldes erstreckten, so mag der Zufall unterdessen noch manchen Gegenstand von antiquarischem Werthe ans Licht gebracht haben, wovon übrigens nichts bekannt wurde, bis man im Jahr 1832 einen Gelübdestein mit abgeschlagenem Bildwerk und folgender Inschrift auffand:

141. DEO· MERCVRIO. VI
SVCIO. ET. SACTE. VISV
CIE. P. QVARTIONIVS
SECVNDINVS. DECV
cIVI. SVMA... IV. V. S. L. M.

In der Hoffnung, dass die antiquarische Fundgrube bei Köngen noch nicht völlig ausgebeutet sein werde, untersuchte ich im Frühjahr 1843 das Burgfeld aufs Neue und erhielt folgende Gegenstände: mehrere röm. Münzen, einen zierlich gearbeiteten Stimmhammer einer Lyra und einen Würfel aus Bronze, ferner ein Fragment eines Reliefs, vermuthlich die Diana vorstellend, und einen aus grobkörnigem Keupersandstein trefflich gearbeiteten, aber leider beschädigten Kopf des Kaisers Antoninus Pius, um dessen schön gelocktes Haar ein dichter Lorbeerkranz sich windet.

Von diesen neuen Erwerbungen machte ich der mir vorgesetzten Stelle, dem Königl. Würt. statistisch-topographischen Büreau, die geziemende Anzeige, worauf ich die Erlaubniss erhielt, auf dem Burgfeld bei Köngen weitere Untersuchungen vornehmen zu dürfen.

Im April 1844 liess ich nun an Stellen, welche bei den frühern Forschungen unangetastet blieben, Nachgrabungen anstellen. Jeder Spatenstich brachte röm. Gefässe, Ziegel u. s. w. zum Vorschein, und in unbedeutender Tiefe von 1—2′ wurden Grundmauern ansehnlicher Gebäude, Hypocausten, Estrichboden u. s. w. aufgedeckt, die im Allgemeinen anderseitig ausgegrabenen Fundamenten römischer Gebäude ähnlich waren. Bemerkenswerth ist ein Raum, den man nach seiner Einrichtung für ein Schlachthaus erkannte: er besteht aus einem 25′ langen und 20′ breiten, mit einer 2′ 5″ dicken Mauer umgebenen Estrichboden; derselbe ist blutroth gefärbt, dacht sich sanft ab und hat in der Mitte eine Rinne, welche zum Ablauf des Bluts diente. Neben einer röm. Münze wurden hier mehrere Fleischhacken, wie sie gegenwärtig noch unsere Fleischer haben, aufgefunden. Während der Ausgrabungen erhielt ich ausser mehreren röm. Münzen eine Menge Bruchstücke der verschiedensten röm. Gefässe mit Verzierungen und Töpferstempeln, unter diesen ein beinahe erhaltenes, schön verziertes Gefäss von Siegel-

erde, ferner folgende Gegenstände aus Bronze: einen Henkel nebst dem Beschläge, in welches derselbe eingehenkt wurde (letzteres stellt ein Rebenblatt vor, auf dem ein Kopf abgebildet ist), ein niedliches Beschläge, auf welchem eine nackte Figur zwischen Arabesken sich befindet, einen Löffel, einen Würfel und einen 2′ 5″ langen Pfeil mit Widerhaken und gewundenem Stabe u. s. w.

Was nun die Niederlassung selbst anbetrifft, so war diese sehr ausgedehnt und erstreckte sich über eine ungefähr 200 würt. Morgen betragende Fläche, über welche quer eine 18′ breit gepflasterte und zu beiden Seiten je 3′ mit Neckargerölle beschüttete Hauptstrasse führte. Zunächst derselben zeigte sich eine Regelmässigkeit in der Anlage der Gebäude, indem diese zu beiden Seiten der Strasse in verschiedenen Zwischenräumen gebaut waren, und zwar so, pass je ein Gebäude auf der einen Seite der Strasse dem Zwischenraum zweier Gebäude auf der andern Seite gegenüber stand. Je entfernter die Wohnungen von der Hauptstrasse waren, desto weniger konnte man eine regelmässige Reihenanlage derselben bemerken; sie standen dann mehr vereinzelt, jedoch, wie die übrigen, mit freier Aussicht gegen das Neckarthal. Sämmtliche Gebäude scheinen gegen Südost orientiert gewesen zu sein, was auf die Vermuthung leiten könnte, die Römer haben hier den sogenannten Sonnenbau angewendet. Seitenstrassen wurden im ehemaligen Römerort keine aufgefunden, dagegen waren die Hofräume einiger Gebäude gepflastert und beinahe sämmtliche Räume zwischen den Häusern 1′ dick mit Neckargerölle beschüttet und fest gestampft, was zur Reinlichkeit des Orts nicht wenig beigetragen haben mag.

Die Gebäude selbst waren verschiedener Grösse, einzelne nur 25—30′ lang und 20′ breit, andere hingegen 70—100—110—195′ lang und 40—50′ breit; die meisten hatten Souterrains von verschiedener Tiefe und Grösse, zu

denen steinerne Treppen führten. Die Boden der Wohnungen bestanden zum grössten Theil aus Estrich von verschiedener Färbung; einzelne waren gepflastert, vermuthlich dienten derartige Gebäude als Stallungen. In der Nähe der Wohnungen, und zum Theil von diesen ausgehend, fand man 2′ hohe und 2′ breite mit Estrich bestochene Kanäle, durch welche ohne Zweifel die gebrauchten und verunreinigten Wasser abgeführt wurden. Die Trümmer der Niederlassung, unter denen sich eine Menge Menschen- und Thierknochen vorfanden, zeugen von einer furchtbaren Zerstörung, welche hier nicht nur gegen die Gebäude, sondern auch gegen die unglücklichen Bewohner wüthete.

Wie die angeführten Ergebnisse der Ausgrabungen bei Köngen schon hinlänglich nachweisen, dass die Römer daselbst eine Niederlassung von gröserer Bedeutung angelegt hatten, ebenso wird dieses durch die röm. Heerstrassen, welche sich hier vereinigen, noch mehr bestätigt. Die bis jetzt aufgefundenen sind folgende: 1) Von der Rheingegend führte über Eppingen, Pforzheim, Böblingen eine Heerstrasse nach Köngen, überschritt hier den Neckar und setzte ihren Zug gegen Kirchheim und auf das Plateau der Alp fort; dort verband sie sich mit der röm. Strasse, welche von Augsburg über Feimingen, Heidenheim u. s. w. herführte; 2) zog eine Strasse zu der röm. Niederlassung bei Cannstatt und von da an den untern Neckar; 3) eine in westlicher Richtung gegen den Limes oder die Reichsgrenze; 4) eine nach Rottenburg, Sumlocenne; und endlich 5) eine gegen Süden, deren Fortsetzung noch nicht sicher nachgewiesen werden kann.

Die Römer beschränkten sich aber nicht allein auf den Punkt bei Köngen, sondern liessen sich auch in der Umgegend in kleineren Wohnorten häuslich nieder. Ein derartiger Wohnplatz wurde schon 1811 bei Pfauhausen aufgefunden; in neuester Zeit entdeckte ich noch weitere, bei

der sogen. Hettenmauer (Heidenmauer) auf der Markung Köngen, auf den Maueräckern bei Waldungen und beim Steig, dem Burgfeld gegenüber, auf der Unter-Boihinger Markung.

Wird nun eine Vergleichung der röm. Niederlassung bei Köngen mit den sonst in Würtemberg bekannten angestellt, so erscheint diese als eine der ausgedehntern und hinsichtlich ihrer Bestimmung gleich bedeutend mit den längs des Neckars bestandenen röm. Niederlassungen bei Rottweil, Rottenburg, Cannstatt, Marbach, Böckingen (Heilbronn gegenüber) etc., welche sämmtlich an Stellen angelegt waren, wo die Terrain-Verhältnisse einen leichten Uebergang über Thal und Fluss gestatten.

Da bekanntlich die Römer alle namhaften Defilés zu umgehen suchten, so wählten sie geeignete Uebergangspunkte aus, um an solchen ihre wichtigeren Heerstrassen über die Thäler zu führen und legten daselbst zur Deckung des Uebergangs ihre militärischen Colonien an. Die gleiche Bestimmung scheint ursprünglich der Römerort bei Köngen gehabt zu haben; hier, wo die Thalgehänge des Neckars sich sanft abflachen und leicht zu ersteigende Anhöhen bilden, erkannten die umsichtigen Römer den geeignetsten Punkt, um ihre grosse Heerstrasse, welche die Rheingegend bei Salz (Saletio) mit den Niederlassungen bei Feimingen an der Donau (Pomone) und mit Augsburg (Augusta Vindelicorum) auf dem nächsten Wege verband, über das Neckarthal zu führen und legten hier zum Schutz des Uebergangs eine Colonie an, welche ohne Zweifel anfangs nur mit Kriegern besetzt wurde, bis sich später, durch die reizende und fruchtbare Lage des Ortes angezogen, auch Gewerbe und Ackerbau treibende Römer hier ansiedelten, wodurch der Römerort nicht nur eine grössere Ausdehnung, sondern auch ausser der militärischen noch eine bürgerliche Bedeutung erhielt.

Topograph Paulus.

4. Cäsar's Bericht über den Lauf der Maas[1]).

Die Stelle, in welcher Cäsar über den Lauf der Maas und des Rheines berichtet, B. G. IV. 10, hat auch in der neuesten Zeit von der einen Seite eine sehr gewaltsame Kritik oder Erklärung oder beide zugleich sich gefallen lassen müssen, während sie von einer andern Seite dem mit den örtlichen Verhältnissen so genau bekannten Schriftsteller den Vorwurf zugezogen, er habe in gröblichem Irrthume die Maas in den Rhein fliessen lassen, was um so weniger angenommen werden darf, als ihm bekannt sein musste, mit welcher Gewalt sich die Maas, welcher Tacitus (Ann. II. 6) *immensum os* zuschreibt, in das Meer ergiesst; denn dass Cäsar nach der ihm beigelegten Verbindung der Maas mit dem Rheine wieder eine Trennung derselben sich gedacht habe, würde ganz und gar dem Sinne der Stelle widersprechen, da ein so wichtiger Umstand nicht unerwähnt bleiben durfte. Auch darf man nicht etwa mit *Schneider* behaupten, es sei gar nicht zu verwundern, dass Cäsar's Beschreibung des Laufes der Flüsse in jenen vielfachem Wechsel unterworfenen Gegenden mit den heutigen Verhältnissen nicht ganz übereinstimme, da wir schon bei Tacitus ganz den gegenwärtigen Lauf der Waal und Maas, die sich nicht mit dem Rheine verbindet, angedeutet finden, und Tacitus, wäre seit der Zeit Cäsar's, den er (Germ. 28) *summus auctorum* nennt, und auf den er besondere Rücksicht nehmen musste, eine so bedeutende Aenderung eingetreten, dieselbe nicht unerwähnt lassen konnte.

1) Vgl. diese Jahrbücher V. 261 ff. IX. 60.

Nach dem ersten leider auch jetzt, wenn nicht ganz verkannten, doch häufig nicht befolgten Grundsatze der Kritik müssen wir nicht von der jetzigen Vulgata, die manchen eine unerschütterliche Basis scheint, sondern von der Lesart der anerkannt besten Handschriften ausgehn, als welche uns bei Cäsar, wie *Schneider* gezeigt hat, der Bongars. A und der Paris. A gelten müssen. Nach diesen lautet die betreffende Stelle also:

> Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibus Lingonum, et parte quadam Rheni recepta, quae vocatur Vacalus, insulam (oder insula) quae efficit Vatavorum, in Oceanum influit, neque longius ab Oceano milibus passuum LXXX in Rhenum influit.

Den ersten Anstoss gibt hier *quae* nach *insulam*, welches die ganze Bildung des Satzgefüges heillos verwirrt, weshalb man statt desselben, nicht ohne handschriftliche Auctorität, nach einer gewöhnlichen Vertauschung *que* gesetzt hat, und hierbei haben sich *Oudendorp, Herzog, Ukert, Dederich* u. a. beruhigt. Hiernach würde Cäsar, da *que* an den Relativsatz mit *quae* anschliesst und demnach *insulamque efficit Vatavorum* relativisch zu *parte quadam Rheni* gehört, offenbar sagen, die Waal (vor ihrer Verbindung mit der Maas) bilde oder vollende die Insel der Bataver. Dass die Waal die Bataverinsel vollende, hätte Cäsar nur bei der stärksten Unkenntniss der Ortsverhältnisse behaupten können. Aber auch den Ausdruck, sie bilde die Insel der Bataver, dürfen wir dem Cäsar unmöglich zuschreiben. „Die Waal bildet die Insel der Bataver dadurch," sagt *Dederich* (Jahrb. V. 262), „dass diese zunächst durch ihren Ausfluss aus dem Rheine die Insel anfängt." Ein solcher Ausdruck wäre aber der sonderbarste, den man sich denken könnte. Nicht die Waal bildet die Bataverinsel, sondern der Rhein dadurch, dass er sich in zwei Arme trennt, von denen der eine den Namen der Waal führt, woher

Plinius (N. H. IV. 29) richtig bemerkt, sie befinde sich *in Rheno ipso*[1]). Es spricht aber gegen jene Deutung auch der Umstand sehr entscheidend, dass man nicht einsieht, wie Cäsar darauf gekommen sein sollte bei der Beschreibung des Laufes der Maas zu bemerken, die Waal, welche in dieselbe fliesst, bilde vorher, durch ihre Trennung vom Rheine die Insel der Bataver, wogegen es für den Lauf der Maas höchst bedeutend ist, und daher nicht unerwähnt bleiben konnte, dass sie nach ihrer Verbindung mit der Waal die dritte Seite der Insel bildet[2]).

Zeigt sich nun sowohl *que*, als *quae* an unserer Stelle als eine Unmöglichkeit, so müssen beide nothwendig sich gefallen lassen, sich von einem Platze zu entfernen, wo sie nur störend wirken. Fallen sie aber aus, so stehen die Worte *in Oceanum influit* so einsam und ausser allem Zusammenhange da, dass sie freiwillig den Platz räumen werden. Wie sie hineingekommen, wollen wir einstweilen unentschieden lassen. Werfen wir also, wie *Schneider* mit richtigem Takte gethan hat, was sich nicht halten lässt, getrost aus, so lautet die Stelle also:

1) *Schneider* sagt: Hanc (insulam) Caesar triquetram facit (?) Rheno, Vacalo, Mosa circumdatam, quorum primus secundum a se dimittens inchoat insulam, tertius secundum recipiens continuat (?), idem denique in primum influens absolvit. Itaque Mosam primas quasi partes agentem, efficere insulam dicit. Aber müssten wir *efficere* in diesem Sinne von der Bildung der Insel verstehn, so würde dieses nicht der Maas, sondern dem Rheine zugeschrieben werden müssen.

2) Die Insel der Bataver liegt zwischen dem Rheine, der Waal bis zu ihrem Zusammenflusse mit der Maas, ferner der Maas und dem Meere. Ueber den frühern Lauf der Waal von ihrer ersten Verbindung mit der Maas bis zu ihrer dritten und letzten können wir nichts Gewisses bestimmen. Wenn Plinius sagt, die Insel erstrecke sich im Rheine *prope centum milia passuum*, so ist dies die ungefähre jetzige Entfernung der Trennung des Rheins und der Waal vom Meere.

Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibus Lingonum, et parte quadam ex Rheno recepta, quae appellatur Vacalus, insulam efficit Vatavorum, neque longius ab Oceano milibus passuum LXXX in Rhenum influit.

Noch immer fliesst die Maas in den Rhein, und fast scheint es, dass es eines heroischen Mittels bedürfe, beiden Strömen ihren getrennten Lauf zu sichern. Ein solches hat denn auch *Ukert* bereits versucht, indem er die ganze Stelle *neque longius — in Rhenum influit* als Interpolation ausscheidet, wovon ihn die völlige Unwahrscheinlichkeit, dass ein Interpolator die bestimmte Angabe der Entfernung ven achtzig Meilen ohne weiteres eingeschoben und man weiss nicht woher geschöpft habe, abhalten musste.

Versuchen wir, ob es uns auf mildere Weise gelinge, den Cäsar von dem Vorwurfe argen Irrthums zu befreien, so bietet uns den zweiten bedeutenden Anstoss *neque longius*, das, wie *Schneider* richtig bemerkt hat, nur da gebraucht wird, wo man eine weitere Entfernung erwarten sollte. Aber *Schneider* bedient sich selbst dieser richtigen Einsicht nur zur Widerlegung der falschen Aenderung der Worte *in Rhenum,* wofür schon in Handschriften *in Oceanum* versucht ward, und zu seiner Erklärung: Novum hoc et praeter expectationem fieri videtur, ut amnis tam prope Oceanum in alium amnem potius, quam in Oceanum influat. Aber dass dieses dem Cäsar sonderbar geschienen habe, können wir unmöglich annehmen [1]; auch würde daraus folgen, dass ihm ein dem Meere noch näherer Zusammenfluss der Waal mit der Maas ganz unbekannt gewesen wäre, was eine höchst unwahrscheinliche Annahme

1) Der Lauf der Tiber selbst hätte dem Cäsar unbekannt sein müssen, hätte er dies für sonderbar halten können; er hätte nicht wissen müssen, dass der Anio drei Meilen vor Rom von der Tiber aufgenommen wird, neunzehn Meilen vom Meere entfernt.

sein würde. Richtig scheint uns *Dederich* (S. 262) bemerkt zu haben: »Wie passt in die Ansicht von *Schneider* der Ausdruck *neque* (i. e. et non) *longius?* Man erwartete, dass Cäsar bloss geschrieben hätte: *et ab Oceano.*« Aber nicht besser steht es mit *Dederich's* eigener Erklärung: »Die Maas nimmt einen Rheinarm, nämlich die Waal, auf und ergiesst sich in den Ocean; nachdem sie jedoch vorher, 80000 Schritte vom Meere entfernt, in den Rhein übergegangen ist.« *Neque* erklärt er *neque vero, neque tamen;* die in ihm liegende Negation muss er doch mit *longius* verbinden. Was soll dann aber, fragen wir von neuem, *non longius,* das auf eine erwartete weitere Entfernung gehn muss? Hier würden wir eher das Gegentheil erwarten, dass die Maas schon achtzig Meilen vom Meere entfernt sich mit dem Ocean verbinde. Doch hören wir Herrn *Dederich* weiter. »Einen zweimaligen Uebergang der Maas in die Waal hat weder Tacitus angenommen, noch auch Cäsar: beide kennen nur einen einmaligen Zusammenfluss, sei es nun Thiel oder Gorkum gegenüber. Mag dieser nun bei dem einen oder bei dem andern Orte angenommen werden: Cäsar nahm vor der Vereinigung der Maas und Waal noch einen transitus der Maas in den Rhenus an; die Entfernung aber, die Cäsar von diesem transitus bis zum Ocean angibt, nämlich 80000 Schritte d. i. 16 geographische Meilen, entspricht in der Wirklichkeit ziemlich genau der Entfernung vom Meere bis zur Theilung des Rheines in Rhein und Waal, so dass also der vermeintliche transitus der Maas in den Rhein als identisch erscheint mit unserm fraglichen confluens Mosae et Rheni.“ Indem wir das Uebrige, was zum Theil durch das Bisherige erledigt ist, unbeachtet lassen, halten wir uns an die Behauptung, die Entfernung vom Meere bis zur Theilung des Rheines in Rhein und Waal betrage ziemlich genau achtzig römische

Meilen [1]). Offenbar kann hier nur die Länge des Stromlaufes gemeint sein; *Dederich* muss demnach behaupten, der Lauf der Maas von ihrer Verbindung mit der Waal an sammt dem Laufe der Waal von ihrer Trennung vom Rheine bis zu jenem Zusammenflusse mit der Maas betrage ungefähr achtzig Meilen. Dass dieses irrig sei, leuchtete mir bald ein, doch glaubte ich, um hierin sicher zu gehn, die Entscheidung eines Sachkundigen einziehen zu müssen. Herr Conservator Dr. *Janssen* in Leyden, eines der thätigsten Mitglieder unseres Vereines, hatte die Güte mir folgende Mittheilung zu machen: »Die Maas und Waal fliessen zuerst beim Fort St. Andries, gegenüber dem Dorfe Rossem, nach *Leemans* das Grinnes, zusammen; es ist dieses ein alter Zusammenfluss, der vermuthlich durch eine Niederlassung der Römer befestigt wurde. Ein neuerer Zusammenfluss ist der zweite bei Lövestein, wie der Name nieuwe Maas beweist, den die (alte) Maas von Hedinkhuisen bis nach Lövestein führt. Das dritte Mal verbanden sich die beiden Flüsse bei Putterich, jetzt unterhalb Vlaardingen; die alte Maas nämlich, die von Hedinkhuisen durch das Bett der noch vorhandenen oude Maas, ferner durch das jetzt von den Wellen verschlungene Land des Biesbosch, weiter durch die Westmaas nach Puttestein floss, verband sich dort mit der Waal. Von dem ersten Vereinigungspunkte, St. Andries, bis zum Meere beträgt der Lauf der Maas etwa 75, der Lauf der Waal vom alten Trennungspunkte bis St. Andries etwa 40 römische Meilen.« Hiernach würden also die achtzig Meilen

1) Es ist an sich unwahrscheinlich, dass Cäsar diese beiden Entfernungen zusammenzähle. Soll man etwa annehmen, er habe den Lauf der Maas bis zu ihrem letzten Verbindungspunkte mit der Maas nebst dem Laufe der Maas von dort bis zum Meere summiert? Auch diese Zusammenzählung wäre um nichts wahrscheinlicher.

bei Cäsar, wollte man an die Entfernung des Trennungspunktes von Rhein und Waal bis zur Mündung der Maas denken, um etwa 35 überstiegen werden. Die Mündung des Rheines liegt von demselben Trennungspunkte 107½ römische Meilen entfernt. Demnach kann Cäsar diesen Punkt bei der Bestimmung der achtzig Meilen unmöglich gemeint haben, dagegen liegt es sehr nahe an den ersten Zusammenfluss der Waal und Maas zu denken, da der Lauf der Maas sich leicht einige Meilen seit der Zeit Cäsar's verkürzt haben kann.

Sehen wir die Worte hierauf noch einmal an, so fällt uns neben *neque longius* das schliessende *in Rhenum influit* um so mehr auf, als der unmittelbar darauf folgende Satz, welcher den Lauf des Rheines beschreibt, mit den Worten *in Oceanum influit* schliesst. Nun ist uns freilich wohl bekannt, was nur zu häufig übersehen wird, dass die Alten Abwechselung im Ausdrucke bei weitem weniger erstrebten, als die Neueren, aber der eintönige Schluss von zwei unmittelbar aufeinander folgenden Sätzen *in Rhenum influit, in Oceanum influit* scheint uns gar zu anstössig und ungeschickt. Auch könnte man den Gegensatz von *Rheni pars* und dem blossen *Rhenus* auffällig finden. Endlich die Unwahrscheinlichkeit der Sache selbst!

Hiernach dürften die Akten über den Schluss unserer Stelle spruchreif sein. Ist *neque*, wie wir zeigten, unerklärlich, *in Rhenum fluit* anstössig und wahrscheinlich, dass die angegebene Entfernung vom ersten Zusammenflusse der Waal und Maas an zurechnen ist, so sehen wir uns zu der Annahme genöthigt, dass auch die Worte *neque* und *in Rhenum influit* zu streichen sind, wonach die ganze Stelle also herzustellen wäre:

Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibus Lingonum, et parte quadam ex Rheno recepta, quae

appellatur Vacalus, insulam efficit Vatavorum, longius ab Oceano milibus passuum LXXX.

Hier wird zuerst der Ursprung der Maas bezeichnet, dann ihr Zusammenfluss mit der Waal, nach welchem sie mit dem Rheine die Bataverinsel bildet, und es ist sehr natürlich, dass die Entfernung dieses Punktes von der Mündung angegeben wird. Ein Abschreiber nahm daran Anstoss, dass bei der Maas nicht, wie beim Rheine, ausdrücklich die Mündung, die doch durch *ab Oceano* angedeutet ist, genannt werde. Er schrieb daher an den Rand die durch das folgende *Rhenus autem oritur* etc. veranlasste unrichtige Bemerkung: *in Rhenum influit;* ein anderer verbesserte diese durch die Gegenbemerkung: *in Oceanum influit.* Diese Randbemerkungen aber kamen, Dank der Weisheit eines unbekannten Dritten, beide in den Text, und zwar so, dass die zweite mit *quae,* die erste mit *neque* eingefügt ward.

Mögen andere entscheiden, ob dieser Versuch zu den vielen verunglückten einen neuen hinzufüge oder endlich einmal die Wahrheit treffe; nur dieses eine glauben wir als die vollste Gewissheit aussprechen zu dürfen, dass alle bisherigen Deutungen verfehlt sind. Weist man dies auch von der vorliegenden nach, was mir freilich höchst unwahrscheinlich, aber immer möglich ist, so dürfte vielleicht ein Glücklicherer dadurch veranlasst werden die unbestrittene Lösung des Räthsels zu finden. *Ἐς Τροίαν πειρώμενοι ἦνϑον Ἀχαιοί.*

H. Düntzer.

5. Antiquariſche Entdeckungen im Regierungsbezirke Düſſeldorf und der angrenzenden Landſchaft.

Indem ich meinen beiden früheren Berichten über antiquarische Funde in dem Regierungsbezirke Trier und dem Grossherzogthume Luxemburg (H. III. und VIII.) einen dritten aus dem Regierungsbezirke Düsseldorf und der angrenzenden Landschaft anschliesse, gehe ich von der Voraussetzung aus, dass es vielleicht einst zu ermöglichen wäre, eine grössere topographische Karte sämmtlicher zur Zeit der Römerherrschaft in den Rheinlanden bewohnten Orte zu entwerfen, ungefähr in der Weise, wie solche bereits im Auslande zum Theile zu Stande gekommen, zum Theile seit längerer Zeit schon vorbereitet wurden. Da jedoch ein solches Unternehmen nur durch thätiges Zusammenwirken einer grösseren Anzahl von Kräften ins Leben treten kann, so theile ich vorläufig wiederum die nachstehenden bisher nicht veröffentlichten Angaben mit, indem ich gerne bereit bin, auch mit dem übrigen Materiale, welches ich seit einer Reihe von Jahren zu dem beregten Zwecke gesammelt, denjenigen, welche jenen Plan sollten zur Ausführung bringen wollen, sogleich zur Hand zu gehen.

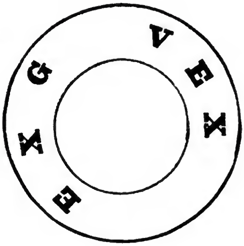
---

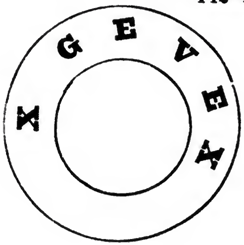
1. Einer der ältesten Orte am Niederrhein ist das heutige Dorf Ryndern bei Cleve; es erscheint schon in Urkunden des merovingischen Zeitalters, sein Ursprung reicht aber noch über die fränkische Periode hinaus bis in die Zeiten der Römer. Dieses beweist schon der bekannte Altar des Mars Camulus, der vor vielen Jahren daselbst entdeckt wurde und jetzt in dem Schlosshofe zu Cleve

aufgestellt ist. Es ist dieses jedoch nicht das einzige Denkmal, das einen längern Aufenthalt der Römer an diesem Orte bekundet: wenn auch die sehr alte Kirche des Dorfes nicht, wie oft geglaubt wird, als der Ueberrest eines römischen Tempels angesehen werden kann, so wurden dagegen schon vor mehr als zwanzig Jahren, etwa 300 Schritte südwestlich von dem Dorfe, auf dem Felde mannichfache Ueberreste entdeckt von unzweifelhaft römischem Ursprunge: es kam damals eine beträchtliche Quantität Mauerwerk zum Vorschein, in dem man noch die verschiedenen Gemächer unterscheiden konnte, ausserdem Wandbekleidungen mit Malereien, nebst einer Anzahl römischer Münzen, ohne dass man jedoch weitere Notiz davon gewonnen, als dass es sich noch im Gedächtniss mehrerer dort lebender Augenzeugen erhalten hat. Im Monat Mai dieses Jahres war ich Augenzeuge von Auffindung mannichfacher römischer Ueberreste. Als man nämlich den Kirchhof zur Anlage eines Gartens umgrub, stiess man auf römische Fundamentmauern und verschiedenes Baumaterial: Oolithstücke mit äusserst fest anklebendem Mörtel, der wie gewöhnlich mit zerstossenen Ziegelstückchen versetzt war, ein Säulenschaft, ein grosser Granitblock, Ziegel u. dgl. wurden herausgefördert, auch fand man Urnen mit Knochenresten, einen kleinen Henkelkrug, verschiedene Fragmente von Gefässen aus Thon und Terra sigillata und mehre römische Münzen. Leider habe ich es nicht vermocht, die beweglichen Gegenstände zusammenzuhalten, dagegen sind zwei grosse römische Ziegel mit Inschriften gegenwärtig in der dortigen Kirche aufgestellt und hoffentlich für den Ort gerettet. Diese beiden Ziegel dienten ehedem zur Thürschwelle eines jetzt abgebrochenen Bethäuschens auf dem Kirchhofe und rühren von den oben angegebenen, vor etwa zwanzig Jahren gemachten Aufgrabungen.

Der eine trägt in einer kreisrunden Vertiefung die folgenden Zeichen: der andere in derselben Art:

142-43.





d. i. *Vexillatio Exercitus Germaniae.*

Ein anderer schöner quadratischer Ziegel, ohne Aufschrift, von 22 Zell Seite und 2 ¼ Zoll Dicke, steht auf dem Kirchhofe. Manche halten das Dorf Ryndern für das Arenacum des Tacitus (Hist. V. 20), Arenatium der peutingerschen Tafel und Harenacium des antoninischen Itinerars.

2) (Holland.) Aus dem sehr alten Dorfe Millingen, 1½ Meile von Nymwegen aufwärts, dicht an der Waal gelegen, wo schon vor vielen Jahren eine römische Lapidarinschrift gefunden wurde, kam mir eine Münze von Tiberius in Grosserz zu Gesichte; sollte sich der Ort als eine römische Niederlassung erweisen, so dürfte die gewöhnliche Meinung, dass die heutige Waal von Millingen bis Nymwegen hinab auch die der Alten gewesen, leicht eine Aenderung erleiden, da der Ort sehr tief liegt und nur durch gewaltige Dämme vor den Wasserfluthen geschützt werden kann, eine solche Abdämmung der Ufer aber zur Zeit der Römer sehr problematisch ist.

3) In dem ½ Meile südöstlich von Cleve gelegenen Dorfe Qualburg sind seit Jahrhunderten sehr zahlreiche Alterthumsreste entdeckt worden, von denen jedoch nur

äusserst wenig bis auf uns gekommen ist. Ich habe den Ort einige Male besucht, und daselbst, besonders in der Umgebung der alten Kirche, eine ungewöhnliche Menge von Ziegelbruchstücken und viele Fragmente von Thongefässen verschiedener Art gefunden. Einige halten den Punkt für Quadriburgium des Ammian. Marcell. XVIII. 2, auch für Arenacium. S. o.

4) Aus dem kleinen Orte Hauberg, am Fusse des Eltenberges und dicht am alten Rhein, kam eine alte Thonlampe in meinen Besitz, mit dem Töpferzeichen:

143. C A R I O
F

Carpi officina.

Derselbe erscheint auch auf Lampen in *Houben's* Antiquarium zu Xanten.

5) Auf dem Eltenberge (Castellum Altinum) soll man vor vielen Jahren beim Graben im Boden auf einen unterirdischen Gang gestossen sein, der in der Richtung von Osten nach Westen führte, und worin ein Mensch aufrecht stehen und umherwandeln konnte; ein Mann soll ihn auf eine Strecke betreten haben, aber aus Furcht bald wieder umgekehrt sein; der Eingang wurde darauf verschüttet, aber die Stelle wird noch gezeigt. Weitere Aufgrabungen würden wohl Aufschluss darüber geben können.

6) (Holland.) Man hat jetzt die Stelle ausfindig gemacht, wo der tiefe Römerbrunnen auf dem Montferland liegen soll; die bisherigen Aufgrabungen haben zwar noch kein Resultat geliefert, die Arbeiten werden jedoch fortgesetzt.

7) Zwischen Cleve und dem Dorfe Donsbrüggen liegen auf dem Bergabhange drei grosse runde Hügel, die augenscheinlich von Menschenhänden dort aufgeworfen sind; sie heissen beim Volke die Hunnenhügel. Es sind wohl nichts anders als Grabhügel, ob römisch oder germanisch, bleibt unentschieden. Weiter im Gebüsch fand ich deren

noch eine grosse Menge zerstreut, die schon zum Theil beschädigt, zum Theil fast ganz geebnet sind, ohne dass man etwas Bemerkenswerthes daran gefunden hätte; ganz nahe dabei wurden aber vor Kurzem germanische Grabürnen gefunden. Es wird mir vielleicht Gelegenheit geboten, den einen oder andern dieser Hügel kunstmässig aufgraben zu lassen, wo dann in der Tiefe sich wohl Reste finden werden, die über deren Ursprung Aufschluss geben können.

8) (Holland.) In den beiden, theils am Abhange, theils am Fusse des Berges gelegenen Dörfern Beek und Ubbergen, in der Nähe von Nymwegen, fand ich allerwärts römische Ziegel und Bruchstücke derselben in grosser Anzahl.

9) Ungefähr ½ Meile nordwestlich von der Kreisstadt Rees fand ich dicht am rechten Rheinufer einen Haufen römischer Ziegelfragmente; ob dieselben von einem in der Nähe befindlichen Gebäude, oder vielmehr aus dem Rheine herrühren, bleibt zweifelhaft.

10) (Holland.) Zwischen Nymwegen und dem preussischen Grenzdorfe Wielder, etwa ¾ Meile von Ersterem und ¼ M. von Letzterem entfernt, ist auf der Höhe des Waldgebirges eine Stelle, welche gemeinlich »im Holledorn« heisst und seit Jahrhunderten durch die bedeutenden Alterthümer, die dort zufällig entdeckt wurden, bekannt ist. Der Ort liegt dicht an der grossen Militärstrasse, die von Strassburg nach Leyden ging. Noch jetzt sieht man 5—6 Fuss hoch aufgethürmte Haufen von römischen Ziegeln aller Art, und die Reste zahlreicher Gebäulichkeiten lassen sich in weiter Ausdehnung durch den Wald und die Höhe hinan verfolgen. Seit den im vorigen Jahre begonnenen Aufgrabungen, welche der holländische Conservator, Hr. Dr. *Janssen,* auf Kosten seiner Regierung daselbst anstellen liess, sind ausser mehren beweglichen Denkmälern und einigen Gebäuden mit Heizeinrichtungen auch Reste einer römischen Wasserleitung zum Vorschein gekommen, die von

der Höhe in der Richtung nach der Strasse hin führte. Bei meiner letzten Anwesenheit an dem Orte war dieselbe 50 Fuss weit aufgedeckt und bestand aus 2½ Fuss langen, 1 Fuss im Durchmesser haltenden, in einander gestossenen Ziegelröhren, die etwa 4 Fuss unter dem Boden hinliefen. Einige halten diesen Punkt für die Castra Herculis des Ammian. Marc. XVIII. 2 u. d. peutingerschen Tafel.

11) Aus der Sammlung des Hrn. *Ingenlath sen.* in Xanten theile ich folgende neue Töpferzeichen mit:

a. MASCVLVS F. *Masculus fecit.* Im *Houbenschen* Antiquarium findet sich der Stempel: OFMASCLI, wobei *Lersch* Masclinius vermuthet; es ist aber wohl dasselbe mit Masculi.

b. OF· FR/////// *Officina Frontini.* Diese Lesart wird gerechtfertigt durch folgende Ziegelstempel: OFRON, FRONTINI OFRONTNI (vgl. Jahrb. IX. S. 29).

c. GERMANI. *Germani.* Derselbe Name erscheint ebenfalls auf Töpfergeschirr aus Vechten.

d. OF SCOTI. *Officina Scoti.* Aus *Houbens* Antiquarium führt *Lersch* an SNOIIV, vielleicht: SCOTVS oder SCOTTVS, wie es auf Ziegeln aus Vechten vorkömmt.

12) Ueber die auf dem Monterberge bei Calcar und n seiner Umgebung gemachten Entdeckungen werde ich nächstens in einer eigenen Schrift handeln.

13) Von grosser Wichtigkeit in Bezug auf die Schlichtung mehrerer Streitfragen ist die Entdeckung einer bedeutenden Anzahl ungeheurer Erdwälle und Gräben, die ich auf der zwischen Nymwegen und Xanten gelegenen Hochfläche gemacht habe: in der genannten Strecke, und zwar vom Rhein bis gen die Maas hin fand ich dergleichen Anlagen, meist Einschlüsse von der mannichfachsten Gestalt und Ausdehnung, gleich den von mir früher beschriebenen grossen Mauer- und Wall-Umschliessungen in den Vogesen und Ardennen; das Nähere behalte ich einer eigenen Auseinandersetzung über die von dem Oberstlieutenant

Schmidt in Frage gezogenen römisch-gallischen Zufluchtsörter vor.

14) Vor längerer Zeit wurden auf dem Calcarberge römische Waffen und Münzen gefunden.

15) Eine bedeutende Rolle bei den ältern Geographen spielte das ½ Meile von Cleve gelegene Dorf Kellen: sie hielten es durchgängig für die Colonia Traiana der römischen Wegeverzeichnisse und brachten dadurch in die Bestimmung der hiesigen alten Orte eine unendliche Verwirrung, die noch bis jetzt nicht aufgelöst werden konnte. Ich habe diesen Ort sehr oft besucht und in antiquarischer Hinsicht nach allen Seiten durchforscht, allein auch nicht die mindeste Spur von römischem Ursprunge darin gefunden. Abgesehn davon, dass hier aus vielen andern Gründen die Colonia Traiana nicht zu suchen ist, so lässt sich nicht einmal eine römische Ansiedelung an dem Orte vermuthen, da, so viel mir bekannt, nirgends eine sichere Nachricht von in früherer Zeit hier stattgefundenen Auffindungen römischer Ueberreste nachzuweisen ist. Degegen befindet sich gegenwärtig an der Aussenseite der Kirche eine später dort eingemauerte Steinschrift, die der frühern fränkischen Zeit angehören dürfte, und lautet also:

:I I I N : O N : 145.
I V N I I O B I I T
G R I M O L D
L A I C V S

Ante diem tertium Nonas Iunii obiit Grimold Laicus.

Lersch (Centralm. III. 62) führt von einer christlichen, ins vierte Jahrhundert gehörenden Grabschrift aus St. Mathias bei Trier als bemerkenswerth an, dass die einzelnen Linien durch Streifen eingefasst seien: wir bemerken dasselbe von der unsrigen, wo dies auch der Fall ist [1].

---

1) Die Inschrift ist bis hierher als unediert anzusehn, da die anderwärts gegebenen Lesarten gar zu abentheuerlich sind, z. B. bei

Mit Rücksicht auf die erweiterte Tendenz unserer Jahrbücher theile ich noch eine andere, ebenfalls an der hiesigen Kirche eingemauerte Inschrift mit, welche dem spätern Mittelalter angehört und von historisch-topographischem Interesse ist. Sie lautet also:

146. + A · PRIMA · FVNDACIONE
. NVSSIE · CIVES · OPPID · ILLIS.
HOC · I2 · IN · SMITHVSEN · OPTI
NVERT · QoD · DESCENDENDO·
SOLV NVM · ASCENDENDO · NIHIL
IN THELONIO · PERSOLVANT · //////

+ *A prima fundacione Nussiae cives oppidi illius hoc ius in Smithusen optinuerunt, quod descendendo solum nummum, ascendendo nihil in thelonio persolvant.*

Die Inschrift ist auch in paläographischer Beziehung merkwürdig. Die bisherigen Editionen sind auch in einzelnen Theilen unrichtig.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch auf die in hiesiger Gegend vorhandenen zahlreichen und noch wenig gekannten Ueberreste mittelalterlicher Kunstdenkmäler aufmerksam zu machen, die zwar nicht alle durch grosse künstlerische Ausführung hervorstechen, von dem Forscher der Kunstgeschichte aber nicht wohl übergangen werden können, und worüber ich vielleicht bald ausführlichere Andeutungen zu geben Gelegenheit haben werde.

Emmerich, im December 1846.

Dr. J. Schneider.

---

v. Velsen (die Stadt Cleve etc S. 272) der also liest: IN CON. DOMIN. OBIIT. GRIMNOLD. INAET. CV. S. V. A. MDCV (?) und übersetzt: »Nach dem Rathschlusse des Herrn starb Grimnoldus in einem Alter von 105 Jahren im Jahre 1605.«

II. Monumente.

1. Das Münz- und Antiken-Cabinet der Univerſität Tübingen.

Wenn diese kleineund unansehnliche Sammlung irgendwo öffentlich erwähnt zu werden verdient, so ist es in diesen Jahrbüchern, welche jeden, auch den geringsten Beitrag zur Kenntniss des Alterthums in den Rheinlanden in seiner Bedeutung zu würdigen wissen.

Die Grundlage dieses Cabinettes bildet die Münzsammlung, welche der Herzoglich Würtembergische Regierungsrath, auch Lehens- und Wechselgerichts-Secretär, *Carl Sigmund Tux*, der Universität im Jahre 1798 vermacht hat. Die alten Münzen beliefen sich auf 2022 Stück, deren Werth der Besitzer selbst nach einer detaillierten Schätzung zu bestimmen suchte und nach den höchsten Preisen zu 3597 fl. 48 kr., nach den niedersten zu 1366 fl. 32 kr. anschlug. Darunter sind die griechischen Münzen am wenigsten bedacht: allein die werthlosen Münzen von Apollonia und Dyrrhachium finden sich in grosser Anzahl vor — von ersteren siebzehn, von letzteren neun und vierzig Stück —, und der Besitzer hat sie auch in einem eigenen gedruckten Verzeichnisse beschrieben. Unter den römischen sind 111 Consularmünzen, alles Uebrige gehört der Kaiserzeit an und ist mit unächter Waare reichlich versetzt. Die Sammlung anderer Münzen besteht aus 1836 Stück und ist mit Ausnahme einiger Goldmünzen und silberner Medaillen von geringem Werthe.

Die Partie der römischen Münzen ist nun in neuerer Zeit durch verschiedene Ankäufe und Schenkungen beträchtlich vermehrt worden: besondere Erwähnung aber verdient nur Ein Stück wegen seines Fundortes. Unter dem verschiedenen Material, welches die im Jahre 1834 entdeckte, von dem damaligen Conservator des Naturalien-Cabinets, *Rath*, in einer eigenen Schrift beschriebene Höhle bei Erpfingen, auf der schwäbischen Alp in unser Cabinet lieferte, wurde dem Unterzeichneten auch ein ganz oxydiertes Metallstückchen gebracht, welches durch seine runde Form in der Grösse eines Guldenstückes auf eine Münze schliessen liess; und wie erstaunt war er, als nach der Auflösung in Essig eine athenische Bronze-Münze hervorkam mit dem behelmten Pallaskopf auf der vordern, der auf einer Diota stehenden Nachteule auf der Rückseite, mit der Inschrift: *AΘE* und den Namen der drei Magistrate: *ANTIOXOΣ*, *KAPAIXOΣ*, *ΣKYMNOΣ*. Neben der Nachteule auf der rechten Seite des Beschauers ist ein Elephant. Vgl. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 210. Der Fund ist um so merkwürdiger, da unseres Wissens sonst keine Münzen in der Höhle gefunden worden sind; da aber die gefundenen Töpfernamen [1]) (auf dem einen ist der Stempel S\AD. INV. (Suadonius oder Suadius invenit) eingedruckt) die Anwesenheit der Römer in dieser Höhle ausser Zweifel setzen, so scheint uns die Vermuthung nahe gelegen, dass ein Römer die Münze mit sich geführt habe.

Werthvoller ist die kleine Sammlung von zehn Bronze-Statuetten, welche ebenfalls zu dem Vermächtniss gehören. So ungleich sie an künstlerischem und historischem Werth sind, so liess sich doch der Besitzer durch kritische Bedenken in seiner Sammelfreude nicht stören. Zwei nackte

1) Sie sind in der angeführten Beschreibung Tab. I. Nr. 1—17 abgebildet.

Venusbilder, welche sich durch die ganz glatt polierte Art der Arbeit, durch ihre Maitressen-Gesichter und Haarzöpfe als entschiedene Cinquecentisten verrathen, beschreibt er in seinen eigenhändig geschriebenen Catalogen mit derselben Zuversicht und Unkenntniss, wie die treffliche Bronze altgriechischen Stiles. Zur Probe setzen wir die Beschreibung eines der Venusbilder bei: »Eine auf einem Baumstumpen, worauf ein Gewand liegt, sitzende ganz nackende Weibsperson, deren Kopfzeug sehr zierlich und mit Zöpfen, die auf der Scheitel und im Nacken zusammen gebunden sind, versehen ist. Sie hat den linken Fuss, welchen sie mit der linken Hand hält, auf dem Knie liegen, mit der rechten hält sie ein aus einem neben ihr stehenden ovalen Gefäss ziehendes Tuch in der Stellung, als wollte sie die linke Fusssohle damit abwaschen. Es fehlet an dieser Figur nichts als die grosse Zehe des rechten Fusses und das Alter hat die gewöhnliche Bräune über das Metall doch ohne Rost gezogen.« Mit derselben Arglosigkeit beschreibt er das unerkannte Kleinod seiner Sammlung: »Ein stehender mit einer Gattung Sturmhaube bedeckter sich vorwärts beugender nackender Soldat, der den rechten Arm ganz vor sich ausstreckt, an dessen Hand die vordersten Glieder der Finger fehlen, der linke Arm ist mit der zusammengebogenen Hand in der Stellung, als wenn er einen Spiess gegen seinen Feind ausstossen wollte. Ist durch das Alter metallbraun angelaufen.« Diese $5^7/_{10}$ Pariser Zoll hohe Figur, hat in den letzten zwanzig Jahren eine kleine Geschichte erhalten. Unbeachtet lag sie bis zum Jahr 1827 in einem Kasten auf der Bibliothek, mit welcher die Antiken- und Münzsammlung verbunden war. Da durchsuchte Herr Hofrath *Thiersch* aus München bei einem Besuche unserer Universität auch diese Räume und war freudig überrascht, als er auf den dritten oder vierten Griff das Bildchen hervorzog, in wel-

chem er sogleich Aehnlichkeit mit den aeginetischen Bildwerken erkannte; eine Zeichnung sandte ihm der Unterzeichnete nach. Im Jahre 1833 wünschte Herr Professor *Rauch* in Berlin, der wahrscheinlich durch Herrn *Thiersch* Nachricht von dem verborgenen Kleinod erhalten hatte, einen Abguss davon zu erhalten, welchen der Unterzeichnete durch den damaligen Conservator des Naturalien-Cabinets, *Rath*, fertigen liess. Da aber Herr *Rath* blosser Autodidakt im Modellieren war, so fiel der Guss sehr mangelhaft aus; doch gab er den Charakter des Bildes so treu wieder, dass der Unterzeichnete bei seinem Besuche in Berlin zu Ostern 1834 bei *Hirt* und *Rauch* grosses Interesse für dasselbe fand und mit denselben belehrende Besprechung darüber hatte. Man kam überein, dass *Thiersch's* Ansicht, es sei der homerische Bogenschütze Pandaros, nicht zulässig sei, theils weil der ausgestreckte rechte und der zurückgezogene linke Arm für einen den Bogen spannenden Schützen nicht passe, indem dieser gerade umgekehrt den Bogen mit der linken Hand halten und die Sehne mit der rechten anspannen würde, theils weil die enggestellten Füsse keine für eine solche Kraftanstrengung entsprechend feste Stellung geben würden: man hielt es vielmehr für einen Wagenlenker, welcher mit der linken Hand die Leinen zurückziehe und dieselben mit der ausgestreckten Rechten noch kürzer fasse. Auf dasselbe Resultat wurde Herr Oberhofprediger Dr. *v. Grüneisen* durch Besprechung mit den Bildhauern *Dannecker* und *Wagner* geleitet: die Betrachtung des Originals aber, an welchem namentlich an den Haaren, am Barte und an der Pubes noch Spuren von ehemaliger Vergoldung sichtbar sind, und der Helm, auf welchem noch sichtbare Spuren hochragenden Schmucks übrig sind, führte ihn zu der Ansicht, dass es kein einfacher Wagenlenker, sondern ein König sein müsse, und so führte er in seiner lesenswerthen

Abhandlung »die altgriechische Bronze des *Tux'schen* Cabinet's in Tübingen,« welche in Verbindung mit einer trefflichen, nach der Zeichnung von *Carl Müller* gefertigten Lithographie zuerst im Kunstblatt 1835 und besonders abgedruckt (in 8. im Verlag der *Cotta'schen* Buchhandlung 80 S.) erschien, den Gedanken aus, dass hier Amphiaraos dargestellt werde,« in dem Momente, wo er forteilend und die Rosse treibend den sich aufthuenden Erdschlund erblickt, vor dem sich ohne Zweifel auch die Thiere bäumen. Er zieht mit der Gewalt des nemeischen Wagensiegers die Leinen in kräftiger Linken zurück, während er mit seinem Körper noch immer vorgelehnt ist und die rechte Hand ausstreckt, nicht aber, um wie bisher die Richtung des Weges sich und den etwaigen Gefährten zu bezeichnen und durch Zuruf, welchen die Bewegung der Hand begleitet, die eilenden Rosse zur Beschleunigung und Verdoppelung der Eile anzuhalten, sondern weil die Rosse sich sträuben und in Unordnung zu gerathen drohen, streckt er unwillkürlich die Hand nach ihnen aus und scheint ihnen beschwichtigend zuzurufen; nun aber, indem seinem ahnenden Geiste zugleich eine Erkenntniss des Rathschlusses der Götter aufgeht, wird das beschwichtigende und ordnende Zeichen der Hand wiederum zur Aufmunterung, den Sprung in die rettende Tiefe zu thun.« Es wird wohl schwer sein zu behaupten, Amphiaraos könne das nicht sein: ebenso schwer ist es, den Ungläubigen zu überzeugen, dass er es sei. Sagen wir es mit wenigen Worten, wo uns der Mangel zu liegen scheint: es fehlte bis jetzt an der Analogie eines durch Inschrift oder Gruppierung scharf bezeichneten Denkmales, auf dem sich der Heros in dieser Attitude findet. Zwar macht uns Herr Professor *Panofka*, der uns gerade in diesen Tagen mit seinem Besuche erfreut, auf das neueste Heft der Annali dell' Inst. archeol. aufmerksam, in welchem ein Thonrelief den Amphiaraos in ent-

sprechender Stellung darstellend enthalten sein soll; da uns jedoch dasselbe noch nicht zur Ansicht gekommen ist, so wagen wir es unsere abweichende Ansicht mit gemessenster Bescheidenheit auszusprechen [1]). Die schüchterne verlegene Stellung unseres Helden erinnert uns an Odysseus, wie er mit dem scheuen Tritte des Diebes in das

---

1) Das Marmorrelief von Oropos, aus der besten Kunstzeit, welches in den Mon. d. Inst. archeol. T. IV. Tav. 5, Annali XVI. p. 166, nebst einer Copie in einem Monochrom von Herculanum, ediert ist, thut der *Grüneisen'schen* Erklärung in so fern Vorschub, als Baton der Wagenlenker — und nur von diesem, nicht von Ampharaos selbst, sollte die Rede sein — ebenfalls vorgebückt, die Zügel in der Linken hält und mit der ausgestreckten Rechten die erschreckten Pferde durch Streicheln des vordersten an der Mähne zu beschwichtigen sucht. Aber hier, wo die Darstellung einer mehr entwickelten Kunst einen Contrast zwischen Baton und dem Helden fein durchgeführt hat, ist Amphiaraos nackt und behelmt, Baton aber ist bekleidet und hat das dicke volle Haar unbedeckt. Die Stellung muss indessen das Entscheidende sein, und passender für irgend eine andere Person als den Baton nach dieser Vergleichung wird die des Erzfigürchens sich schwerlich denken lassen. Ist aber diess die Bedeutung, so lässt sich nicht zweifeln, dass wenigstens die Composition der alten Zeit selbst angehört und für diese Stufe der Kunst eines der charakteristischen und merkwürdigsten Denkmäler abgibt. Unter den von den Argeiern in Delphi geweihten Helden des thebischen Kriegs bei Pausanias X., 10. 2 war Baton als der Wagenlenker des Amphiaraos ohne ihn auf dem Wagen; aber aus weit späterer Zeit. Ich würde nicht überrascht sein, wenn in diesem Baton der Augenblick der Niederfahrt durch das gewaltige Zurückhalten und die streichelnde Hand angedeutet gewesen wäre. Unerklärt ist noch der Ansatz mitten auf dem Rücken der Figur, vorausgesetzt, dass dieser im Erz eben so ist wie im Abguss. Dass die Figur nicht Tappen im Dunkel ausdrücke, kann am besten die treffliche Statue des Odysseus in dem Museum zu Venedig zeigen, worin diess Tappen in der Finsterniss bei dem Abentheuer gegen Rhesos naturgemäss und sprechend dargestellt ist.

F. G. Welcker.

Heiligthum der troischen Pallas eindringt, um das Palladium zu rauben. In der linken Hand hält er die Lanze, mit der rechten greift er im Dunkel vor sich, um seine Beute zu ertappen. Der Helm wird Niemand befremden, der weiss, dass erst der Maler Nicomachus den Anfang gemacht hat, den Odysseus mit der Schiffermünze darzustellen (Plin. H. N. XXXV. 10. 36); wir glauben aus Monumenten, deren Zeichnung uns im Augenblick nicht zugänglich ist, eine entsprechende Stellung nachweisen zu können. Uebrigens legen wir so wenig Gewicht auf diese Hypothese, dass wir vielmehr bereit sind, Jeden, der uns einen speciellen Namen mit derjenigen Bestimmtheit, welche auf dem Gebiet der Archaeologie erreichbar ist, schöpfen kann, als magnus Apollo zu begrüssen.

Das Zeitalter unserer Statuette setzt Herr *v. Grüneisen* mit umsichtiger Erwägung aller zur Sprache kommenden Punkte zwischen die aeginetische Statuengruppe und die Bildwerke des Parthenon: wenn nun aber gerade in den seit Abfassung dieser Abhandlung verflossenen zehn Jahren von beachtenswerther Seite her die Behauptung aufgestellt worden ist, dass solche Werke dem späteren Stil der Nachahmung zuzuschreiben seien, so ist der Streit auch hier auf ein Gebiet gespielt, wo bei der geringen Anzahl unzweifelhaft alter Werke schwer zu beweisen ist, welche Merkmale ein Werk jener alten Periode oder dem späteren Stil der Nachahmung unbestreitbar vindicieren. So nahe wir uns daher mit diesem Bildchen verbunden fühlen, und so sehr wir geneigt sind, sein Alter so hoch als möglich zu setzen, so müssen wir doch nichtsdestoweniger bekennen, dass unser Glaube nicht unerschütterlich ist, und dass eine Glaubensstärkung von gewichtiger Autorität mit grossem Dank empfangen würde.

Längst schon hören wir die Frage unserer Leser, auf welchem Wege dieses Bildchen nach Tübingen gekommen

sei. Auch hier kommen wir nicht über die Vermuthung hinaus. Wenn unser verewigter Freund *Pauly* in *Jahn's* Jahrbüchern der Philol. 1833. Supplem. Bd. II. H. 2. S. 214 von einem bei Köngen am Neckar im J. 1783 gefundenen Bronzebild des Jupiter in hieratischem Stil spricht, das nach Tübingen gekommen sei, so hatte er ohne Zweifel dieses Bildchen im Sinne; allein er hat auch nicht den geringsten Anhaltspunkt für diese Hypothese, denn bei den geringsten Anticaglien, welche *Tux* aus bekannten Fundorten, z. B. Cannstatt, dem nahe dabei gelegenen Zazenhausen, Darmsheim, Basel-Augst erhielt, bemerkte er dies in seinen Catalogen pünktlich, und wenn er sie aus zweiter Hand als Geschenk erhielt, so nennt er auch die Geber. Da nun aber bei allen Statuetten über den Fundort nichts bemerkt ist, so ist wahrscheinlicher, dass er sie in Italien, wohin er nach Angabe seines Cataloges gereist war, im Kunsthandel aufkaufte, der ihn mit ächter und unächter Waare bediente.

Von den übrigen Bronzen erwähnen wir noch einen kleinen sitzenden Jupiter, einen Antinous, einen stark abgeputzten und darum des antiken Ansehens beraubten Landmann mit Gartenmesser im Gürtel, einen Stab in der linken und einen Korb mit Früchten in der rechten Hand, sowie eine tänzerartige männliche Gestalt [1]). Unter den neueren Erwerbungen in diesem Fach mag ein rohes Venusbild von schlechtem römischen Stil erwähnt werden, welches sich die Locken ausdrückt. Der Unterzeichnete

1) Nach der beigefügten Abbildung (Taf. I.), die ich nicht bestimmter beurtheilen kann, gleicht dieser Tänzer ziemlich den Schatten, welche larvali habitu, nudis ossibus cohaerente, wie Seneca Ep. 24 sagt, auch in tanzender Gestalt auftreten. Denn was *Stackelberg*, *Gräber* S. 16 von den Figuren des Grabes von Cumä sagt: „keine tanzenden Gerippe, sondern hagre und dürre Menschenkörper," ist schwer zu glauben. Zu vergleichen sind besonders zwei Figuren an einer Vase im Museo Chiusino T. II. tav. 168.

F. G. Welcker.

kaufte es im Herbst 1841 in Cöln bei Hrn. *Altenhofen*, welcher Trier als Fundort bezeichnete.

Seit dem J. 1834 wurde dem Antiken- und Münz-Cabinet ein eigenes Local in dem nordöstlichen Thurm des Schlosses eingeräumt und die Direction desselben dem Unterzeichneten übertragen. Dass Hauptaugenmerk wurde nun darauf gerichtet, dass einerseits das für den kunstgeschichtlichen Unterricht nöthige Material herbeigeschafft, andererseits die in der Umgegend gefundenen römischen und germanischen Alterthümer gesammelt wurden. Zur Gründung einer Sammlung von Gypsabgüssen bewilligte die Regierung von den Ueberschüssen des Universitäts-Etats die Summe von 2000 Gulden, wovon ein schöner Anfang mit den bedeutendsten Werken gemacht werden konnte. Von dem jährlichen Etat des Instituts, welcher auf 150 Gulden erhöht wurde, konnte alljährlich etwas Neues acquiriert werden, so dass die Fensternischen des grossen Bibliotheksaales mit Abgüssen der berühmtesten Statuen ausgefüllt sind; erst vor zwei Jahren wurde der berliner Adorans in einem wohl gelungenen Zinkguss aus der Officin des Herrn *Gaiss* in Berlin erworben. Auch für Abdrücke geschnittener Steine wurde Sorge getragen, und *Lippert's* Daktyliothek, die K. Preussische Sammlung, nach den von *Reinhardt* angefangenen und von *Krause* fortgesetzten Abdrücken, und die Impronte gemmarie des archaeologischen Instituts bieten reiches Material zur Betrachtung.

Die Münzsammlung erhielt durch Abtretung aller Doubletten von würtembergischen Münzen, welche das Stuttgarter Cabinet nach dem Ankauf der *Binder'schen* Sammlung erhalten hatte, eine bedeutende Bereicherung von vaterländischem Interesse, deren Silberwerth auf 1000 Gulden angeschlagen werden kann.

Die antiquarischen Fünde in der Umgegend lieferten dasselbe Material von Scherben, Heizziegeln, Lanzenspitzen,

Pfeilen, Schwertern, bronzenen Ringen, Agraffen, goldenen Ohrringen u. s. w., welches aller Orten gefunden wird und sein Hauptinteresse durch den Fundort erhält. Besonderer Erwähnung werth erachten wir einen seinem materiellen Werth nach höchst unbedeutenden, aber selten vorkommenden Fund, den Herr Pfarrer *Schmidt* aus Tuchtelfingen bei Ebingen im J. 1841 einsendete. Es sind dies schwarzbraune Kugeln aus Thon in der Grösse einer welschen Nuss, in welchen Körner, die beim Schütteln klappern, eingeschlossen sind. Der Einsender vermuthete, ob es nicht eine Art von Amuletten sei, welche den Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurden, um die bösen Geister, mit welchen die alten Deutschen viel zu schaffen hatten, vertreiben zu können. Wir unseres Ortes halten diese Kugeln eher für ein Spielzeug, crepundia (von crepare, klappern), und sind noch nicht so fest überzeugt, dass sie den Germanen zuzuschreiben seien, denn in derselben Gegend wurden auch römische Silber-Denare gefunden, und der einzige Ort, von dem uns das Vorkommen dieser Kugeln sonst bekannt geworden ist (s. *Roth*, Mittheilungen der Alterthumsgesellschaft in Basel), ist Basel-Augst, wo bekanntlich die römischen Alterthümer vorherrschend sind. Wir hoffen durch Vermittlung der Jahrbücher nähere Auskunft über diese Anticaglie zu erhalten.

Im Laufe dieses Sommers kamen uns durch die Vermittlung des Hr. Dr. *Schmid* in Mezingen, der sich besonders um die Sammlung der in jener Gegend vorkommenden Petrefacte verdient gemacht hat, mehrere merkwürdige Stücke zu. Darunter steht oben an eine Vase von etwa ein Fuss Höhe mit brauner Glasur, auf welcher röthliche Rebenblätter eingebrannt sind. Diese Glasur ist so frisch und das ganze Gefäss so wohl erhalten (nur der Boden ist eingesetzt), dass man gerne an ein neueres Fabrikat denken möchte; allein die beiden Henkel sind so künstlich gear-

beitet, namentlich haben die beiden oben und unten an diesen Henkeln angebrachten Köpfe so entschieden den Charakter des Alterthums, dass wir es nicht wagen, die Angabe des Einsenders, dass sie in Willmandingen auf der Alp mit zwei anderen Gefässen derselben Art, welche beim Oeffnen des Gewölbes zerschlagen worden, gefunden worden seien, in Zweifel zu ziehen.

Zwei in Pfullingen geöffnete Gräber boten eine bemerkenswerthe Lage der Waffenrüstung. Ueber einem langen Schwert lag gekreuzt ein kurzes; zwei Lanzenspitzen, nach verschiedenen Seiten gekehrt, die eine gröber und stärker als die andere, lagen je eine zu den beiden Seiten des Schwertes. Reste des Helmes fanden sich in jedem der beiden Gräber; in dem einen lag der Zahn eines Höhlenbären, der ohne Zweifel der benachbarten Erpfinger Höhle entnommen ist, auf der Rüstung; in dem andern lag, etwas von der Rüstung entfernt, der Fangzahn eines Ebers. In einem dieser Gräber fand sich auch ein kleines, einen Zoll hohes Isisbildchen mit dem Horus auf dem Arme, das der Finder, in der Meinung, es sei eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, in Silber fassen liess. Besonders werthvoll ist ein in Würtingen auf der Alp gefundener vollständig erhaltener Kelt aus Bronze mit schönem Verde antico.

Wir hoffen mit nächstem Jahre Mehreres berichten zu zu können.

Tübingen, den 16. August 1846.

Chr. Walz.

2. Nachtrag zu dem Schiff der Jſis [1]).

Zu der Nachricht des Tacitus: *Pars Suevorum et Isidi sacrificat — signum — in modum liburnae figuratum* Germ. c. 9, führt *Grimm* Myth. 2te Aufl. S. 244 an, dass *Aventin* die Isis in eine Frau Eisen verwandelt und die Nachricht von ihrem Cultus erweiternd ausser dem Schifflein noch angibt, nach ihres Vaters (Hercules) Tod sei sie zu dem deutschen Könige Schwab gekommen: da habe sie ihn Eisen schmieden, Getreide säen und backen, Spinnen, Nähen und Weben gelehrt und das Volk sie für eine heilige Frau gehalten. Für eine blosse Erweiterung der Nachricht des Tacitus von der svevischen Isis muss diese Nachricht nicht gelten, da der Bezug der Göttin auf die Künste des Friedens ein neues Moment enthält, das nicht willkürlich erfunden sein wird. Das Umziehen mit dem Pflug und dem Schiff zur Frühlingszeit, wenn Ackerbau und Schifffahrt wieder beginnen, das Einspannen der Mädchen in den Pflug, welche sich durch ein Pfand von dieser Strafe der verschmähten Ehe lösen mussten (*Gr.* 242. 3), deutet auf den Dienst einer mütterlichen Gottheit, die, wie sie dem Ackerbau und der Schifffahrt, der Liebe und Ehe hold war, auch diese friedlichen Künste lehren mochte. Wenn sie freilich auch das Eisen zu schmieden gelehrt haben soll, so wird man glauben, *Aventinus* habe diess aus dem Namen Frau Eisen (= Isis) herausgedeutet, ja diesen Namen Frau Eisen selbst habe er aus dem der Isis gebildet und der Meldung des Tacitus entnommen. Ueberhaupt widerstrebt uns die Annahme, dass die deutsche Göttin Isis geheissen habe, und nicht etwa Frouwa, Frecke, Herke,

1) Jahrb. IX. S. 100 ff.

Holda oder Berchta: der Namen der Isis gilt uns, wie der des Hercules und Mars in demselben Kapitel, für die Interpretatio romana des Tacitus. Gegen diese zunächst liegende Deutung spricht indessen, dass in zwei deutschen Gedichten, deren mythologischer Gehalt auch sonst anerkannt ist, der Name Eise eine Rolle spielt, die seinen Bezug auf die Schifffahrt über allen Zweifel erhebt. Ich meine den Orendel und St. Oswalts Leben. In der Vorrede zum Orendel S. XXI. habe ich *Grimm's* Vermuthung, dass Orendel jener Ulysses sei, den Tacitus G. c. 3. an unsern Rhein setzt, besprochen und auf den Schiffer Eise hingewiesen, der in beiden Seesagen so bedeutend hervortritt und sich dadurch als eine stehende Figur der deutschen Odyssee bewährt. Das Zeugniss des *Aventin* hatte ich dabei ausser Acht gelassen, weil es von einer Frau Eisen spricht, und jene Gedichte nur einen Meister Eise, (»Ise ein vischer guot und wise«) kennen. Des Unterschieds der Geschlechter ungeachtet ist aber beider Bezug auf die Schifffahrt so entschieden, dass ihre ursprüngliche Identität nicht verkannt werden kann. Die in beiden deutschen Seesagen verdunkelte Erinnerung an eine deutsche Gottheit der Schifffahrt, welcher der Name Eise zustand, bringt die Nachricht des *Aventinus* zu Ehren und empfängt ihrerseits wieder Licht von dieser, indem sie die Deutung auf die von den Sveven verehrte Isis näher legt. Der Name Eise, welchen die Seesagen erhalten haben, wird, als dem Namen der Isis entsprechend, der richtigere sein; die Form Eisen, so wie den Bezug auf das Eisen dürfen wir als Entstellungen des *Aventinus* betrachten. Dagegen behält *Aventinus* gegen den Orendel und St. Oswalts Leben Recht in der Meldung über das Geschlecht der Gottheit, da die Nachricht des Tacitus und Alles was wir sonst von ihr wissen für ihre Weiblichkeit spricht.

K. Simrock.

---

3. Die Kunſt, Onyxe, Carneole, Chalcedone und andere verwandte Steinarten zu färben, zur Erläuterung einer Stelle des Plinius Secundus.

Die Steine, welche die Alten Gemmen nannten, waren viel zahlreicher und mannichfaltiger als unsere Edelsteine, unter denen nur eine mässige Anzahl von Steinen begriffen wird, welche sich durch Farbe, Durchsichtigkeit, Glanz, Härte, Schwerzerstörbarkeit u. s. w. und durch eine grössere Seltenheit als vorzügliche Schmucksteine auszeichnen. Ihre Namen sind allgemein bekannt; ich unterlasse deren einzelne Aufführung. Vergleicht man damit, was C. Plinius Secundus im XXXVII. Buche seiner Naturgeschichte, welches die Ueberschrift »Origo gemmarum« führt, alles beschreibt und anführt, so erhält man eine Anschauung, wie ausserordentlich weit der Begriff der Gemmen bei den Alten ausgedehnt war. Die vielen Namen der Alten für ihre Gemmen gründen sich zwar häufig auf sehr geringe Unterschiede der Farbe und anderer sehr untergeordneten Charaktere, auf welche die strengere Wissenschaftlichkeit der heutigen Mineralogie für die wesentliche Sonderung, die nur eigene Namen erheischt, keine Rücksicht nimmt, und überdies ist es sehr oft ganz unmöglich, aus den unvollkommenen Beschreibungen, welche Plinius an sehr zahlreiche Namen knüpft, irgend zu ermitteln, was er und seine Landsleute darunter verstanden haben mögen. Rechnen wir aber auch Alles dieses ab, so bleibt noch eine grosse Anzahl sehr gut erkennbarer plinianischer Gemmen übrig, die wir nicht mehr zu den Edelsteinen rechnen. Da-

hin gehören namentlich die sehr zahlreichen, schön gefärbten, sowohl einfarbigen als mannichfach gestreiften und gefleckten Arten und Varietäten der Quarz-Gattung, die man wohl sonst mit noch einigen andern Mineralien Halbedelsteine nannte: eine Benennung, welche die vorgeschrittene Wissenschaft aber auch mit vollem Rechte abgeworfen hat, und wovon selbst die Technik, der eigentlich diese Benennung allein angehörte, kaum noch einigen Gebrauch macht.

Diese Arten und Varietäten des Quarzes waren es aber besonders, welche die Alten sehr hoch schätzten, und vorzüglich darum, weil sie für die Kunst ein vortreffliches und werthvolles Material lieferten, weil sie durch ihre verschiedenen Farben-Streifen sich selbst besser, als die eigentlichen, meist einfarbigen Edelsteine zu in Relief geschnittenen Steinen, zu Cameen, eigneten, bei welchen die verschiedenen gefärbten Lagen die Kunst in der Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse trefflich unterstützten. Ueberdies waren es auch gerade die vielfarbigen Quarze, welche in ihren natürlichen Farbenmischungen am meisten sogenannte Naturspiele — Physes bei den Alten genannt — darboten, und auch diese wurden als besondere Seltenheiten sehr hoch gehalten. So erzählt Plinius von einem Achat, welcher im Besitze des Pyrrhus gewesen sein soll, der in seinen natürlichen Flecken das Bild des Apollo mit den neun Musen dargestellt habe [1]).

Bei dem grossen Werthe, welcher im Alterthume auf Gemmen überhaupt, insbesondere aber auf geschnittene Kunstwerke aus solchen gelegt wurde, die nicht blos zum Schmucke dienten, sondern auch in Daktyliotheken von den Häuptern der Nation mit grossem Aufwande gesammelt wurden [2]), kann es nicht befremden, dass die damalige In-

1) Lib. 37. cap. 3.

2) Ibid. cap. 5.

dustrie sich auch auf die Verfälschung und Verschönerung der Gemmen geworfen hat, und Plinius versichert, dass keine Art von Betrug so lohnend sei, wie diese [1]).

Es sind den Alterthumsforschern die aus Glasflüssen nachgeahmten Gemmen, die wahren antiken Pasten, nicht allein genügend bekannt, da sie oft genug vorkommen, sondern auch Plinius gibt Zeugniss davon, dass man den Carbunculus, den Jaspis und den Cyanos (Lapis lazuli) in Glasflüssen nachmache [2]). Er ertheilt sogar Anleitung, wie man die falschen Steine von den ächten unterscheiden könne [3]). Er spricht ferner davon, wie man Platten von verschiedenen Steinarten aufeinander kitten kann, um auf diese Weise andere Steine nachzuahmen (Sardonyxe u. dgl., welche sich zur Bearbeitung als Gemmen eignen) [4]). Das Unterlegen von Folien bei den durchsichtigen eigentlichen Edelsteinen war den Römern ebenfalls bekannt; Plinius erwähnt dieses beim Carbunculus [5]). Auch war es den Römern nicht fremd, wie man manchen Steinarten andere Farben geben oder deren natürliche Farben erhöhen und verschönern konnte. Plinius führt an, dass es selbst Abhandlungen gäbe, welche Recepte mittheilten, wie man den Bergkrystall zu Smaragden und andern durchsichtigen Gemmen färben, den Sarder in Sardonyx verwandeln könne u. s. w. [6]). An einer andern Stelle sagt er, dass man in Indien verschiedene Edelsteine durch Färbung des Bergkrystalls nachahme, welche Verfälschung vorzüglich beim Beryll vorkomme [7]). An einer dritten hierhin gehörigen Stelle erwähnt Plinius,

1) Ibid. cap. 76.
2) Ibid. cap. 26, 37 und 38.
3) Ibid. cap. 26 und 76.
4) Ibid. cap. 75.
5) Ibid. cap. 26.
6) Ibid. cap. 75.
7) Ibid. cap. 20.

doch blos als eine Sage, dass die Aethiopier die mattern Carbunculi vierzehn Tage lang in Säure (Acetum, Essig) beizten, nach welchem sie eben so viele Monate glänzten [1]. Abgesehen davon, dass es schwer zu bestimmen sein dürfte, welche Steine, ausser dem Rubin und manchen rothen Granaten, Plinius noch zu seinen zwölf Arten von Carbunculus gerechnet hat, so scheint der Inhalt dieser Stelle auch zu den mancherlei abergläubischen Dingen zu gehören, die der römische Compilator, zwischen den sehr vielen wahren, in sein Werk aufgenommen hat. Sachlich wird der Naturforscher diese Stelle schwerlich ausreichend deuten können. Nicht aber so ist es mit noch einer andern sehr wichtigen Stelle beschaffen, welche sich auf die künstliche Färbung gewisser Gemmen aus der Quarzgattung bezieht, obgleich dieselbe auch bisher noch auf keine Weise ausreichend erklärt worden ist. Es ist dieses der Anfang und der grössere Theil des 75. Cap. im 37. Buche, so wie ich diese Stelle wörtlich hier folgen lasse, da ich, wie es mir scheint, ihre völlig richtige Erklärung gefunden habe und als eigentlichen Zweck der gegenwärtigen Abhandlung zu entwickeln versuchen werde. Cap. 75 sagt nämlich unser Römer:

»Gemmae nascuntur et repente novae, ac sine nominibus: ut Lampsaci in metallis aurariis una inventa, quae propter pulchritudinem Alexandro regi missa fuit, ut auctor est Theophrastus. Cochlides quoque nunc vulgatissimae fiunt verius, quam nascuntur: in Arabia repertis ingentibus glebis, melle excoqui tradunt septenis diebus noctibusque sine intermissione: ita omni terreno, vitiosoque decusso, purgatam puramque glebam, artificum ingenio varie distribui in venas ductusque macularum, quam maxime vendibili ratione sectantium: quondamque tantae magnitudinis fecere, ut equis regum in Oriente frontalia, atque pro phaleris pensilia facerent.

---

1) Ibid. cap. 26.

Et alias omnes gemmae mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Quae variae sunt, et ad novitatem accedere calliditate ingeniorum contigit, ut nomen usitatum non habeant, physes appellant, velut ipsius naturae admirationem in iis venditantes, quum finis nominum non sit, quae persequi non equidem cogito, innumera ex Graeca vanitate conficta.«

Dass Plinius in dieser Stelle den Achat und die Steinarten der Quarz-Gattung, deren Mengung den Achat bildet, im Sinne hatte, beweist seine Berufung auf Theophrast, welcher jenen Fund aus den Goldgruben von Lampsacus im Zusammenhange an einer Stelle erzählt, wo gerade von solchen Steinen die Rede ist. Er erwähnt in derselben den Onyx, den Amethyst und den Achat selbst; zuletzt spricht er dann von jenem Steine von Lampsacus und nennt ihn einen ähnlichen wunderschönen Stein, welcher als Siegelstein geschnitten wurde.

Plinius geht von ihm zu den Cochlides über und sagt, dass sie wahrscheinlicher gemachte, d. h. wohl künstlich veränderte, als natürliche Steine wären. Daran knüpft er die Erzählung, dass man in Arabien Glebae finde, welche sieben Tage und sieben Nächte in Honig ausgekocht und dann von den Künstlern so zubereitet würden, dass sie Adern, Striche und Flecken erhielten und sich daher zum Schmucke sehr eigneten. Das Kochen in Honig geschähe, um die Glebae von allem Erdigen und Unreinen zu säubern.

Ueber die Bedeutung des Wortes Cochlides ist Manches conjecturiert worden. Der antiquarische Mineraloge *Launay*[1]) hält die Cochlides für einen der vielen Namen aus der reichen und oft lächerlichen lithologischen Nomenclatur der Griechen, womit sie die Gemmen überhaupt und namentlich auch die künstlich veränderten belegten. *Dela-*

1) Minéralogie des anciens. Tome II. S. 234.

fosse[1]) denkt sich, vielen ältern Commentatoren des Plinius folgend, unter Cochlides versteinerte Schnecken und Muscheln, ohne dafür andere Gründe beizubringen, als dass in Stein verwandelte Conchilien an verschiedenen Orten gefunden würden. *Ajasson de Grandsagne* oder einer seiner vielen gelehrten Mitarbeiter bei seiner Herausgabe des Plinius[2]) spricht auch bei dieser Veranlassung von versteinerten Conchilien und tadelt den Plinius, dass er die Erzählung der Operation der Araber, wie sie die fossilen Conchilien in Schmucksteine verwandeln, ohne alle Prüfung wiedergegeben habe.

Andere Schriftsteller, welche die Stelle besprechen, haben sich an dem Ausdruck Cochlides nicht gestossen, und unter diesen meinte *Brückmann*[3]), es könne wohl sein, dass der Honig zur Reinigung der Edelsteine etwas beitrage; dass aber solcher auch die innern Fehler und Unreinigkeiten wegnehme, würde in unsern Zeiten schwerlich Glauben finden, und noch weniger, dass durch dieses Kochen, nach Belieben der Künstler, allerlei gefärbte Adern und Flecken entstehen könnten. Vielleicht wären unter den arabischen Erdschollen gewisse feine Thonarten von verschiedener Farbe zu verstehen, welche man nach dem Reinigen mit Honig nach Gefallen gemischt und gebrannt hätte, um ihnen dadurch eine grössere Härte zu geben, und sie dann als Edelsteine bearbeitet und geschliffen habe. Zu einer solchen höchst gesuchten, weder den Worten noch der Natur der Sache entsprechenden, Erklärung gibt die Stelle nicht die mindeste Veranlassung.

Graf von *Veltheim*[4]) hat sich ebenfalls mit unserer

---

1) C. Plinii Secundi hist. nat. auctore Emerico-David. Pars sexta continens mineralogiam curante Delafosse. S. 684.

2) Histoire naturelle de Pline. Tome XX. Paris, 1833. S. 479 f.

3) Abhandl. von den Edelsteinen. 2. Aufl. Braunschw., 1773. S. 29 f.

4) Sammlung einiger Aufsätze historischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts. II. Theil. Helmstädt, 1800. S. 144 ff.

Stelle beschäftiget und aus ihr heraus zu conjecturieren versucht, dass das Decoct von Honig blos ein Politurmittel für die Gemmen gewesen sei, um auf denselben einen feinen fetten Glanz oder Hauch hervorzubringen, da man gar nicht annehmen könne, dass der Honig die Gemmen durchdringe und so auf ihre Farbe und Durchsichtigkeit einwirke.

Lessing [1]) meinte indess schon, Plinius könne eine blosse Reinigung der äussern Oberfläche der Gemmen nicht im Sinne gehabt haben. Der Decoctus mellis Corsici habe tiefer eindringen und auf die ganze Masse der Steine einwirken müssen. Gründe zur Unterstützung dieser Ansicht hat er nicht beigebracht. *Natter* [2]), ein sehr geschickter Steinschneider aus Nürnberg, welcher in Rom arbeitete, sagt: »Je suis dans l'opinion, que quelques graveurs anciens possédoient le sécret de raffiner ou de clarifier les cornalines fines et les onyx, vû la quantité prodigieuse de cornalines fines et mal gravées que les anciens nous ont transmis tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on entre mille qui ait le même feu.« Er fügt noch hinzu, dass er für diese Annahme unmittelbare Beweise habe, die er aber verschweigt. *Brückmann* [3]) führt noch an, dass man von dem Steinschneider *Natter* behauptet habe, er sei im Besitze der Kunst gewesen, den Onyx oder Sardonyx nachzumachen. Es ist aber viel wahrscheinlicher, wie die Folge der gegenwärtigen Abhandlung nachweisen wird, dass er die Farben jener Steine zu erhöhen und hervorzurufen verstanden haben mag, als dass er, wie *Brückmann* meinte, aus Speckstein durch Brennen Steine von onyxartigem Aussehen gemacht habe.

Was *Lessing* als eine blosse Vermuthung über jene

---

1) Sämmtliche Schriften 7. Bd. Berlin, 1839. S. 127.

2) Traité de la méthode antique de graver en pierres fines comparée avec la méthode moderne. Londres, 1754. P. XXXVIII f.

3) A. a. O. S. 217.

Stelle ohne irgend aus der Erfahrung gegriffene unterstüzzende Gründe beibrachte, findet sich aber vollkommen bewährt in einem seit 20 bis 25 Jahren in der Technik von den Achatschleifern zu Oberstein und Idar im Fürstenthume Birkenfeld üblichen Verfahren, durch welches unter Anwendung von Honig, in ähnlicher Weise, wie Plinius dieses beschreibt, unscheinbare Steine, Chalcedone und fahlgelbe Carneole (Sarder) in sehr schöne Onyxe umgewandelt werden. Das Nähere dieses Verfahrens werde ich später folgen lassen. Zum Verständniss der so sehr falsch gedeuteten Stelle des Plinius wird uns schon diese allgemeine Mittheilung genügen. Sie verbreitet vollständiges Licht über die fragliche Stelle.

In ihr ist nur allein von Achaten und solchen Steinarten die Rede, welche die Achat-Kugeln, Mandeln oder Drüsen bilden helfen, wie ich schon oben dargethan habe. Wer die Form dieser natürlichen Massen kennt, so wie sie im Melaphyr-Gebirge vorkommen oder auch anderwärts aus dem zerstörten Melaphyr lose umher liegend oder in Flüssen gefunden werden, wer es dabei erwägt, dass diese Kugeln oder Mandeln auch häufig in ihrem Innern hohl sind, wird ihre Vergleichung mit Schneckenhäusern und, wenn sie durchgeschlagen sind, auch mit Muscheln, Bivalven, ganz passend finden. Daher der an solche Körper erinnernde Name Cochlides [1]. Beiläufig sei es hier erwähnt, dass Plinius an einer andern Stelle [2], wo er von dem Vorkommen des Sarders in Babylonien spricht, dessen Form als herzförmig bezeichnet, in welcher Gestalt er in dem Felsen einge-

1) Ich bin mit der Ausarbeitung einer grössern naturwissenschaftlichen Abhandlung über die Achat-Kugeln und Mandeln beschäftiget. Vorläufig beziehe ich mich auf einen populären Aufsatz über diesen Gegenstand, den ich unter dem Titel »Oberstein an der Nahe« als Feuilleton-Artikel der Köln. Zeitung vom 15. und 16. Jan. 1847 mitgetheilt habe.

2) Ibid. cap. 31.

wachsen wäre. Auch dieser Vergleich ist nicht schlecht zu nennen, da die Mandeln solcher Steine nicht ganz selten die Form von Thierherzen haben, selbst im Allgemeinen in der Gestalt damit gut vergleichbar sind.

Der Ausdruck Glebae ist gewiss in der plinianischen Stelle, wie der Zusammenhang beweist, nicht in seiner eigentlichsten, engsten Bedeutung gebraucht. Er kann hier nur auf Knollen, Kugeln, Mandeln u. s. w. von Achat oder verwandten Steinarten bezogen werden, um so mehr als dieselben auch lose, von der Gebirgsart getrennt, welche sie ursprünglich umschloss, unter den Geschieben in den Flüssen, im Sande, auf Aeckern u. s. w. gefunden werden, wie auch selbst Plinius berichtet, dass die Sardonyxe in Indien in den Betten der Ströme sich finden [1]).

Plinius sagt zwar, dass das Kochen in Honig jener arabischen Glebae deshalb geschähe, um sie von allem Erdigen und Unreinen zu säubern, führt aber zugleich auch an, dass alle Gemmen durch das Kochen in Honig, besonders in corsischem, ein schönes Ansehen erhielten. Er hat hierbei blos von vielen Gemmen auf alle geschlossen, und es kann nicht auffallen, dass er den eigentlichen Zweck und seine physikalisch-chemischen Gründe bei der Anwendung des Honigs nicht kannte, vielmehr blos das Resultat im Auge hatte und einen andern Zweck, die Reinigung der Steine, dabei angab. Wenn Plinius sagt, nachdem er hier vom Honig gesprochen hat, dass die Gemmen sonst die Acrimonia verabscheuten, so liegt dabei wohl die ganz richtige Idee zu Grunde, dass Säuren auf Gemmen, namentlich auf ihre Farben nachtheilig einwirken können, wie diess auch gewiss bei manchen derselben der Fall ist. Sauer, scharf, ätzend ist bei den Alten nicht immer strenge genug unterschieden, denn wenn Plinius das Wort Acrimonia sonst bei Senf, Zwiebeln und Salpeter gebraucht, so nimmt er

1) Ibid. cap. 23.

doch hier keinen Anstand, es auf Honig anzuwenden, wie er denn auch anderwärts wieder ausdrücklich sagt, dass man denjenigen Honig, welcher von selbst (aus den Honigzellen) ausfliesse, Acetum nenne [1]).

Der Honig ist es aber nicht allein, welcher die fragliche Verschönerung der Gemmen bewirkt; nach seiner Anwendung bedarf es, wie wir später bei der Schilderung des Verfahrens im Fürstenthum Birkenfeld sehen werden, auch noch derjenigen einer Säure, nämlich der Schwefelsäure. Davon spricht Plinius nicht, er erwähnt nur das sehr wesentliche Vorbereitungsverfahren mit dem Honig, welches aber allein den Zweck in keiner Weise erfüllt. Die Unvollständigkeit einer Mittheilung, welche Plinius nur von Hörensagen kannte, wie er ausdrücklich selbst sagt, kann nicht auffallend sein.

Ist also meine Deutung der plinianischen Stelle die richtige, wie es mir mir ausser allem Zweifel gesetzt zu sein scheint, so muss auch die Schwefelsäure damals schon bekannt gewesen sein. Directe Beweise dafür lassen sich schwerlich beibringen, denn, wenn ich nicht irre, so hat *Basilius Valentinus*, in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, die Bereitung der Schwefelsäure aus Schwefel und Vitriol zuerst beschrieben, aber die Schwefelsäure ist ja auch ein natürliches Product der Vulkane, und warum sollten die Alten dieses nicht gekannt haben, da sie bereits so gut mit dem Schwefel selbst und den natürlichen schwefelsauren Salzen bekannt waren. Mochte ihnen selbst die Kenntniss der reinen Schwefelsäure noch abgehen, so kannten sie doch gewiss andre flüssige oder feste Substanzen, welche freie Schwefelsäure enthielten. Diese konnten sie ganz gut zu dem in Rede stehenden Zwecke benutzen. Von dieser Seite wird man gewiss keinen Einwurf gegen die vorgetragene Auslegung aufstellen können.

---

1) Lib. 11. cap. 15.

Es bedarf keiner ausführlichen Erklärung, wenn Plinius sagt, dass aus den in jener Weise zubereiteten Gemmen, welche durch darin hervorgerufene Adern, Striche und Flecken verschönert waren, vorzügliche Schmucksachen und selbst von einer solchen Grösse gemacht werden konnten, dass sie sich zur Verzierung der Pferde eigneten, da es genugsam bekannt ist, dass gerade diejenigen Steine, von welchen hier die Rede ist, in bedeutender Grösse vorkommen.

Es bleibt mir nun noch übrig, näher zu schildern, wie jetzt im Fürstenthum Birkenfeld das Färben und Verschönern der Steinarten, wovon im Vorstehenden zunächst die Rede gewesen ist, bewirkt wird. Der Gegenstand hat seine geschichtlich, naturwissenschaftlich und technisch interessanten Seiten. Alle drei verdienen eine nähere Entwickelung.

Im vorigen Jahrhundert hatte man schon verschiedene Versuche gemacht, um Achate, Chalcedone, Carneole u. s. w. durch Auflösungen von Metallen u. s. w. auf der Oberfläche und nur wenig tief in dieselbe eindringend mit verschiedentlich gefärbten Zeichnungen zu versehen. Die Verfahrungsweisen dazu sind vielfach mitgetheilt [1]). Dass

---

1) Vergl. *Wallerius* Mineralreich S. 121 f. und dessen Mineralsystem von *Leske* II. S. 278 ff. — *Brückmann* von den Edelsteinen. Zweite Aufl. 1773. S. 204 f. u. S. 236 f. — *Schröter* Kenntniss und Geschichte der Steine und Versteinerungen. I. S. 287 f. — *Krünitz* ökonomische Encyklopädie I. S. 271 und VII. S. 274. — *Schmieder* Lithurgik II. S. 317 ff. — *Blumhof* Versuch einer Lithurgik S. 117. Die Kunst, Achate, Carneole u. s. w., mit einem weissen Email zu überziehen, welche in Indien lange üblich gewesen sein soll, gehört eigentlich nicht hierher. Nach *Liebig's* Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie. I. 1836 S. 93 überzieht man zu diesem Zwecke den Stein mit einer Lage kohlensauren Natrons und glüht ihn damit in einem Ofen unter einer Muschel. Es bildet sich dadurch ein weisses trübes Email,

aber verschiedene zu den Gemmen der Alten gehörige Varietäten des Quarzes von färbenden Flüssigkeiten ganz durchdringbar sind, blieb unbekannt. Wie schon oben erwähnt, ist indess seit 20 bis 25 Jahren die Technik der Achat-Schleifer zu Oberstein und Idar im Fürstenthum Birkenfeld zu der Vollkommenheit gelangt, dass sie nicht allein Farben, welche in den natürlichen Chalcedonen, Onyxen, Carneolen u. s. w. nur sehr schwach angedeutet sind, durch die Kunst zu einem stärkern und vollkommenen Hervortreten bringen, sondern auch solche Steine durch und durch mit verschiedenen Farben färben können, wodurch die Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Waaren bedeutend gesteigert wird: ein Vortheil, welcher ihrem Handel mit geschliffenen Steinen in der jüngsten Zeit einen bedeutenden Aufschwung gegeben hat.

Das Verfahren bei dem Färben der Steine, namentlich dasjenige unter Anwendung des Honigs, war in den ersten Jahren Geheimniss eines einzigen Achathändlers in Idar. Früher besuchten Steinschneider aus Rom, Romanen, wie die Steinschleifer in Oberstein und Idar sagen, diese Gegend und kauften alle onyxartigen Steine auf. Von diesen hat jener Achathändler das Geheimniss erlauscht oder erkauft. Ob jene Römer durch Plinius auf die Sache geführt worden sind, was kaum wahrscheinlich ist, da dieser das Verfahren nur halb beschreibt, oder ob sich nicht vielmehr die Kunst durch Tradition in Italien erhalten haben mag, wage ich nicht zu bestimmen. Immer bleibt es auffallend, dass darüber früher aus Italien nichts bekannt geworden ist, wenn man die oben mitgetheilte Andeutung von *Natter* nicht dafür gelten lassen will.

---

das eben so hart ist als der Stein, und zuweilen mit Glück zur Verfertigung von Cameen angewendet sein soll. Es ist mir erinnerlich, vor längerer Zeit von solchen emaillierten antiken Steinen gelesen zu haben. Ein Citat vermag ich aber nicht anzugeben.

Bisher ist über diese Kunst nur wenig bekannt geworden. Eine sehr allgemein gehaltene Notiz darüber gab ich in dem von mir herausgegebenen Werke: »Das Gebirge in Rheinland-Westphalen.« B. III. S. 289. Ferneres, aber doch Unvollständiges findet sich in *Steininger's* geognost. Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Trier, 1840. S. 217; ebenfalls in *Blum's* Taschenb. der Edelsteinkunde. 2te Aufl. Suttgart, 1834. S. 233 f. und in *Liebig's* Handwörterb. der Chemie I. 1836. S. 92. Schon besser, aber auch nicht genau richtig, ist das Verfahren angegeben in *Barnstedt's* geographisch-historisch-statistischer Beschreibung des grossherzoglich-oldenburgischen Fürstenthums Birkenfeld. Birkenfeld, 1845. S. 137 f.

Jene Kunst beruhet auf der Eigenthümlichkeit, dass die feinen Streifen von Chalcedon, welche in den sogenannten Achat-Kugeln oder Mandeln über einander liegen oder dieselben auch ganz erfüllen, und welche sich oft blos durch ganz geringe, meist nur lichte Farben-Nuancen und sehr unbedeutende Unterschiede im Durchscheinen des Lichts zu erkennen geben, je nach diesen Streifen in sehr verschiedenen Graden von färbenden Flüssigkeiten durchdringbar sind. Dadurch wird es möglich, sehr unansehnliche, kaum matt gefärbte Steine in sehr schöne Onyxe u. s. w. zu verwandeln, welche sich zu Cameen mit verschiedenen übereinanderliegenden Farben eignen, und überhaupt sehr viele Achate, welche zu andern Zwecken verarbeitet werden, bedeutend in der Höhe und selbst in der Art und der Zeichnung der Farben zu verschönern. Es gibt ein empirisches Kennzeichen, dessen sich die Achathändler in Oberstein und Idar bedienen, um den Werth der rohen Steine, in Hinsicht der Eigenschaft, sich färben zu lassen, wenigstens vorläufig, beim Ankaufe von den Steingräbern, zu schätzen. Sie schlagen ein dünnes Stück von dem brauchbar scheinenden Theile der Kugel ab,

befeuchten es mit der Zunge und beobachten dann, ob das Trocknen der Feuchtigkeit streifenweise abwechselnd rascher oder langsamer von Statten geht. Findet sich nun streifenweise eine mannichfache Abwechselung des Einsaugens der Feuchtigkeit auf dem Steinscherben, so ist er zum Färben und namentlich zum Onyxfärben geeignet. Das Kennzeichen soll aber nicht immer entscheidend genug zur Werthschätzung sein. Am liebsten machen daher die Achathändler erst mit einem solchen Steinstückchen eine wirkliche Färbungsprobe, ehe sie eine sehr werthvolle Kugel von den Achatgräbern kaufen. Sehr grosse, ganz mit Chalcedon erfüllte Kugeln, worin viele dünne Streifen vorkommen, besonders wenn sich darunter auch rothe befinden, haben einen bedeutenden Werth. Der Weisselberg bei Oberkirchen im Kreise S. Wendel liefert deren vorzüglich, obgleich auch nicht häufig. *Barnstedt* [1]) führt z. B. einen solchen Stein an, der im Jahre 1844 gefunden wurde und einen Centner schwer war. Er wurde roh für 700 rhein. Gulden gekauft, mit einem Kostenaufwande von 200 Gulden zu Cameensteinen geschliffen, und diese brachten einen Erlös von 2200 Gulden. Häufig wird der Verkauf zwischen den Gräbern und Händlern, ohne dass vorher eine Färbungsprobe gestattet oder verlangt wird, auf wechselseitiges Risico geschlossen. Der Preis wird auf das Gewichtspfund des Steins verabredet.

Dass die verschiedenen Quarz-Varietäten, welche die Kugeln und Mandeln zusammensetzen, in ihrer Porosität verschieden sind, lässt sich schon aus einer interessanten Erfahrung folgern, welche *von Kobell* an den geschliffenen Achaten bei der Anwendung der Flusssäure gemacht hat, indem dabei die verschiedenen Streifen nicht gleichförmig angegriffen wurden und sich mehr oder weniger erhaben darstellten.

---

1) A. a. O. S. 136.

Das Experiment hatte die Streifen der verschiedenen Quarze fühlbar gemacht, wie ich mich selbst bei dem Vorzeigen von in dieser Weise behandelten Achaten überzeugt habe, welche *von Kobell* in einer mineralogischen Sections-Verhandlung der deutschen Naturforscher zu Nürnberg im Jahre 1845 vorlegte [1]).

Noch unmittelbarere Beweise für die Porosität des Chalcedons hat schon *Gautieri* [2]) beigebracht. Bei Vicenza kommen Chalcedon-Kugeln vor, welche im Innern Wasser oder Luft, oft auch beides zugleich eingeschlossen enthalten, so dass man durch die durchscheinenden Kugeln bei ihrer Bewegung die Ortsveränderung der immer die obern Theile einnehmenden Luftblase wahrnehmen kann. Man nennt diese Steine Enhydri. *Gautieri* liess einige dieser Chalcedone, welche kein Wasser, sondern nur Luft eingeschlossen enthielten, mehre Wochen lang im Wasser liegen und beobachtete die Erfolge. Etliche hatten hierauf wirklich Wasser in ihren hohlen Räumen aufgenommen, andere nicht, waren aber durchsichtiger und schwerer geworden. Solche Chalcedonkugeln verlieren, wenn sie längere Zeit in trockener Luft liegen, ihr eingeschlossenes Wasser, ohne dass man irgend eine Oeffnung oder einen Sprung darin wahrnehmen kann. Es liegt darin allein schon der Beweis ihrer durch *Gautieri* auf dem Wege des Experiments nachgewiesenen Porosität. Jüngst hat *Fuchs* [3]) den Versuch mit ähnlichen Chalcedonkugeln von Schio aus dem Gebirge von Zuggiano und Lago wiederholt. Er ist ihm nicht so leicht, wie *Gautieri*, gelungen: aber doch für

1) Vergl. Amtlicher Bericht über die dreiundzwanzigste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Nürnberg im September 1845. Nürnberg, 1846. S. 143.

2) Untersuchung über die Entstehung, Bildung und den Bau des Chalcedons. Jena, 1800. S. 157.

3) Beitrag zur Lehre von den Erzlagerstätten. Wien, 1846. S. 41.

die zu beweisende Thatsache eben so überzeugend. Längeres Liegen im Wasser war selbst bei der Anwendung eines starken Druckes nicht im Stande, wieder Wasser in die wasserleeren Kugeln zu bringen; leicht aber führte eine allmählige Erhitzung der Kugeln unter Wasser bis zum Sieden dieses letztern und spätere Erkaltung (natürlich ohne dass sie aus dem Wasser herausgenommen wurden) zum Ziele. Ein Theil der durch die Erhitzung expandierten Luft war aus den Höhlungen durch die Poren der Schaale entwichen, und durch die nämlichen Oeffnungen wurde das Wasser beim Erkalten gepresst, während die Grösse der Luftblase von der Differenz der Temperatur abhängig blieb.

Bei manchen durchscheinenden Chalcedonen lassen sich schon die kleinen Höhlungen, womit der Stein durchzogen ist, mit der Loupe erkennen; es sind Bläschen, oft rund, auch länglich; sehr häufig fliessen die Blasen in einander und liefern tuberculöse Räume. Es ist aber selten, dass man diese Räume mit der Loupe schon entdecken kann. Meist werden sie erst unter dem zusammengesetzten Mikroskop sichtbar. Unter diesem erscheint namentlich der brasilianische Carneol, welcher sich auch ganz besonders gut färben lässt, ganz mit kleinen Bläschen erfüllt. In einem sogenannten Regenbogenachat (Chalcedon), welcher in den Sonnenschein gehalten bekanntlich schöne irisierende Farbenstreifen zeigt, waren die sehr schmalen und zugleich sehr in die Länge gezogenen Bläschen in linearer Richtung neben einander gelagert, worin auch wohl die Ursache jener optischen Erscheinung zu suchen sein dürfte.

Die Färbung der Onyxe (oder der Onyxe und Chalcedonyxe, wenn man nur die weiss und schwarz oder dunkelbraun gestreiften Steine Onyxe, die weiss und grau gestreiften aber Chalcedonyxe nennen will) geschieht in Oberstein und Idar in folgender Weise. Die dazu bestimm-

ten Steine werden zuerst sauber gewaschen und dann wieder, jedoch ohne Anwendung einer höhern Temperatur, getrocknet. Hierauf legt man sie in Honig, welcher mit Wasser verdünnt ist (ein halbes Pfund Honig auf einen Schoppen Wasser). Der anzuwendende Topf muss durchaus rein, namentlich ohne Fett, sein. Er wird mit den in die Flüssigkeit gelegten Steinen in heisse Asche oder auf den warmen Ofen gestellt, die Flüssigkeit darf aber nicht zum Kochen kommen. Die Steine müssen immer von der Flüssigkeit bedeckt bleiben, daher wird diese öfter nachgegossen. So werden die Steine vierzehn Tage bis drei Wochen behandelt. Dann nimmt man sie aus dem Honig, wäscht sie ab und giesst in einem andern Topfe so viel käufliche Schwefelsäure (Vitriolöl) darauf, dass sie davon bedeckt werden. Der Topf wird mit einer Schieferplatte bedeckt und in heisse Asche, um welche glühende Kohlen gelegt werden, gestellt. Die porösern, sogenannten weichen Steine sind schon in einigen Stunden gefärbt, andere bedürfen einen ganzen Tag und manche nehmen gar keine Färbung an. Zuletzt werden die Steine aus der Schwefelsäure genommen, abgewaschen, auf dem Ofen getrocknet, geschliffen und einen Tag lang in Oel gelegt, wodurch etwa vorhandene feine Risse verschwinden und die Steine auch einen bessern Glanz bekommen; das Oel wird endlich noch mit Kleie abgerieben.

Durch dieses Verfahren werden die nur in ganz licht gräulichen Streifen angedeuteten Farben, je nach ihrer grössern oder geringern Porosität, grau, braun und selbst völlig schwarz gefärbt; die weissen undurchdringbaren Streifen erhalten eine weissere Farbe unter Einbusse ihrer Durchscheinenheit und manche rothe Streifen werden in ihrer Farbe erhöhet.

Die sogenannten Carneole aus Brasilien, welche jetzt in grosser Quantität in Oberstein und Idar verarbeitet wer-

den und durchschnittlich den Centner 50 Gulden kosten, deren Auslese mit geraden Streifen, wie sie besonders zu Cameensteinen brauchbar sind, aber selbst mit der grossen Summe von 2500 Gulden der Centner bezahlt worden, erhalten zum Theil dieselbe Behandlung, wie jene einheimischen Steine; zum andern Theile werden sie auch, wie ich später anführen werde, als Carneole und Sardonyxe benutzt. Sie sind ursprünglich entweder einfarbig, schmutzig gelblich grau oder abwechselnd aus solchen in der Farbe nuancierten Streifen zusammengesetzt, und man dürfte sie in ihrem natürlichen Zustande kaum mit dem Namen Carneol belegen, da dieser wesentlich durch die rothe Farbe bedingt wird. Die streifige Varietät jener Steine liefert bei dem vorbeschriebenen Verfahren sogar die allerschönsten Onyxe.

Der chemische Prozess bei der erwähnten Operation ist keiner schwierigen Deutung unterworfen. Durch das Einlegen der Steine in heissen Honig wird dieser in den feinen Poren der Steine abgelagert, sie werden folglich ganz davon durchdrungen; die Schwefelsäure bewirkt aber die Verkohlung der eingedrungenen animalischen Substanz, und je mehr Kohle in den Steinen zurückbleibt, um so dunkler werden ihre Färbungen, daher die wenig porösen Streifen dann grau oder braun, die mehr von der Kohle durchdrungenen aber völlig schwarz werden. Die weissen und manche rothen Streifen scheinen gar nicht durchdringbar von dem Honig zu sein; die Intensität ihrer Farbe wird durch die Behandlung nur erhöhet. Die brasilianischen Carneole enthalten Eisenoxydhydrat und sind zugleich entweder ganz oder in den meisten Streifen durchdringbar. Die röthlichen Tinten werden aber durch das Schwarze der Kohle unterdrückt und kommen entweder gar nicht oder nur als geringe Beimischungen der grauen und schwarzen Farben zum Vorschein, welche daher meist mehr oder

weniger ins Braune fallen. Diese sogenannten brasilianischen Carneole liefern sogar die schönsten Onyxe.

Es werden auch Chalcedone sehr schön citrongelb gefärbt, einfarbig oder wolkig und gestreift, dieses wenn die Beschaffenheit dazu schon im Steine angedeutet war. Die Behandlung ist folgende. Sie werden zuerst auf dem Ofen ein paar Tage lang getrocknet, doch darf der Ofen nicht zu warm sein. Dann werden die Steine in einen reinen Topf gelegt und mit käuflicher Salzsäure übergossen; auf den Topf wird eine Schieferplatte durch Thon fest aufgekittet und derselbe dadurch dicht verschlossen. Der Topf wird endlich vierzehn Tage bis drei Wochen unberührt unter den Ofen gestellt und damit ist das Gelbfärben vollendet.

Es verdient noch näher untersucht zu werden, ob die gelbe Farbe von einem Salze herrührt, welches sich durch die Verbindung der Salzsäure mit irgend einem in dem Steine vorhandenen Stoffe bildet, oder nicht vielmehr das färbende Prinzip in der käuflichen Salzsäure enthalten ist Ich kenne keine natürlichen Chalcedone, welche eine solche Farbe haben, wie die in dieser Weise gefärbten. Bei Opalen kömmt allerdings eine solche citrongelbe Farbe vor, sie ist dann doch meist mehr wachsgelb, welche Nuance sich auch hin und wieder in den gefärbten Steinen zeigt und nur abhängig ist von ihrer Natur, da das Färbemittel immer dasselbe bleibt.

In der neuesten Zeit hat man auch sehr schöne blaue Farben in den Chalcedonen erzeugt, Farben von allen Nuancen des Türkis. Die Verfahrungsweise ist noch Geheimniss, nur wenigen Schleifern bekannt.

Viele Steine werden gebrannt, namentlich Achate, Chalcedone, brasilianische Carneole. Es geschieht dieses theils, um die natürlichen Farben zu verschönern und zu erhöhen, theils um neue Farben hervorzurufen und auch

wie versichert wird, um den natürlichen Farben mehr Haltbarkeit zu geben. Manche Chalcedone werden dadurch blos weisser, die rothen Farben intensiver und die fahlgelben sehr schön roth, welches besonders bei den brasilianischen Carneolen der Fall ist, daher auch die gestreiften Steine dieser Art in schöne Sardonyxe verwandelt werden und die einfarbigen erst ihre wahre Carneol-Farbe erhalten. Das Verfahren dabei ist folgendes. Die Steine werden vierzehn Tage bis drei Wochen lang auf einem sehr heissen Ofen scharf ausgetrocknet, dann in einen Tiegel gethan und mit Schwefelsäure angefeuchtet, nicht aber übergossen. Gewöhnlich tauchen die Schleifer die Steine nur in Schwefelsäure und stellen sie nebeneinander in den Tiegel. Dann wird der Tiegel mit dem Deckel verschlossen und in starkes Feuer gestellt, bis er rothglühend wird. Man lässt das Feuer langsam von selbst erlöschen und nimmt den Tiegel erst ab, wenn er kalt geworden ist. Durch das Brennen wird das Eisenoxydhydrat in den Steinen völlig entwässert und die Farbe des Oxyds tritt lebendig und in der durchscheinenden Masse in der eigenthümlichen Carneol-Farbe hervor[1]). Die kleinen Waaren werden vor dem Schleifen gebrannt, die grössern, z. B. Dessertteller, Schaalen, Vasen u. s. w. aber erst nachdem sie geschliffen sind. Kleine Stücke zerspringen nicht leicht beim Brennen, grosse aber wohl: daher man ihre Masse erst durch das Schleifen dünner zu machen sucht.

---

1) Dass das Eisen das färbende Prinzip im Carneol ist, kann nach den entscheidenden Versuchen von *W. Heintz* (*Poggendorff*, Ann. der Physik. B. LX. S. 519 f.) nicht mehr zweifelhaft sein. *Gaultier de Claubry* (*Poggendorf*, Ann. d. Ph. B. XXVI. S. 562) hatte zwar früher nachzuweisen gesucht, dass der Farbestoff des Carneols organischer Natur sei: aber die Kritik seines Versuchs und *Heintz's* gegentheilige Erfahrung haben das Unhaltbare genügend bewiesen.

Es sollen manchen Schleifern bei dem Steinfärben besondere Handgriffe und Vortheile zustehen, die nicht jeder kennt. Die vorstehenden Verfahrungsweisen habe ich an Ort und Stelle ermittelt, viel Einzelnes aber hat mir mein verehrter Freund, Herr Oberförster *Tischbein* zu Herrstein im Fürstenthum Birkenfeld, welcher mich überhaupt bei meinen Studien über die Achate mit reichen Notizen unterstützte, mitgetheilt; ich erkenne dieses hiermit sehr dankbar an.

Da einmal die Eigenschaft vieler quarziger Steine, welche ich mit dem Collectiv-Namen der Achate bezeichnen will, dass sie sich durch und durch, in Folge ihrer natürlichen Porosität, färben lassen, thatsächlich erkannt ist, so wäre es auch nicht unmöglich, dass die chemische Kunst denselben noch andere Farben zu geben vermöchte, wie bisher zu Oberstein und Idar geschieht. Es dürften vielleicht manche antike geschnittene Steine, welche sehr ungewöhnliche Farben besitzen, gefärbte Steine sein. Bei einigen Steinen, die ich in Sammlungen von antiken Cameen und Intaglios gesehen habe, ist mir dieses wahrscheinlich geworden. Warum sollten wir auch dergleichen gefärbte alte Steine nicht eben so gut finden, wie wir die ächten antiken Pasten gut genug kennen?

Es wäre dieses ein gelegentliches Ergebniss neben meinen geologischen Forschungen über die Genesis der Achat-Kugeln. Ich glaubte es den Freunden des Alterthums vorlegen zu dürfen, wenn ich auch von naturwissenschaftlicher Seite an einem andern dafür geeigneten Orte noch einmal darauf zurückkommen muss. Ob ich alles gelesen habe, was von philologischer und archäologischer Seite über jene Stelle des Plinius gedacht und geschrieben ist, bezweifle ich, da die einschlägige Litteratur meinen eigenenen Studien ferne liegt. Es ist dieses aber für die Sache ziemlich gleichgültig. Die gegebene Erklärung,

aus der neuen technischen Erfahrung gegriffen, kann im Wesentlichen nur die richtige sein.

So wäre denn *Plinius* abermals in einer interessanten, aus sachlicher Unkenntniss vielfach falsch verstandenen Stelle vollkommen gerettet. Es würde dieses noch bei vielen andern unerklärt gebliebenen oder falsch gedeuteten Stellen des römischen Naturhistorikers der Fall sein können, wenn sich Naturforscher aus den verschiedenen Zweigen der vielgliederigen Wissenschaft ernstlich mit ihm beschäftigen wollten. In der französischen Ausgabe des Plinius von *Ajasson de Grandsagne,* deren Titel als Erklärer viele bedeutende Namen verzieren, nämlich *Beudant, Brongniart, C. Cuvier, Daunou, Emeric David, Descuret, Doé, E. Dolo, Dusgate, Fée, L. Fouché, Fourier, Guibourt, Eloi Johanneau, Lacroix, Lafosse, Lemercier, Letronne, Louis Liskenne, L. Marcus, Mongès, C. F. Panckouke, Valentin Parisot, Quatremère de Quincy, P. Robert, Robiquet, H. Thibaud, Thurot, Valenciennes* und *Hipp. Vergne,* ist dem Zwecke, wenigstens für das Mineralogische, wenig genügend entsprochen, auch ist die beigefügte französische Uebersetzung häufig mit übergrosser, die Sache beeinträchtigender Freiheit gemacht. Es liegt hier von dieser Seite mehr nicht in meiner Absicht, als auf den Mangel, der schon oft gefühlt und namentlich bereits vor längern Jahren bei Gelegenheit der Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte gerügt und zur Abhülfe empfohlen worden ist, wiederholt aufmerksam zu machen.

Dr. Nöggerath,
Geheimer Bergrath und Professor.

147. S V L L A E. S E N N I F.
R E M O A R G E N T A R I O

Marmor hoc Bonnae effossum eiusque ectypum diligenter et iteratis vicibus depictum, quia alii id aliter repraesentabant, est, adeo ut ne dubitandum quidem sit, quin revera illud ita sese habeat, si modo ex urbis ruina salvum et superstes evasit. (cf. Tab. II.) Monstrum marinum additur procul dubio ornatus tantum causa; ciconiae designare possunt pietatem filiorum in patrem, cui forte hoc monumentum posuerunt. Certe Aegyptii designare volentes hominem *φιλοπάτορα* pingebant ciconiam, quia haec avis a parentibus enutrita numquam ab ipsis seiungitur, sed apud eos usque ad extremam senectutem manet, *θεραπείαν αὐτοῖς ἀπονέμων*, teste Horapolline lib. II. Hierogl. c. LVIII; inde est quod illa Petronio pietatis cultrix vocetur, atque Iudaeis *Caschoda*, i. e. pia ac benigna, vocatur, uti docet *Bochartus* in divino de animalibus libro qui potest videri [1]. Et si quae lux aenigmati quod marmori nostro insculptum est dari potest, crediderim, patrem repraesentari per ciconiam in nido sedentem vel iacentem, filios vero per binas stantes, quae patrem q(uasi?) alunt. Uti enim Solinus loquitur de ciconiis, eximia illis inest pietas, etenim quantum temporis impenderint foetibus educandis, tantum et ipsae a pullis suis aluntur. Quidquid sit, homo noster vocatur Sulla, et observa nomen hoc per U, non autem per Y scribi, ut scribendum esse docuit olim ad Livium *Gronovius* pater.

---

1) Hoc sensu quoque occurrunt ciconiae ad pedes deae Pietatis in numo famil. Antoniae, apud *Beger*. Thes. Brand. II. p. 534. atque in gemma carneola, cuius ectypon gypseum exhibet *Lippertus* Dactyl. I. 724. *Janssen.*

CENNIF. Exstat hoc nomen etiam in inscriptione apud *Grut.* p. 927.

REMO nomen vel cognomen est, quod etiam exstat in inscriptione p. 40. (n. 9.) apud *Gruterum* (*Orell.* n. 1960.), et alia . . posita apud *Reinesium* 20. 380 [1]): et notandum obiter, Romanos per Remi nomen, licet ille a fratre Romulo occisus sit, populum et imperium Romanum significasse; Prudentius, Hymn. II. *περὶ στεφανοῦ regnum Remi*, Statius II., Silvius VII. *culmina Remi*, Seneca *populum Remi* et Catullus *magnanimos Remi nepotes* dixerunt, ubi tamen videatur *Vossius.*

ARGENTARIO. Ita vocabant numularios vel mensarios vel foeneratores publicos, de quibus videatur *Salmasius* p. 558. et seqq. de foenere trapezitico, et inde est quod Sulla Remus manibus teneat volumina bina, atque ante se positam habeat mensam, in qua, vivus scilicet, numos vel ad locandum, i. e. foenere dandos vel permutandos, habuerat expositos, mensamque talem *publicam* vocat Cicero in oratione contra Rullum, »si praetor dedit ut est scriptum a quaestore numeravit quaestor a mensa publica aut ex vectigali aut ex tributo,« et Ulpianus L. IV. digest., de ed .. mensam tabernarum; tabernaeque ipsae dicebantur argentariae, quae erant Romae veteres et novae ut ex Livio patet [2]). Tunica autem noster Sulla indutus est et chlamydem, vel exterius vestimentum, fibula connexam habet.

E schedis **Gisberti Cuperi** Lugdunensibus.

---

1) Cff. imprimis cives Remi in ara Rinharensi, *Orell.* n. 1977, et civitas Remorum, in marmore (seculi IV. p. 7 Ch.) apud *Grut.* p. 178. 1. et apud *Orell.* n. 1096. *J.*

2) De argentariis conferri quoque possunt tituli n. 995. et 4146. apud *Orellium*, et laudatus ab eo *Marinius*, Atti I. p. 249. *J.*

Bei den Vorarbeiten zum Ausbau der Basilica wurde im Innern des Tribunals (des sogen. Heidenthurms) an einem der Pfeiler, welche den jetzigen Dachstuhl tragen und augenscheinlich spätern Ursprungs sind, ein grosser Sandsteinquader mit römischen Schriftzeichen wahrgenommen. Die Baubehörde liess den Stein herausnehmen; derselbe zeigte sich bei näherer Prüfung als Rest eines Sepulcralcippus von der in unsrer Gegend gewöhnlichen Form (s. darüber unsre Bem. im V. u. VI. Heft der Jahrb. d. Ver. S. 328), von welchem der halbkreisförmige Obertheil abgehauen worden war. Nicht ohne Mühe gelang es dem Unterzeichneten, die nachfolgende, stark mit Mörtel inkrustierte und an verschiedenen Stellen mit Hackenschlägen gemisshandelte Inschrift zu entziffern, welche sich — mit Ausnahme der ante lineam zu ergänzenden, höchstwahrscheinlich in dem abgetrennten Kreissegment enthalten gewesenen Widmungs-Siglen »D· M,« und dreier zweifelhafter Buchstaben in der Namensendung der vierten Zeile — als vollständiger Titulus eines heidnischen Familien-Grabmals ergibt:

148.

LIBERO · FILIO · SA
TVRNINI · DEFVNC
TO · NONIANI · NON
N . . . VS · ET · SATVRNI
NVS · SIBI · ET · SVIS · VIVIS · F

(Diis Manibus) Libero, filio Saturnini defuncto, Noniani Nonn(ill)us et Saturninus sibi et suis vivis f(ecerunt[1]).

1) Den Schattengöttern. Dem Liber, dem verstorbenen Sohne des Saturninus, haben die (beiden) Noniani, Nonn(ill)us und Saturninus, für sich und die Ihrigen bei Lebzeiten, dieses Grabmal errichtet.

Die Inschrift bietet, abgesehen von ihrer zufälligen Verpflanzung ins Innere der Basilica, nichts Ausgezeichnetes dar. Der Namen Nonianus — hier ein Gentilnamen, welchen die beiden Stifter des Grabmals (wahrscheinlich Brüder) Nonn(ill)us und Saturninus, und unstreitig wohl auch der verstorbene Sohn des Letztern, Liber, gemeinsam führten — kommt als cognomen in der Inschrift bei *Gruter*, 171. 1 (... SEX·VOLVSI·NONIANI..) vor; der Namen Liber wird in mehrern Inschriften als Personalnamen, sowohl von Freien wie von Sclaven, gefunden. (S. *Grut.* Ind.). Die Ergänzung Nonn(ill)us ist conjectural, scheint jedoch durch die Schriftspuren im Original und durch die Analogie der öfters vorkommenden Frauennamen »Nonna, Nonnia,« begünstigt zu werden.

Trier.

W. Chassot v. Florencourt.

Folgende drei Inschriften, welche im verflossenen Sommer bei Brühl gefunden wurden, sind dem Vereine durch die Güte des Hrn. Dr. *Marquart* hierselbst in einer, freilich nicht fehlerfreien Abschrift mitgetheilt worden. Wir geben sie unverändert in der Hoffnung, später die Originale zur Verbesserung vergleichen zu können.

I O M 149.
E I S A X S A N O
L I V I I V S Ͻ A S S I
× VS × LEGXVI
H V E X I L I A R I

Iovi optimo maximo et Saxsano (sc. Herculi) *L. Iulius Classicus miles* (oder centurio?) *legionis deximae sextae et vexillarii.*

Die Erwähnung der 16. Legion, welche zu dem Heere

von Obergermanien gehörte und wegen ihres Benehmens im Kriege gegen Civilis von Vespasian aufgelöst wurde, gibt unserem Steine ein besonderes Interesse.

150. H E R C V L I S A
X S A N O S A C
R V S O H H

Herculi Saxsano sacrum Ruso . . . .

151. D A D
I V N I V
C R F I V D

152. HE R C v L I
I P/// ⌒ VA
///// / /////
///// /// ////
//// // ////////
\ S \ S
F L

Dieser in zwei Stücke zerbrochene Altar aus Tufstein kam merkwürdiger Weise in dem durch den neulichen Bergsturz zerklüfteten Berge bei Oberwinter zum Vorschein und wurde von Hrn. Geheimen Bergrath *Nöggerath* dem hiesigen Museum geschenkt. Wenn, wie ich glaube, Hercules Saxanus gemeint ist, so ergibt sich die Thatsache, dass die Basaltbrüche bei Unkel von den Römern bearbeitet wurden.

Urlichs.

5. Ueber den verſchiedenen Charakter der antiken und der modernen Kunſt.

Die Griechen haben in seelenvollen und tiefpoetischen Mythen die Entstehung der einzelnen Künste und Kunstformen auszusprechen versucht. Sie giengen dabei von dem Gedanken aus dass alle bildende Kunst eine Nachahmung der Natur sei. Ein liebendes Mädchen sucht den scheidenden Geliebten im Bilde festzuhalten: sie zeichnet seinen Schattenriss auf die Wand, und der Töpfer, ihr Vater, brennt nach diesen Zügen im Ofen das erste Menschengebild. Oder es stirbt ein Mädchen in Korinth so jugendlich dass es die Lebensfreude des jungfräulichen Alters noch nicht genossen hat. Die Amme stellt ihm ein Körbchen mit seinen liebsten Spielsachen gefüllt aufs Grab. Eine Akanthospflanze schiesst aus dem Boden hervor und umgrünt das Körbchen mit ihren zierlichen gezackten Blättern: da geht Kallimachos vorüber und trägt das reizende Gebild in den Marmor über. So entstand das korinthische Kapitell, das zierlichste aller zierlichen Bauglieder.

Diese Kunstmythen sind zu poetisch um wahr zu sein, und die ganze Ansicht über die Entstehung der Künste, die ihnen zu Grunde liegt, wird durch nichts so sehr widerlegt als grade durch die allerältesten Kunstwerke. Abgesehen davon dass manche Künste, wie die Architektur in ihren Hauptgliedern und die Musik, gar kein Vorbild in der Natur aufweisen können, so sehen wir auch die wirklich nachahmenden Künste in ihren Anfängen sehr weit von Naturwahrheit entfernt. Sie sehen von den Formen der umgebenden Wirklichkeit fast ganz ab und begnügen

sich mit Andeutungen für den Geist. Bei den ältesten Völkern treten Göttergebilde auf die mit vollem Bewusstsein von der Natur abweichen. Der indische Ganesa trägt den Elephantenkopf um seine Weisheit, der Ischora die Vielzahl der Arme um seine Macht zu bezeichnen, und die uralte Naturgöttin Vorderasiens, die Artemis von Efesos, drückt durch eine der weiblichen Form und dem ästheti-Gefühl gleich sehr widersprechende Häufung der Brüste die unermessliche Kraftfülle der gebärenden und ernährenden Natur aus. Diess Vorwalten des symbolischen Elements eben in den ältesten Kunstwerken liefert den klarsten Beweis für die Grundlage aller Kunst im Gedanken, und vernichtet jene scheinbar naive, in der That höchst prosaische Vermuthung dass der Kunsttrieb im Menschen eigentlich der Affentrieb sei.

Der erste schöpferische Gedanke nun, der in den Völkern nach der Befriedigung der rohesten Naturbedürfnisse erwacht, ist der r e l i g i ö s e: der natürliche Ausgangspunkt der Kunst liegt demnach im Gottesdienst. Die älteste Poesie ist der Mythos, das älteste Bauwerk von künstlerischer Weihe der Tempel, die älteste Statue der Gott oder die Göttin.

Durch die Religion wird das Volk vereinigt und zu höherer Kraftäusserung begeistert. In der ganzen Geschichte des Orients lässt es sich nachweisen dass sämmtliche Staaten, deren geschichtliches Entstehen nicht im Nebel der Urzeit verschwindet, erst aus religiösen Schöpfungen oder Erschütterungen sich entwickelten. Moses und Muhamed haben aus lockerverbundenen Stämmen durch das Einheitsband der Religion Nazionen geschaffen: religiöse Reformen gingen der Gründung sowohl des alt- als des neupersischen Reiches vorher. Indem nun ein Volk diesen Riesenschritt macht, der durch die Gründung seines Staatslebens beurkundet wird, erringt es zugleich eine neue Form

der Kunst, die man die historische oder schärfer die politischnationale Kunstform nennen dürfte. Die religiöse Kunst versinnbildete Etwas das als ein Ewiges geglaubt wird, jetzt aber gilt es vielmehr ein Vergangenes, Entschwindendes durch die Kunst zu verewigen. Es ist dem Volke wichtig die Erinnerung grosser Menschen und grosser Thaten auf die Enkelsöhne zu retten, und aus diesem Streben entsteht das Denkmal, die Geburtsstätte aller weltlichen Kunst. Es scheint mir beachtenswerth, weil es die weltgeschichtliche Bedeutung unseres germanischen Stammes voraus ahnen lässt, dass die heidnischen Deutschen ohne Vermittlung der religiösen Kunst gleich an die monumentale gegangen sind. Tempel und Götterbilder hatten sie nicht: aber ihre Helden begruben sie im Hünengrab und pflanzten den Bautastein zum Andenken darüber. Wie nun diesen rohen Anfängen, diesen formlosen Todtenhügeln mit Nothwendigkeit die Entwicklung aller Künste sich anschliessen musste, ist leicht sich vorzustellen. Und ist nun in äussern und innern Kämpfen der Staat gereift, hat er die ihm naturgemässe Verfassung erschaffen, dann prägt er diesen seinen Geist in mächtigen Werken aus, die nicht so sehr Erinnerung als Ausdruck beabsichtigen. Auch diese Gestalt der Kunst ist noch grosser Ideen voll. Die dunkeln Königspaläste von Theben, die heitern von schlanken Säulen zeltartig emporgehobenen Prunkgemächer von Persepolis drücken eben so vollkommen den Geist des monarchischen Staates aus, als die weiten und luftigen, dem Volksverkehr geöffneten Portiken, Leschen, Basiliken und Theater die demokratische Freiheit des souverainen Volks in Jonien und Rom wiederspiegeln. In ähnlicher Art schilderte der Meissel in Persepolis die heiligen Siege des Königs über die symbolischen Thiere, während die Poikile Athens sich mit den marathonischen Grossthaten der Zeitgenossen erfüllte. So hat denn die Kunst am Kultus und am Staat ihre frühesten und zugleich heiligsten Bestimmungs-

gründe. So lang sie auf diese noch mit Ernst eingeht, bleibt sie erfüllt von grossen und schwungreichen Ideen; diess sind die Gebiete wo sie überhaupt ihre grossartigsten Schöpfungen ausbreitet.

Und nun erst tritt im Leben der Völker der Zeitpunkt der Ruhe und des Geniessens ein. Die grosse gemeinsame Arbeit der Nazion ist vollendet; der Einzelne, gleichviel ob er religiös und politisch eine Bedeutung hat, hält sich und seine Gegenwart der Beachtung werth und möchte sich in allen seinen Umgebungen geniessen. Die Kunst tritt in den Sold des Privatmanns, der sie unter den Gesichtspunkt eines geistreichen Luxus stellt. Die Kunst der Wirklichkeit beginnt: statt der heiligen und der ernsten Form der Baukunst, statt des Tempels und Palastes, tritt die zierliche, das glänzende Wohnhaus, hervor; statt des Epos erwacht der Roman, statt des höhern Dramas die Komödie, beide als Schilderungen der Gegenwart. Sein Porträt lässt Jeder malen oder meisseln ohne allen Gedanken daran, ob ausser ihm und den Seinigen Jemand darauf einen Werth lege. Das Genrebild fängt an Individuen zu schildern die nicht durch die Grösse historischer Charaktere über ihre Klasse hinausragen sondern vielmehr diese ganze Klasse und ihr Geschick in sich zum vollen Ausdruck bringen. Je mehr sich die Civilisazion vom frischen Naturleben abwendet, desto eifriger wird die Kunst einen Ersatz zu bieten durch getreue Abspiegelung der Natur. Das Thier- und Viehstück entsteht; die zum Sinnengenuss des Menschen schon zubereitete Natur wird im Stillleben, als Blumen- und Fruchtstück, als Frühstücksbild oder todtes Wild anlockend geschildert, oder die Kunst sucht ins enge Zimmer den Reiz der weiten Landschaft und ihrer Nebenformen, des Architekturstücks, des Eislaufs und der Marine zu retten. Erst hier ist Nachahmung das Ziel der Kunst geworden; die täuschendste, sauberste Technik er-

setzt auf dieser Stufe den Reiz der stets mehr entschwindenden Idee. Hier angelangt steht die Kunst am Schlusse ihres völkerbeglückenden Kreislaufs: hier kehrt sie ins Handwerk zurück, aus dem sie in ihren ersten rohen Schöpfungen sich herauswand. Die bloss dekorative Kunst, welche ohne allen Gedankengehalt nur durch gefälliges Spiel mit Tönen, Linien und Farben den Reiz des geselligen Lebens zu erhöhen sich bemüht, ist schon aus der heiligen Kunstschranke herausgetreten.

Es ergeben sich somit drei Gattungen aller Kunst, die religiöse, die historisch-politische, die Kunst der Wirklichkeit.

Der bisherige Entwicklungsgang lässt sich mehr oder minder deutlich bei allen Kulturvölkern der alten Welt verfolgen. In der neuern Kunst erscheint er dagegen einigermassen gestört, und diese Beobachtung führt uns sogleich ins Innere unserer Darstellung hinein.

Auch die neuere Kunst beginnt auf religiösem Gebiet. Die moderne Kulturwelt hat sich entwickelt unter dem Einfluss zweier neugestifteten Religionen, des Christenthums und des Islam. Der letztere vermochte kraft seiner innersten abstrakten Natur nicht in allen Künsten eine Blüte zu erzeugen, und die wenigen die er ausbildete nur auf eine mässige Höhe zu erheben, entsprechend der mässigen und obenein nicht dauernden Blüte der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung die er den ihm anhängenden Völkern verlieh. Eine Zeitlang schienen diese sogar in dem europäischen Kulturfortschritt die Spitze zu nehmen: dann wurden sie rasch von den christlichen Nachbarn überflügelt. Und selbst in dem Wenigen von Kunst, was der Islam geschaffen hat, stellt ihn die neuere Forschung immer mehr in Abhängigkeit von antiker, byzantinischer, persischer und hindostanischer Ueberlieferung. Diess vorausgesetzt wird man es wol getrost aussprechen dürfen dass

die Blüte moderner Bildung und Kunst doch nur bei den christlichen Völkern voll aufgegangen ist.

Das Christenthum nun trat als ein ganz neuer Anfang in die Welt, und hatte alsbald das Glück statt der entkräfteten und lebensmüden Völker des Alterthums neue Stämme, Kelten, Germanen, zuletzt Slawen zu erobern und auf die Bühne der Weltgeschichte zu führen. Die geringen heidnischen Anfänge der Kunst bei diesen Nazionen wurden getilgt, die neue Religion schuf eine neue Kunst. Die Anfänge der modernen Kulturgestaltung sind also denen der alten Welt höchst ähnlich. Nun aber hätte aus der religiösen Kunst naturgemäss eine nazionalpolitische werden sollen — und hier auf einmal wich der Bildungsgang ab. Die Religion zeigte sich so stark dass sie das Volksthum in den Hintergrund drängte: die Kirche überwältigte den Staat. Das Christenthum stellte die Menschheitsidee höher als die Nazionalität. Unam omnium rem publicam agnoscimus, sagt *Tertullian.* Der Heide würde augenblicklich und ohne Besinnen hinzugesetzt haben Romanam; *mundum* sagt der Christ. Die in dem päpstlichen Rom zentralisirte Kirche schuf unter allen diesen verschiedenen Menschenstämmen eine Kultureinheit, die wir wunderbar und grossartig nennen müssen im Vergleich mit dem religiös so zerstückelten Alterthum, die aber einer nazionalen Politik nicht günstig war. Während eines kurzen Zeitraums versuchte Eins dieser Völker sich zu nazionalisiren, die Germanen nämlich unter Karl dem Grossen — und augenblicklich (so mächtig sind die Krystallisazionsgesetze der Kunst!) trat auch historische Kunst unter ihnen hervor. Der monumentale Riesenbau des achner Palastes, die Wandbilder aus Karls spanischem Feldzug womit er geziert war, und die Szenen aus allen Weltreichen an der Decke des Reichssaales zu Ingelheim gehören dahin. Aber hundert Jahre später starb diese Kunstrichtung mit dem

Wandbild der Ungarschlacht am Keuschberge aus, welches den Palast des Finklers in Merseburg belebte. Statt der grossartig gedachten karlingischen Monarchie fasste das Mittelalter die Staaten unter einer starken Hierarchie zusammen, und der Staat begeisterte nicht zur Kunst. Von jenem merseburger Bild verläuft fast ein halbes Jahrtausend, in dem man schwerlich viele Bilder aus der Profangeschichte aufweisen kann. In der Architektur überwiegt die Kirche unendlich die Pracht der Reichspfalz. Der Palast des Barbarossa bei Gelnhausen war berühmt — und wie schwinden seine Trümmer gegen die prächtige, ungefähr gleichzeitige Stadtkirche! Wie die Veste zu Nürnberg mit ihren Räumen, so klein dass ein begüterter Bürger unserer Tage in ihnen keine Gesellschaft versammeln würde, gegen die stattliche Sebald- oder Lorenzkirche auf welche sie herabschaut!

Erst am Schlusse des Mittelalters wurde diese Ausschliesslichkeit religiöser Kunst durch die Anerkennung zurückgedrängt dass auch das Weltliche zu seinem Rechte kommen müsse. Die Staaten warfen sich in eine Opposizion zum Klerus, und hatten sie früher sich ähnlich gesehn, so entwickelten sie sich nunmehr aus dem alten Lehnssystem in neue, unter sich sehr verschiedene und lebhaft anregende Formen. Die Kunst konnte jetzt auf den historischen Boden herübertreten. Aber der Zeitpunkt war einmal verfehlt: die Reformazion brachte den Geist der Subjektivität zum Sieg; statt der äussern Erlösung durch die Heilsmittel der Kirche wurde die innerliche Erlösung durch den persönlichen Glauben des Individuums gepredigt. Die dritte Gattung der Kunst, die ja auf dieser subjektiven Stimmung ruht, brach herein bevor wir die zweite gehabt hatten. Eine Architektur des Privatluxus gestaltete sich aus der neuen Anwendung des prachtvollen römischen Baustils; die Kabinetmalerei der protestantischen Holländer

überlebte die Versuche der katholischen Flämingе einen grossen Stil zu retten. Vereinzelt und nicht erfreulich stehen Arbeiten wie die Bilder des Rubens aus dem Leben der Maria von Medici da, und auch diese sind nicht nazional sondern dynastisch, nicht historisch sondern allegorisch zu nennen. Die Idee des nazionalen Staates, aus welcher die ächte historische Kunst hervorgeht und die sie in ihren Werken zur Anschauung zu bringen strebt — diese Idee ist überhaupt erst seit dem achtzehnten Jahrhundert zum Leben gekommen und dringt erst seit der französischen Revoluzion in die bildende Kunst ein. So liegt noch eine grosse Zukunft der Kunst vor uns ausgebreitet, welche in dem Masse heranrücken muss als die geschichtliche Kunde der Vergangenheit in der Menschheit fortschreitet und die einzelnen Völker wieder zur frischen That erwachen.

Bis das eintritt, müssen wir leider zugeben dass uns bis jetzt noch in der neuern Kunst (so nenne ich sie schon von Christus an) jene ganze, grosse, männliche und für das Vaterland entflammende Seite des Schaffens fast völlig abgeht die dem hellenischen Bürgerleben soviel Weihe gab. Trotz diesem Mangel aber hat sich schon in ihren bisherigen Leistungen die Kunst der christlichen Völker auf eine solche Höhe erschwungen dass sie der heidnischen ästhetisch sich vergleichen darf und in vielen Punkten selbst vorgezogen werden muss, während sie wieder in andern Leistungen zurücksteht. Es ist zweckmässig auch hier von den religiösen Gegenständen auszugehen, denn in der heiligen Kunst des Hellenen und des christlichen Germanen tritt am schärfsten der Unterschied ihres Kunstprinzipes hervor, der uns tief in das Wesen beider Religionen selbst zurückleitet. Beide Prinzipe führten auf ganz verschiedenen Wegen zur Schönheit, aber beide kamen wirklich bei der Schönheit an. Es ist diess der Gegensatz den man wol,

nicht eben passend und noch weniger deutlich, als den Widerstreit des klassischen und des romantischen Kunstprinzips bezeichnet hat.

Das hellenische Heidenthum fasst den Geist noch in seiner Einheit mit der Natur auf. Die Götter selbst sind nicht transzendental; nicht einmal in der Mythe, die sie ja an bestimmte Schauplätze bindet; sie wohnen auf dem Olymp, schauen vom Ida herab und verkehren mit den Töchtern der Erde. Aber auch nicht dem Wesen nach: denn ursprünglich sind sie selber ja nichts als Natur. Der von jenem römischen Religionsfilosofen richtig aufgefundene Unterschied zwischen dii naturales und dii animales stellt sich offenbar so, dass jene, die personifizirten Naturkräfte, die ältesten, diese, die vergötterten Menschen, die spätern Götter sind. Die Einsicht in die indischen Vedas lässt uns gegenwärtig den geistigen Prozess der Götterschöpfung klarer als alle früher benutzten Quellenschriften der menschlichen Urgeschichte erkennen, indem sie uns eine Stufe des religiösen Gedankens erschliesst wo die Naturkraft noch nicht persönlich geworden, wo der Mythos noch unmittelbar an das Naturfänomen selber angeschlossen ist. Wie sein Gott, so der Mensch: auch der Menschengeist auf dem polytheistischen Standpunkt bleibt in der Natur stehen: sie frei und fröhlich geniessen, ist seine Aufgabe. Kein äusseres Sittengesetz beschränkt diesen Genuss, sondern nur ein inneres frei bewahrtes Mass: der homerische Held betrachtet es als etwas von selbst sich Verstehendes dass die geraubte Königstochter sein Bett theilt; Odysseus sehnt sich nach der Gattin in Kirkes Armen, aber er verschmäht darum diese schönen Arme nicht. Der Kampf der Entsagung, damit der Geist die Natur überwinden lerne, ist dem klassischen Alterthum unbekannt; man mag sich wol keinen reinern Gegensatz denken, als den Hellenismus und das Mönchthum. Selbst die Kyniker, so sehr sie die Formen der

gesellschaftlichen Welt abwerfen, brechen keineswegs mit dem Genusse der Welt: erst die letzten Filosofen des Alterthums, die Neuplatoniker, lehren Entsagung auf Ehe, Fleisch, Wein; sie aber sind nicht mehr Kinder hellenischen Geistes, sondern orientalischen Asketengeistes voll, wie ja auch die Schule selbst Ein Heimathland hat mit dem jüdischen und mit dem christlichen Mönchthum. Hierin nun, in der unbeschränkten Freiheit des Genusses, liegt die Klarheit und Freudigkeit der bessern hellenischen Zeiten begründet, hierin die Heiterkeit und die frische, unbefangene Sinnlichkeit ihrer Kunst; der Zwiespalt schnitt noch nicht durch den innern Menschen hindurch. Aber hier war auch die Achillesferse des Alterthums. Jener Naturgenuss forderte ein starkes geistiges Gegengewicht: es gehörte die ganze Kraftanstrengung der heroischen, die mächtige Spannung des Bürgergefühls in den republikanischen Zeiten dazu ihm die Wage zu halten. Sobald die mächtigen Ideen, das Vaterland, die Verfassung, die Thätigkeit für Verwaltung und Gericht nicht mehr vorhielten, konnte man auch im Genusse nicht länger Mass halten. Afrodite legte den Gürtel der Charis ab, Luxus und unnatürlich gesteigerter Genuss riefen eine sittliche Frivolität hervor, die mit völliger auch fysischer Schwächung der Raçe endigte. Die Helden von Marathon, die römischen Weltbezwinger sanken so dass sie gegen die Räuber Illyriens und Isauriens nicht einmal ihre Nationalheiligthümer zu schützen vermochten. Schon in der ersten Kaiserzeit zählten die rebellischen Gallier darauf dass die Italioten allzumal nicht mehr waffenfähig seien; im dritten Jahrhunderte retteten Bauern auf dem Kaiserthron, Barbaren in den Legionen das Reich, und zuletzt wurde doch zur Auffrischung der südlichen Länder das gesunde Blut des Germanen und die grade ihm eigene fysische Zeugungskraft unentbehrlich.

Anders das Christenthum. Ausgehend von dem trans-

zendentalen Gotte des Hebraismus stellte es einen wollenden, persönlichen Geist über die Natur, und rief die nach dessen Bilde geschaffenen Menschengeister auf, durch die Herrschaft über den Körper ihres Triumphes über die Natur sich bewusst zu werden. Der Schmerz der Spaltung zwischen Leib und Geist trat ein, und das erste kirchliche Christenthum erschien, wie es zahlreiche Zeugnisse darthun, den gleichzeitigen Heiden als die betrübteste und freudenloseste aller Glaubensformen. Wenn wir überhaupt noch mit Sicherheit sagen könnten, was Christus gewollt und gelehrt hat, so möchten wir finden dass vor seinem reinen und grossen Geiste jener Zwiespalt schon als ein der künftigen Lösung entgegenstrebender dastand. Er sah bereits die Natur dem Geiste unterthan: er erkannte in sich die Offenbarung der Gottheit, obwol er sich vorzugsweise gern als den Menschensohn bezeichnete, und Zurückgezogenheit von der Welt liegt seinem ganzen Wesen ferne, wie er diess selbst im Vergleich mit dem Prediger der Wüste von sich aussagt. Aber schon die früheste Kirche bildete im Gegensatz zu dem Naturgenusse des Heidenthums jene Weltflucht aus, welche der Charakter des Christenthums geblieben ist so lange aus ihm eine grosse religiöse Kunst hervorging. Im Klosterleben erhält sie ihren höchsten und reinsten Ausdruck; genährt wird sie anfangs durch die Verfolgungen von Seiten des Heidenthums, später durch den Kampf der Kirche theils mit den Völkern des Islam theils mit der sich emporringenden Idee des Staates, welcher seinerseits die höchste Form des weltlichen Lebens in sich darstellt.

Indem nun so die Aussenwelt abgestossen, die Erde nur als Vorschule des Himmels angeschaut wird, zieht sich der Geist in sich zurück und baut sich eine neue Welt der Innerlichkeit auf. Diesen Charakter prägt die zumeist symbolische unter den bildenden Künsten, die Architektur, bereits in den ältesten Kirchengebäuden aus. Es ist schon

oft gesagt worden dass der hellenische Tempel Aussenbau war, durch glänzende Säulenreihen, durch den Goldschmuck des Gebälkes und die farbenhell abgehobenen Statuen und Reliefs der Giebelfelder und des Frieses nach aussen ein schimmerndes Gebild: innen ohne Detail, ohne Farbe, meist ohne Licht sogar. Die altchristliche Basilika ist genau der umgekehrte, gleichsam nach innen gewandte Tempel: aussen scheunenartige, oft nicht einmal mit Gesims bekrönte Mauern, während im Innern die prachtvolle Perspektive der spiegelhellen Säulen, die reichen Mosaikfriese unter den Fenstern, die vergoldete Decke und die steinbunte oder goldschimmernde Altarnische mit schwerer Pracht sich übereinanderschieben. Als das Christenthum aber seine Kunst zur vollen Selbstständigkeit erhoben hatte, da schoss zwar im gothischen Dom das innere Leben auch aussen hervor und durchdrang wie ein Trieb organischen Wachsthums jedes der tausend dekorativen Aussenglieder. Aber die Innerlichkeit trat nur desto bestimmter hervor, indem diess prachtvolle Aeussere doch wie weggehoben erschien von dem Boden auf dem es stand. Breit und gestreckt, mit einer Linie abgeschlossen die der Erdoberfläche entspricht, und durch diese Linie wie verbunden mit ihr, so legt sich der antike Tempel auf die reizenden Höhenpunkte des Landes hin, wie ein schönster Abschluss, wie eine letzte Verklärung des irdischen Seins. Aber im gothischen Dom berührt uns das Leben der Pflanze, die aus dem Boden sehnsüchtig hinaufstrebt nach dem Licht. Die irdische Horizontallinie wird in jedem Bautheil spielend zerbrochen von der kühnen aufstrebenden Linie; ruhende Last findet sich hier gar nicht, sondern Alles ist emportragende Stütze geworden; die Fantasie der Inbrunst, welche an diesen rasch hinauf schiessenden Gewölbgräten, an diesen mit Kreuzblumen ins Himmelslicht verblühenden Thürmchen sich emporrankt, wird nirgend durch ein Gefühl von Schwere zaghaft zu-

rückgeschreckt. Die Architektur, die sonst genug gethan hat wenn es ihr gelang das heilige Naturgesetz der Schwere im schönen Gleichgewicht von Stütze und Last auszusprechen, sie überwindet hier den Gedanken an die Last vollständig und reisst die Seele im leichtesten, spielenden Wechsel der Bildungen unwiderstehlich über die Erde empor.

Die christliche Innerlichkeit tritt für den feiner Empfindenden ebenso fühlbar auch in den beiden nachahmenden Schwesterkünsten der Architektur hervor. In der Bildung der Menschengestalt wurde das Naturelement der Kunst, die vollendete Schönheit der Form, jetzt minder wichtig gegenüber der Seele und den ethischen Motiven. Das Alterthum wollte den ganzen Menschen, es freute sich an dem durchgeisteten vollen Organismus und duldete um dieser Freude willen die Nacktheit im Leben. Die Kirche ertödtete diese Freude: den wundervollen anatomischen Bau des menschlichen Körpers weiss *Arnobius* nur unter den Gesichtspunkt zu stellen dass er ihn etwas Garstiges nennt [1]). Die Nacktheit im Leben wurde streng verboten, und sie starb gänzlich ab als die Kirche in nordische Klimate fortrückte. Die älteste Kunst wich lieber von der Natur und sogar der Ueberlieferung als von der Sittenstrenge ab, und schilderte selbst Christus als Kind auf dem Schoss der Mutter und denselben am Kreuz bekleidet: noch in der spätern byzantinischen Kunst wird man nicht leicht ein Marienbild mit säugend entblösstem Busen antreffen. So wurde die Naturseite der darzustellenden Gestalten durch Gewandung verhüllt: die Skulptur, die eben mit dieser Naturseite vor Allem, mit dem ganzen in Geist und Leib vollständigen Menschen sich zu befassen hat, verlor ihre Bedeutung oder wurde doch in der freudigen Lust ihres Schaffens beschränkt, so dass sie, um von neuem zu blühen,

---

1) *Arnob.* adv. gentes III. (ed. Lugdun. 1651. pag. 108.) foeditates.

eine wieder mehr heidnische Zeitrichtung abwarten musste, die denn erst gegen das Ende des Mittelalters sich geltend machte. Uebrig blieb aller schildernden Kunst nur das Antlitz der Gestalten, und da es nun galt hierher den kräftigsten und verständlichsten Ausdruck zu legen, so musste die Farbe zur Linie hinzutreten: die Malerei überflügelte die Skulptur. Vergleichen wir die Anfänge beider Kunstperioden: in dem Troerkampf von Aegina haben die erzürnt Streitenden, die Gefallenen, die schmerzhaft Verwundeten allesammt im Angesicht ein und dasselbe starre, todte, vollkommen ausdruckslose Lächeln, während die Glieder schon herrlich ausgeführt sind. Und treten wir nun vor einen Altkölner: die Leiber so verzeichnet dass man ordentlich die Beine zu den Rümpfen zusammen suchen muss, die Hände mager, schlank, ohne Gefühl — und wie göttlich schön, wie hinreissend, wie seelenvoll die Köpfe! Hier besitzt die christliche Malerei schon in ihren Inkunabeln Etwas dem die hellenische erst am Schluss ihrer grossen Zeit nahe kommt, nämlich den Ausdruck: diesen, sagt Plinius, hat Aristides gefunden, nachdem also die Polygnotos, Parrhasios, Zeuxis schon vorüber waren [1]).

In der That ist nun dieser Ausdruck auch das Wichtigste für die christliche Kunst, denn in ihm spricht sich das Innerliche was diese Kunst eben sucht, spricht sich die volle Seele aus. Die Gestalt dient nur zum Träger dieses Ausdrucks, ihre eigenste Berechtigung, die ihr als der höchsten und herrlichsten Form des Naturlebens zukommt, wird wenigstens im Mittelalter selten anerkannt: sie hat ihre Bedeutung nur sofern in ihr ein Anderes, Tieferes, Inneres sich ausprägt, und die Zeichnung geht daher z. B. in der Hagerkeit byzantinischer Heiligen oder in der

---

1) Plinius Nat. hist. XXXV, 36, 19: Is omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit . . . . item perturbationes.

Schlankheit der Jungfrauenfiguren germanischen Stils soweit in den symbolischen Ausdruck des Gedankens hinein dass sie diesem zu Liebe ganz unnatürlich wird. Und in der That wird auch durch diese mangelnde Durchbildung der Formen eine Wirkung auf den Beschauer erreicht. Wir empfinden dass in diesen Menschen unendlich mehr Seele liegt als die Gestalt wiedergeben kann, und diess giebt uns den gleichen hinreissenden Eindruck von Inbrunst und Sehnsucht den auch der gothische Dom hervorbringt.

Wir sind hier, so scheint mir, bei dem geheimsten Unterschied des heidnischen und christlichen Gebildes angelangt. Hier löst sich das Romantische vom Klassischen; beide Begriffe haben wenigstens für die bildende Kunst nur dann einen greifbaren Sinn, wenn man sie auf das Verhältniss von Stoff und Form bezieht. Klassisch ist das Kunstwerk, in welchem der Gedanke wie eine wohlgewogene Erzspeise genau die Form erfüllt, so dass kein Tropfen der glühenden Flut überbleibt. Im romantischen Gebild aber soll die Form noch ein Mehr von Geist und Seele zu errathen, eine höhere Bedeutung zu ahnen geben als sie durch sich selbst vernehmbar auszusprechen vermag. Der antike Bildner schuf mit geistreichem, aber klarem und scharf masshaltendem Verstand und mit einer Fantasie die sich an den Erscheinungen der Sinnenwelt gebildet hatte: das christliche Werk entspringt im Gemüthe, und die schöpferische Einbildung des Künstlers geht auf das Transzendentale, Innerliche, nur der Ahnung Verständliche aus.

Mit Leichtigkeit lässt sich dieser Unterschied auf dem eigentlich kirchlichen Kunstboden verfolgen; zwischen einer antiken Isis und einer Maria des Mittelalters wird ihn auch das ungeübte Auge wahrnehmen. Aber lässt er sich auch in weltlichen Stoffen, lässt er sich im Vergleich der letzten vier Jahrhunderte mit dem Alterthum gleichfalls durch-

führen? Die Kunst dieses uns zunächstliegenden Zeitraums ist doch ihrem vorherrschenden Theile nach nicht mehr kirchliche Kunst, vielmehr mächtig erregt durch die heidnischen Grundanschauungen die seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis heute die gebildete Welt beherrschen. Die Architektur hat zum klassischen Stil zurückgelenkt, mythologische und zum Theil sogar heidnisch frivole Stoffe beherrschen die Plastik und Malerei im siebzehnten und in der grössern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Auch in den devoten Bildern aus der Zeit der Gegenreformazion bemerken wir die mittelaltrige Magerkeit nicht mehr: bei Rubens wie bei Guercino wird vielmehr die Devozion gerade dadurch ausgesprochen dass sie herkulische Leiber wie geschmolzen erscheinen lassen von der inwendigen Andachtsglut. Im Allgemeinen aber hat die kirchliche Kunst, was Energie und Tiefe betrifft, vor der weltlichen sich zurückziehen müssen, muss es noch heute. Auch in der Poesie errang Goethe die glänzendsten Triumfe der Vollendung, wenn er antike Stoffe, wie die Ifigenia, aufgriff, oder doch moderne Stoffe in antiker Form behandelte, wie Hermann und Dorothea. Ist nun in diesen Werken der Einfluss jener Religion erloschen, die doch unsrer ganzen Kulturgestalt zum Grunde liegt? Aber wenn man nun einmal etwa Goethes Ifigenie mit der des Euripides vergleicht, sieht man auch hier bald den Unterschied.

Ich wies oben auf dass die hellenische Religion den Zwiespalt nicht gekannt hat: sie entbehrte daher des Schmerzes. Wol gab es ernste, dunkle Mythen, aber sie knüpften sich nicht an die obersten Götter; Niobe, Laokoon, Marsyas, Prometheus blieben untergeordnete Persönlichkeiten, ihre Leiden treten in den Hintergrund vor dem feierlichen Rausch der Dionysosmysterien, vor der frohen Mythologie der Afrodite. Die Feste waren Freude, Tanz und Gesang, Schmaus, freier Verkehr der Geschlechter auf

der sonnigen Tempelhöhe des Vorgebirgs, die weit übers Meer schaute, oder in der frischen Lebensluft der vom immergrünen Waldkranz umsäumten Bergeshalde. Den Tod, diesen ernsten Hintergrund des Lebens der ihm erst den tiefen, Alles ins Licht hebenden Schatten leiht, vermied man zu denken, und noch das ergreiste Alterthum umwand den Sarkofag mit den Arabeskenranken des unsterblichen Weinlaubs. Es gab daher im hellenischen Leben bestimmte Seiten die nie angeschlagen wurden, es kamen gerade die Gefühle nicht zur Reife die erst der Schmerz in der Seele zeitigt. So das Mitleid. Wie schauderhaft erscheint unserm Gefühl die Rache des Peliden, der den erlegten Leib des edelsten Gegners vor den Augen der Eltern noch der menschlichen Schönheit beraubt, der diess übers Herz bringt nicht mit dem heissen Blut des Kämpfers allein, sondern zum zweitenmal noch nach schlaflos verwachter Nacht! Wie hart ist in Hellas das Loos der Sklaven, wie grimmig der Sinn gegen besiegte Feinde, wie wenig wird in dem Barbaren der Mensch geachtet! Die Stellung der Frauen, mindestens bei den jonischen Stämmen, dürfte man dabei nicht vergessen: gönnt doch ein Sokrates seinem Weibe nicht, den Schmerz an seinem Todtenbette auszuweinen! Diess ist nun ganz anders im Christenthum. Ein gestorbener Gott, im höchsten Grade leidensfähig; alles religiöse Innenleben beginnend im Mitgefühl mit seinem Schmerze; in der Lehre die gleiche Weichheit: ein Liebesbund wird verheissen der über die Schranken des Völkerthums weit hinausgreifend die gesammte Menschheit umfassen soll; Vergebung, Feindesliebe, Selbstverläugnung treten als oberste Forderungen auf; das Verhältniss von Mann und Weib in Liebe und Ehe wird aus dem Naturboden und aus dem Boden des starren bürgerlichen Rechts in den tiefern Grund des Gemüthes verpflanzt, das Weib dem blossen Genuss oder dem egoistischen Behagen des Mannes nicht mehr ge-

opfert. Es ist unermesslich und ganz unberechenbar, wie sehr durch diese Einflüsse das Christenthum die Gefühle der Menschheit gereinigt, gesteigert, vermannigfacht hat: die ganze weibliche Seite des innern Lebens ist erst durch seine Einwirkung aufgegangen. Die Minne, die zarte Ehre, der Enthusiasmus für die allgemeinen und unveräusserlichen Menschenrechte, vor Allem auch die Fähigkeit in fremde Nationalitäten, in ihr Formgefühl und ihre Poesie uns zu versetzen das Alles stammt wesentlich aus jener Quelle. Diess ist der Hauptgrund, warum wir zwar in der Skulptur, als der Kunst der reinen Linie und vollendetsten Form, zurückstehen, in zwei andern Künsten aber das Alterthum unter dem Fuss haben: in Musik und Malerei. Ihre Elemente haben nämlich einen tiefen Bezug zum Gefühlsleben: Ton und Farbe sind, wie die menschlichen Empfindungen und Seelenstimmungen, des Verschmelzens, der Brechung, der feinsten Nüancirung fähig. Diese Fähigkeit aber zu entdekken, musste die Menschheit zuvor in sich die Töne und Schattirungen erfahren die sie dann als Seele in jenen Künsten wiederfand. Unleugbar bringt nun diese Ausbildung der Gefühle viel Arges mit sich: nur bei uns ist die Ausartung möglich die mit Verläugnung der starken, männlichen Gefühle einzig die weibischen werthhält und ausbildet, und die uns in der modernen Kunst tausendfach bald mehr lächerlich als Schwächlichkeit, bald verächtlich als Sentimentalität gegenübertritt. Aber von der andern Seite gleicht das Gefühl doch auch dem Magnet: je mehr man ihm zu tragen gibt, desto stärker wächst seine wunderbare Kraft. Die Vertiefung der Gefühle durchs Christenthum brachte zugleich eine mächtigere Spannung der Leidenschaft hervor: brechen wir los, so kennen wir das Masshalten der Alten nicht. Denn bei diesen tritt die innere Regung gleich beim Entstehen, und darum minder vulkanisch, aus der Brust in die That hinaus; bei uns wird sie durch die Sitte, durch den

innern Widerstreit der Gefühle und durch die einem gesteigerten Empfinden stets eigene Verschämtheit lange eingedämmt, bis sie zuletzt mit zurückgehaltener unwiderstehlicher Glut hervorbricht. In der Leidenschaft vermögen wir deswegen entsetzlicher zu handeln als die antike Welt; bei kaltem Blut werden wir viel milder sein als sie.

Dieses nun ist die Seite, wo auch das modernste Kunstwerk noch heute seinen ersten Ursprung aus einer Gefühlsreligion kundgiebt. Die Neuern haben erst das Feuer in die Kunst gebracht: die Antike, auch die stark bewegte, macht uns den Eindruck von Ruhe, und verglichen mit einem Rubensschen Bacchanal oder mit der ungeheuern Liebeswuth der Carraccischen Aurora im farnesischen Palast erscheint die Alexanderschlacht, obwol sie vielleicht die ausdrucksvollste Komposizion der ganzen alten Kunst ist, noch immer wie ein Werk voll Besonnenheit, voll künstlerischen Rückhalts. Es ist überhaupt die bewegte Seele auf der ganzen Stufenleiter ihrer Empfindungen, was in moderner Kunst die Hauptsache ausmacht, und selbst da wo diese mit der antiken auf deren eigenen Boden ringt, hat sie vor ihr in diesem Stücke Etwas voraus. Die üppigen Szenen auf den dionysischen Reliefs sind uns widerlich, weil hier die reine bare Sinnlichkeit triumfirt. Correggios Jo und selbst Tizians Danae (in der Galerie *Leuchtenberg*) sind es nicht, weil hier die Hingabe des Weibes durch den seelenvollen Ausdruck des Kopfes geadelt wird, weil der Geist hier nicht untergeht im Naturtrieb. In dem herrlichen Hirtenroman des *Longus* ist nur die Eine Stelle, wo Dafnis, von Lykainion verführt, aus Liebe zu Chloe der Chloe untreu wird, ein sittlicher Fleck: aber in *Gottfrieds* Tristan bewundern wir Brangänens Hingabe, denn dort ist der Sinn allein waltend ohne tiefere Minne der beiden Personen; hier aber ist die That getragen von sittlicher Treue gegen die Herrin. Und so mag es an dieser

Stelle erlaubt sein nochmals Euripides und Goethe neben einander zu stellen. Bei Jenem ist in Ifigenias Seele nur Ein Motiv: die Liebe zur Familie, zur Heimat. Das Götterbild raubt sie treulos dem Volke das ihr Gnade angethan hat, und nicht um zu lösen sondern um durchzuhauen muss am Schlusse eine Göttin herbemüht werden. Der moderne Dichter geht vom Gewissen der edeln Jungfrau aus: nicht das Motiv des Blutes allein, sondern das innere der Ehre und der Wahrhaftigkeit durchzittert ihr reines Herz, und durch einen grossen sittlichen Entschluss führt sie die Handlung einem wehmüthigen, aber friedlichen und selbst wohlthuenden Ausgange zu. Bei welchem Dichter die wärmere Schilderung der Seele sei wird wol nicht in Zweifel kommen.

Im Bisherigen haben wir den innersten Charakterunterschied beider Kunstrichtungen betrachtet, wie er auch noch in den modernen Schöpfungen fühlbar bleibt. Es ergeben sich noch einige Einzelheiten als Folgerungen.

Als der Hauptmangel, dem bisher noch die Kunst bei den christlichen Völkern unterliegt, ist uns eben das Fehlen der nazionalgeschichtlichen Stoffe hervorgetreten. Allerdings ersetzt sich diess einigermassen durch ein Element der Religion das der antiken abgeht. Das Christenthum ist nicht wie diese eine Natur- sondern eine historische Religion: es ist von einem bestimmten Manne in einer bestimmten geschichtlichen Zeit gestiftet worden. Wie über alle Geburtsstätten des Grossen, Weltbewegenden, lagert sich auch über die Wiege des Christenthums der verschleiernde Morgenduft, aus welchem so gern der Mythos hervorwächst: aber die Person selbst ist nicht mythisch. Hierdurch entsteht der eigenthümliche Zug dass Religion und Geschichte sich hier unaufhörlich verbinden: Christus am Kreuze ist ebensosehr Gegenstand der Verehrung als Denkmal des grössten, die Geschichte in ihre zwei Hälften spaltenden Weltaugenblicks. Das Christusbild ist sehr vom Zeusideal

verschieden: ein Porträttypus ist aus sehr alter Ueberlieferung auf uns vererbt, und es hat dem Künstler nie gefrommt von diesem völlig abzuweichen. Dieser Porträtkopf macht mehr als antike Statuen den Eindruck von Lebenswärme, weil er gleich individueller ist, und schon diess giebt der christlichen Kunst einen kräftigen Zug aufs Realistische, indem sogleich ihr höchstes Ideal, das Christusbild, ein Reales hinstellt. Jener historische Kern der Religion nun, wie er durch den Mythos umgeformt worden ist, bietet unbestreitbar Vieles was auch an äusserer Schönheit dem heidnischen Olymp nahe steht. Zwar die gewaltige Sinnlichkeit der antiken Mythe waltet hier nicht, aber das Herz wird tiefer bewegt. Die wunderbare, durch das Dogma von ihrer ewigen Jungfräulichkeit ausgesprochne Reinheit der Maria, das Kind auf ihrem Schoss mit den Raffaelschen Welterlöseraugen sind reizende und rührende Stoffe; und Christus am Kreuz darf gradezu als ein hoher Gegenstand bezeichnet werden, mag man ihn nun wie Vandyck in der Tiefe menschlich erliegenden Leidens oder wie Rubens als den starken Bezwinger des Todes fassen. Dieser Tod ist ästhetisch weil kein Glied gewaltsam vom Rumpfe gelöst wird: ein Mann grade auf der Höhe der Manneskraft giebt dem Künstler unverhüllte Formen zu schildern und jenes höchste Meisterstück zu vollenden,

»wie sich im Schmerz ein schöner Leib verhält.«

Neben diese Hauptszenen und Hauptpersonen treten dann zahlreiche Nebenfiguren mit scharf abgestuftem Alterverhältniss, und in ihrer Weise religiöser Empfindung unter einander sehr verschieden. Rückwärts dehnt sich ins alte Testament, vorwärts in die Legende, Kirchengeschichte und apokalyptische Weissagung der Kreis dieser religiösen Historie aus; die Sistinadecke und die Loggien des Vatikans beweisen was dort, die Stanzen, was hier für grossgesinnte Meister zu gewinnen war. Stoffarm ist gewiss diese Kunst nicht: aber

diess Alles zugestanden wird man doch nicht behaupten dürfen dass durch heilige Geschichte die nazionale völlig ersetzt werden könne. Denn es mangelt jener zwar nicht die That aber die Handlung, und diese ist nach des Dichters Worte der Kunst wie der Welt »allmächtiger Puls.« Die Siege der Kirche werden meist im Unterliegen gewonnen, durchs Dulden; das Dulden aber ist nicht der höchste Vorwurf der Kunst, und ästhetisch betrachtet bleiben denn doch Prometheus und Laokoon grössere Stoffe als der Crucifixus, weil sie kämpfend untergehn. Am übelsten wird diess Element des Duldens bei untergeordneten Heiligen. Hieronymus in der Wüste, die Brust vom Stein zerschlagen, Christen auf spitze Pfähle hinabgeschleudert (im Kölner Museum), der Rubenssche Livinus in Brüssel, dessen ausgerissne Zunge der Henker mit der Zange dem schnappenden Hunde hinhält, die Marter des Erasmus von Poussin im Vatikan oder (angeblich) von Memling in Loewen, wo dem frommen Mann die Gedärme aus dem Leibe gehaspelt werden, diese und so manches andre Bild, das schon Goethen in Italien so empörte, würden bei der hellenischen Geistesrichtung nicht möglich geworden sein. In den schönen Szenen aber finden wir doch auch viel Monotonie. Gewisse Hauptbilder mussten unzähligemal wiederkehren, weil die reizend bunte Mannigfaltigkeit des Mythos fehlte die uns in unerschöpfter Fülle aus den antiken Vasenbildern entgegensprudelt; und so kamen die christlichen Künstler theils in Schulnachbetung vernutzter Motive, theils durch das Streben neu zu sein in Stillosigkeit oder gezwungene Originalität herein. Die Palmen unsrer gegenwärtigen Kunst, die bisher unberührten, wachsen auf dem Felde der zukünftigen Volksgeschichte; das Wühlen und der Geisterkampf dieser Tage müssen in die That sich ausbrausen: dann büsst auch unsre Kunst die alte Lücke.

Haben wir hier eine Schwäche der neuern Kunst zu-

gegeben, so fordern wir dafür nach andern Seiten unermessliche Zugeständnisse zu ihren Gunsten. Es giebt gegenwärtig in allen drei bildenden Künsten, vor Allem aber in der Malerei, eine Masse von Stoffen und entsprechenden Auffassungsweisen, die dem Alterthume unbedingt verschlossen gewesen sind. Ich glaube man kann das auf drei Punkten nachweisen.

Das Christenthum lehrt die Bedeutung des Individuums begreifen. Der einzelne Mensch in seiner Berechtigung auf das Heil und auch auf die Güter des Lebens kommt in ihm zu Ehren: das Individuelle in Leben, Sitte und Kunst wird freigegeben. Gewiss, die drei griechischen Säulenordnungen stellen das Feinste und Genialste von Last und Stütze dar was man erfinden kann: aber an sie ist nun auch mit kleinen und nicht wesentlichen Modifikazionen die Architektur gebunden, und bei jedem Bau kehren mit strengem Gleichmass dieselben Formen an jeder Säule wieder. Wahrhaft majestätisch ist dagegen die Freiheit der Erfindung an mittelaltrigen Bauten. Hier ist es der leitende Grundsatz die Säulenköpfe und so auch alle andern architektonischen Glieder erst recht zu variiren, das Individuelle mit vollster Absicht hervorzutreiben, um dann durch Auflösung dieses Mannigfachen in Ein Grundgefühl desto mächtiger und triumfirender die Harmonie einschreiten zu lassen. Aehnlich frei stellt sich der Grundriss des christlichen Bauwerks heraus, als Quadrat, gestrecktes Rechteck, Kreuz, Kleeblatt, Doppelkreuz, Rund- und Polygonbau, während der Tempel über Rechteck und Kreisrund nicht hinauskommt; von der verschiedenen und wieder die grösste Mannigfaltigkeit entwickelnden Stellung der Thürme im Grundplan schweige ich ganz. Aber auch in die übrigen Künste ist dieser Sinn des Individuellen eingedrungen. Alles Menschentreiben, auch das kleinliche, hat für uns Moderne eine gemüthliche Wichtigkeit (die Filisterei kommt einzig daher), und diess giebt unsrer Kunst

eine starke Richtung auf Auffassung der Wirklichkeit, der nicht gehobenen sondern eben gewöhnlichen Zustände. Hieraus entsteht das moderne Genrebild. Ein Wilkiesches Spiel von Mädchen und jungen Burschen, eine Robertsche Schnitterfamilie, ein Familienbild wie Flüggens Mesalliance — wo hätte denn in den kleinlichen Werkstätten, Bäckerstuben und Küchen, die man wol in Pompeji gemalt findet, das Alterthum etwas auch nur entfernt Aehnliches? Gewiss, hier hat schon der Stifter des Christenthums den Anstoss gegeben in dem Stück seiner Lehre das uns, weil es Erzählung giebt, sicher am reinsten überliefert worden ist, in den Gleichnissen. Die Geschichte des verlornen Sohns giebt eine ganze Reihe kleiner Genrebilder; in dem Weibe, das den verlornen Groschen wieder findet und sein Glück ausposaunen geht, stecken sogar schon humoristische Züge, und bei dem ungerechten Haushalter, der sich mit den Schuldnern zum Betruge verbündet, hat der Kunstfreund wol unwillkürlich die betrügerischen Wechsler des Metsys in Antwerpen vor Augen. Wie sich hier bei Christus selber eine edle Lehre mit gemüthlich-poetischer Form umgiebt, gerade so sehen wir auch das Genrebild anfangs, wie etwa bei Masaccio und den Eycks, nur als zuschauende Gruppe gewöhnlicher Leute zur heiligen Handlung hinzutreten, bis es sich endlich als selbstständige Gattung ablöst. Hinzu kommt denn der durchs Christenthum verstärkte Sinn für die Ehe und das Familienleben, aus denen das Genre sein nnigstes und gemüthvollstes Leben entleiht.

Ein fernerer Hauptvorzug der modernen Kunst ist das Naturbild und hier wieder die Landschaft vor Allem, welche ihr wie zum Ersatz für die Historie verliehen scheint. Bei den Alten ist die Landschaft die schwächste Gattung der ganzen Malerei geblieben. Die handwerklichen Arbeiten der Art in Pompeji stehen an Kunstwerth etwa den chinesischen Sachen gleich, denen sie auch an Unbedeutendheit

der geschnörkelten Bauformen auffallend ähnlich sehen. Die Vasenbilder sowol wie die erhaltenen grössern Gemälde sind fast ohne allen Hintergrund: die Malerei des klassischen Alterthums war wesentlich Handlung und somit Figurenbild. Man darf daraus schliessen dass der Sinn für die ausser uns liegende Natur in der modernen Welt stärker entwickelt ist. Zum Theil liegt das im Grundcharakter der Germanen, die denn doch das meiste Blut und das kräftigste zu den heutigen Kulturvölkern hergegeben haben, zum Theil ist es Wirkung des Christenthums.

Der Germane hat von allem Anfang an ein inniges Verhältniss zur herben Natur seiner Heimat, weil sie ihm seine Freiheit sichert. Schon in der Urzeit verehrte man die Götter nicht in einer Architektur, sondern im hochwipfligen Hain, an dem waldumsäumten schauerlichen See. Im Mittelalter wohnte der Ritter mit den Seinen auf der Burg, von der Welt abgeschieden, in voller Natureinsamkeit; auch der Mönch gründete (eine Ordensregel schrieb es ausdrücklich vor) seine Siedelei in der Einöde. Und nun haben wir in Deutschland eine grossartige Natur, viel grossartiger als die hellenische. Alles ist massenhafter, Alles überwältigt den Geist mehr, die Ebnen, die Seen, die unermesslichen Wälder. Was sind jene Winterflüsschen von Hellas, die im Sommer ihr steiniges Ravin trocken lassen, gegen den stets mit vollen Borden strömenden Rhein, gegen die im Strudel hinschiessende Donau? Und unsre Meeresausblicke, so weit, so ahnungsvoll, so erregend durch den wundervoll geheimen Odemzug der Tiefe, durch Flut und Ebbe — in Hellas sieht man ein meist stilles Meer, und fast überall wird die Unendlichkeit der Aussicht wieder durch Fest- oder Eiland durchbrochen. Dazu dann der bei uns soviel stärkere Gegensatz von Sommer und Winter, der so viele Sympathien mit der sterbenden und neu sich belebenden Natur im menschlichen Gemüthe weckt! Ueberhaupt hat der Norden

Europas die mächtiger ergreifende Natur:] wie denn in der Landschaftsmalerei auch die modernen Südländer es unsern Diesseitigen doch nie gleich gethan haben. In Hellas tritt die Beobachtung der Natur in ihrer Einwirkung auf das Gemüth eigentlich erst in einem der letzten, aber auch reizendsten Gebilde der antiken Poesie, im Schäferroman des Longus, hervor, wo denn allerdings meisterlich (obwol mehr nur von der sinnlichen Seite) der Einfluss des Lenzes auf die Seele gezeichnet wird. Wir Deutsche dagegen haben schon in unsrer ersten Literaturperiode den Minnesang, der recht eigentlich Naturgesang ist, Frühlingslust und Winterklage so oft wiederholt; und noch früher zeugt von dem frohen und scharfblickenden Leben der Menschen in und mit dem Walde jene eigenthümlichste aller unserer poetischen Volksschöpfungen, in der kein andres Volk mit uns wetteifert: ich meine das Thierepos, dessen Spuren sich denn auch alsbald in der bildenden Kunst nachweisen lassen. Das uralte Grundgefühl von der Beseelung der Natur verräth sich endlich in der Bereitwilligkeit mit der wir die Lehre von den Elementargeistern aus antikem, keltischem, altnordischem und morgenländischem Naturglauben beibehielten und christlich umbildeten.

Zum grossen Theile liegt diess Gefühl für das Leben der Schöpfung aber auch im Christenthum begründet. Das Verständniss der Natur wird überhaupt erst möglich, wenn sich der Geist aus ihr herausgelöst, mit Bewusstsein über sie hinaufgestellt hat. So begegnen wir schon frühe bei den Hebräern, denen ihr Monotheismus jene Befreiung des Geistes aus dem Naturleben garantirt, einem landschaftlichen Sinne den auch die grossen hellenischen Dichter vermissen lassen. Gleich mit bestimmtester Bezeichnung einer Umgebung, des Paradiesgartens, fängt der hebräische Mythos der Menschheitsgeschichte an. Abrahams Leben als Wüsten-Emir und Hirtenkönig, die Szenen am Nil, das

reizende Idyll von Ruth, ein Wüstenbild so mächtig wie Hagars mütterliche Verzweiflung bei dem verschmachtenden Sohn — wo haben wir denn bei Homer eine Stelle wo die Landschaft so wesentlich, so mithandelnd ins Leben der Figuren eingreift, ihre Stimmung und Handlungsweise bedingt? Die zarten Begegnungen von Mann und Weib werden an den im Orient so wichtigen Brunnen angeknüpft; Moses schaut von den Höhen des Ostjordanlandes die Pracht Kanaans, unter sich den Palmenhain Jerichos, weithin die blauen Schluchten des Efraimwaldes und die schwarzen Felskuppen von Judäa — eben die Landschaft ist hier das Bedeutendste, ist das Ergreifendste in der ganzen Szene: der stärkste Nerv der Situazion liegt darauf dass der Sterbende sie noch sehen, nicht betreten soll. Kennt doch Jesaja sogar schon den gespenstigen Spuk der Wüste, dessen Ahnung die Karawanen heute wie damals im Dämmerlicht des sinkenden Abends überfällt! In noch bestimmterer Weise nähert sich der Monotheist der Natur als betrachtender, indem sie ihm als Werk und als Preis ihres Schöpfers erscheint. Werke wie der 103. und 104. Psalm, wie die energischen Schilderungen der Riesenthiere und die glänzenden der meteorologischen Fänomene am Schlusse des Hiob, kennt das klassische Alterthum gar nicht. Dieses bleibt vielmehr in einer atomistischen Naturbetrachtung gefangen. Jede einzelne Naturseite hat ihren besondern Gott dem sie als Wohnung dient, der sie aber nicht geschaffen noch wahrhaft mit seinem Lebensodem durchdrungen hat. In der bildenden Kunst stellt man daher zur Bezeichnung der Szene einfach den Gott hin der diese bestimmte Umgebung beherrscht, z. B. um einen Fluss zu bezeichnen den Flussgott mit der Urne oder die Naias. Man blieb also in der Andeutung, im Symbolischen stecken; ein wirkliches Wiedergeben der Naturumgebung erschien un-

nöthig[1]). Die monotheistische Weltanschauung entfernt diese einzelnen Göttererscheinungen aus der Natur, aber sie verleiht ihr dafür ein erhöhetes Leben, weil sie dieselbe als Abdruck des göttlich schaffenden Geistes ansieht. Und doch bringt es der starre Monotheismus noch nicht zu einer landschaftlichen Malerei, das haben Juden und Moslemim bewiesen. Ein pantheistisches Element muss hinzukommen — jenes Element das dem indischen Volke unter allen Sterblichen den heissesten zugleich und zartesten Natursinn verliehen hat. Das Christenthum hat diess pantheistische Element vor dem Mosaismus voraus, und in dem Masse als dasselbe in ihm zum Siege kommt, steigert sich auch das Naturgefühl. Wir ahnen in der Natur eine der unsrigen verwandte Seele, eben weil wir sie als durchgeistet erkennen: wir theilen mit ihr den Schmerz des Herb-

1) Höchstens drückte man Einen Zug dieser Umgebung aus. Als *Nealkes* ein Schiffstreffen auf dem Nil malte, vermochte er den doch so eigenthümlichen Charakter der Deltalandschaft nicht wiederzugeben, aber argumento declaravit quod arte non poterat: er malte einen Esel am Ufer trinkend dem ein Krokodil auflauerte. Plin. Nat. Hist. XXV, 36, 36. Man wolle gegen die hier verfochtene Meinung nicht den Filostratus anführen. Zwar nennt er einige Landschaften mit grösstem Lobe, aber er staffirt sie so überreich, dass auch nach *Welckers* Anordnungsversuch kein Maler wagen könnte, auf Einer Tafel, wie es doch bei dem Bilde I, 12. 13 gefordert wird, mehrere grosse, in lebhafter und detaillirter Handlung be riffene Gruppen auf beiden, mehr als Rheinesbreite von einander getrennten Ufern des Bosporus zu schildern und dabei irgend eine Einheit in die Komposizion zu bringen. Wenigstens ein Landschaftsbild würde man bei dieser Figurenfülle nicht übrig behalten. Aehnlich ist es bei den »Sümpfen« (I, 9), und noch mehr bei den »Inseln« (II, 17). — Dasselbe findet auch auf die von ihm geschilderten Genrebilder, z. B. die berühmte Schweinsjagd, Anwendung, wo dieselben Personen in so verschiedener Handlung vorkommen, dass eine klare, ruhige und einheitliche Komposizion nach Art eines modernen Genrestücks sich gar nicht ergeben will. Haben denn diese namenlosen, nicht datirten Bilder in Neapel jemals wirklich existirt?

stes und die muthige Freude des Frühlings: wir vermögen überhaupt eine Stimmung in die Landschaft zu legen und sie so in einseitigem aber desto kraftvollerem Lichte aufzufassen.

Es ist endlich noch eine letzte Seite hervorzuheben welche die Neuzeit vor der alten voraus hat. Die alte Welt hat die Komik, die moderne den Humor, zumal die germanische Welt: denn dem Romanen gelingt kraft des klassischen Tropfens in seinem Blute der Spott besser, während der Engländer und Deutsche in Literatur sowol wie in Kunst den Spass vorzieht. Der Kern der wunderlichen Charaktermaske, die wir, auch wieder wunderlich, Humor nennen, ist eine sehr ernste, ja überspannt ideelle Lebensbetrachtung, und hier hängt auch ihr Ursprung mit dem Christenthum zusammen. In der alten Welt herrschen einfache, verstandesmässige, vor Allem erfüllbare Sittengesetze. Einem Aristipp gehorchen muss sehr anmuthig sein, und selbst Stoiker zu werden ist für gewisse Organismen keine schwere Aufgabe. Wurden daher diese leichten Gesetze irgend vom Individuum überschritten, so entstand sogleich eine sittliche Karrikatur welche zu ihrer Vernichtung die Komik herausforderte. Im Christenthum regiert eine ganz unerreichbare, idealistische Moral, wenn man es nämlich nimmt wie es im Evangelium steht, und nicht wie die Kirchen es ihren Bekennern kommod gemacht haben: den Rock wegzugeben wenn man von uns den Mantel verlangt, dazu ist unser Klima nicht angethan, und zur Heiligung aller Gedanken haben wir Modernen etwas zu viel Feuer. Dem Ideal entspricht also Niemand: je höher es ist, desto häufiger seine Ueberschreitungen, desto weniger verletzend aber auch für das natürlich-einfache Sittengefühl. Die gekränkte Harmonie macht sich daher nicht sowol als spottende Komik wie als Spass geltend, weil Jeder recht wohl weiss dass er jenem gespannten Moralgesetz ebenso

wenig genügt. Und wie nun jener Idealismus nach der Seite des Urtheils hin den Humor, so schafft er in der Richtung auf die Einbildung das Fantastische, indem er die Formen der Wirklichkeit und alle organischen Möglichkeiten spielend durchbricht und aus dem Wesenlosen neue Bilder erzeugt. Die eigentlich mythologischen Theile der Kirchenlehre, Wunder, Engel, Teufel, und Weltende gaben diesem Sinne Nahrung, und die Meinung von der kompakten individuellen Fortdauer nach dem Tode förderte den Gespensterglauben. Die Alten waren selten oder nie fantastisch, sie schufen der Wirklichkeit nach und begnügten sich diese zum Ideal zu steigern: das Wesenlose, das was Niemand sich sinnlich, plastisch, vorzustellen wüsste, kommt nicht vor. Aber gleich das erste poetische Werk des jungen Christenthums, die Apokalypse, wimmelt von Gestalten die plastisch vollkommen ungreifbar sind. Denke man sich z. B. jene dort geschilderte Theofanie: ein Mann mit schneeweisser Haarwolle, Augen wie Feuerflammen in einem Sonnenantlitz, Füsse wie ein glühender Ofen, sieben Sterne in Einer Hand und ein zweischneidiges Schwert im Munde — führe man gar diese Gestalt in wirklicher Plastik aus, und man wird ein Bild zu Stande bringen, gegen welches indische Götter nüchtern sind. In noch riesenmässigerm Massstab tritt dieses fantastische Element in den frühen gnostischen Systemen hervor. Auch die Kunst des romanischen Stils (800—1200) schwelgt so recht darin mit jenen fabelhaft erfundenen und komponirten Thier-, Pflanzen- und Menschengestalten, die sie an Kapitell und Portal zu verschwenden liebt. Die grossen christlichen Poeten des Mittelalters, *Wolfram von Eschenbach* und *Dante*, sind wieder stark davon durchdrungen, und als der Protestantismus aufs neue an das Ursprüngliche anzuknüpfen sucht, da tritt augenblicks in Dürer, in den Todtentänzen, in den Teufeleien des Jeronymus Bos die Fantasterei wieder hervor, und er-

lebt (um von Rembrandts innerlichst fantastischer Natur zu schweigen) in den gottlos komischen Versuchungsszenen eines Teniers, Swanevelt, Martin de Vos den gloriösesten Triumf, an den sich als endloser Schweif der Zug der Gespenster- und Schauerromane, Callot, der Teufels-Hoffmann und Tiecks Runenberg anschliesst. Die Engländer von der Fairy queen bis auf Byrons schwachen Manfred weisen wenigstens in der Poesie dasselbe Fänomen auf. Es ist bequem und vornehm, diese flatternden, fast konturlos zarten Wunderblumen der modernen Welt gering zu schätzen gegen die plastische Festigkeit jeder Gestalt im pentelischen Marmor und im tragischen Trimeter — aber Shaksperes Sommernachtstraum wiegt doch mindestens eine praxitelische Statue auf!

Ziehen wir ein Resultat. Fast überall in moderner Kunst, und zwar grade bei den Schöpfungen in welchen sie am eigenthümlichsten sich zeigt, erkennen wir einen doppelten Einfluss, der aber stets nach Einer und derselben Richtung hinwirkt: den des Germanismus nämlich und den des Christenthums. In beiden liegt ein Sinn für die Tiefe, für das Innige, dem zu Liebe die äussere Form leicht zu sehr zurückgestellt wird, der aber dafür eine in alter Kunst ungeahnte Mannigfaltigkeit der Gefühle und Anschauungen, somit auch der Richtungen hervorruft. Wenn wir kraft dieser Eigenschaften dem Germanen seine Stelle dicht unter dem Griechen geben müssen (denn der Indier bildete sein gewaltiges Talent nicht energisch genug durch), so werden wir auch das Christenthum nächst dem hellenischen Götterglauben als die kunstfähigste Religion betrachten dürfen. Denn die römische ist ganz stumpf für die Kunst, weil sie wol Götter, aber keine Kosmogonie noch wahre Mythologie kennt; daher diess Volk erst von Etruskern, dann von Hellenen die Kunst als Ueberlieferung empfieng. Judenthum aber und Islam stellen das Göttliche in allzu

scharfen Unterschied vom Menschlichen hin und verbieten deshalb, Jenes in Diesem darzustellen: auch sie entliehen daher für ihre kurze Blütezeit die Architekturformen (denn nur dieser waren sie benöthigt) bei den Nachbarn. In Aegypten wird eine grossgesinnte Kunst dennoch durch Priestersatzung im Symbolischen gebunden gehalten, das ihr einen prosaischen Charakter aufdrückt. So bleiben dem betrachtenden Geiste, bei aller Bewunderung für die Schöpferkraft der ältesten Kulturvölker, als die eigentlichen Pole der bildenden Kunst doch nur der Hellenismus und der christliche Germanismus übrig. In ihrer reinen Gestalt, wie jener zur Zeit des Fidias, dieser etwa im kölner Dom auftritt, bilden sie einen klaren vollkommenen Gegensatz. Aber dieser Gegensatz braucht kein ewiger zu sein; zahlreiche und glückliche Beispiele zeigen dass vielmehr seine Ausgleichung das Ziel der Kunst ist. Schon das absinkende Alterthum kam in manchen Werken der Empfindungsweise der modernen Welt auffallend nahe: diese letztere vermag bei ihrer Gefühlsweite die Antike zu schätzen und zum Vorbild zu nehmen. Es scheint beachtenswerth, dass Ein Volk, in welchem sich aufs innigste antikes Blut mit germanischem, klassische Nachwirkung mit christlichem Gefühl vermählt, ich meine das italienische, in der neuern Malerei unbezweifelt das Grösste geleistet hat, wie man denn bei Raffael wol schwerlich wird sagen können welches von jenen beiden scheinbar so widerstreitenden Elementen in ihm das vorherrschende war. Goethes formvollendetste Werke, Hermann und Dorothea nämlich und Ifigenia, beweisen dass auch dem Sohn des Nordens Beides zugänglich ist.

Die Vollendung der Kunst wird die Wahrheit der schönen Fabel sein, die grade damals auftauchte als Heidenthum und Christenthum feindlich sich schieden. Die junge, innige, christliche Psyche hielt in einem verblende-

ten Augenblick den schönen sinnlichen Eros der antiken Kunst für ein Ungethüm. Zornig stiess er sie dafür von sich: lange dunkle Jahrhunderte hindurch ging sie einsam und vergeblich die Salbe der höchsten Schönheit suchen: am Ziel der Irrfahrt fand sie den Jugendgeliebten wieder, und alle Götter warten der Unsterblichen um ihre Vermählung zu feiern.

Gottfried Kinkel.

5. Die aufgefundenen byzantiniſchen Reſte der wahrſcheinlich älteſten Abteikirche zu Altenberg.

(S. Taf. III.).

Als im September v. J. die Gerüste im hohen Chor und Kreuzflügel, welche zum Einwölben des Hauptschiffes der Kirche gedient hatten, abgebrochen und beseitigt worden waren, wurden unter dem bedeutenden Schutt, der sich vor dem Hochaltar angehäuft hatte, viele grosse Schieferplatten, die als Gerüstunterlager gedient hatten, aufgehoben und beseitigt, als Herr Lehrer *Bubenheim* mich aufmerksam machte, dass in der Mitte des Chores, nicht weit vor dem Hochaltar, sich früher eine schwarze Steinplatte befunden habe, worunter die Eingeweide des Erzbischof von Cöln, *Engelbert,* welcher 1225 am Goebelsberge bei Schwelm erschlagen wurde, beigesetzt sein sollten. Auch andere alte Leute erinnerten sich vor Einsturz der Kirche diese Platte gesehen zu haben, und gaben dasselbe an.

Da ich zu solchen Nachforschungen nicht autorisiert war, so wartete ich mit der Anfertigung des Plattenbelages an dieser Stelle, bis am 26. September Herr Bau-Inspector *Biercher* aus Cöln hier war, und von Herrn *Bubenheim* und mir deshalb angegangen, die Nachgrabungen sogleich erlaubte, so dass noch in seiner Gegenwart ein paar Bruchstücke einer schwarzen Schieferplatte gefunden wurden, die jedoch nichts zeigten, was auf einen Grabstein schliessen liess.

Den folgenden Tag fand sich unter dem Schutt ein Stück feste Mauer, welche sich nach hinten krümmte, und von mir für eine Seitenmauer des fraglichen Grabgewölbes

gehalten wurde. Als ich die Mauer nach Westen zu verfolgen liess, entdeckte ich einen Vorsprung aus Werksteinen (Weiberntuffstein) mit einem byzantinisch profilierten Fussgesims verziert. Dieses schien mir ein Eckstein der Gruft zu sein, worauf vielleicht die Grabplatte gelegen hatte, wie dies in hiesiger Kirche an mehreren Grabplatten, die nur 6 Zoll hoch über dem Fussboden liegen, der Fall ist. Inseits dieses Fussgesims jedoch wurde der Raum viel weiter, bald fanden sich mehrere innerhalb verputzte Mauertheile ,und ein Pfeilervorsprung, zuletzt vor diesem, circa 2 Fuss unter der Höhe des jetzigen Pflasters, ein vollständig erhaltener Sockel eines gekuppelten byzantinischen Säulenpaares.

Die mit Mörtel verputzten und mit Kalk getünchten Mauern zeigen deutlich, dass diese Reste freistehender Mauern einer früheren Kirche angehören, indem sich alle wesentlichen Theile deutlich herausstellen, die zur Vervollständigung des Grundrisses nöthig sind. Leider verhindern die Stufen des jetzigen Hochaltars, die Fundamente der Säulenstellung, die Grabdenkmäler nach mehreren Seiten hin ein näheres Forschen. Am vordern Ende der Ausgrabungen ist namentlich das Grabgewölbe des Bischof Wichbold hinderlich.

Sehr auffallend war es mir, dass die Hochmauer, ungefähr 18 Zoll von Innen gemessen, der Länge nach einen Abschnitt m, als Fuge sich zeigend, hat, da hierdurch aller Verband unterbrochen ist, und durch diesen Umstand veranlasst, liess ich nach C und D hin weitergraben, und stiess hiermit auf den Nebenraum D, welcher sich sogleich mit innen verputzten Wänden als eine zweite Kapelle oder eine Art Sakristei erklären liess. Als die Ausgrabung 2 Fuss tief gemacht war, fand sich in der Altarnische dieses Raumes ein noch erhaltener Fussboden, bestehend aus rothen und grün glasierten, etwa 6 Zoll im Quadrat grossen

Thonplättchen, woraus sich ergiebt, dass diese Kapelle mit der alten Kirche gleich hoch lag. Am vordern Ende dieser Kapelle befindet sich ein fast rundes Loch C im Boden, welches 2 Fuss tief zu öffnen war und wahrscheinlich die Zu- oder Abflussröhre einer der vielen im hiesigen Kloster angelegten Wasserkünste und Bassins enthielt. Dasselbe ist 6 und 7 Zoll weit, in Tuffstein eingearbeitet.

Da im südlichen Seitenschiff der Kirche, woselbst die Pfeiler neu sind, und deshalb die Fundamente, zum Theil neu angelegt, die alten Reste wohl verdrängt haben mögen, das neue Pflaster der Kirche bereits gelegt war, konnte auf dieser Seite keine fernere Nachgrabung vorgenommen werden. An dem Punkte F geschah dies, obgleich, wie vorauszusetzen war, ohne allen Erfolg. Vor den Stufen des Chores G konnte wegen des zu weit vorgeschrittenen Bogens der Platten, nichts weiter untersucht werden.

Es ist nicht schwer, aus den aufgedeckten Resten den Grundriss, bis auf die Länge und das Portal der Kirche, zu vervollständigen, weshalb ich in beigehender Zeichnung dieses durch punktierte Linien gethan habe. Die Kirche schliesst sich im Grundriss nahe an eine dreischiffige Basilika ohne Kreuz an, indem die auf beiden Seiten befindlichen Pfeilerstellungen, nischenartige Räume umschliessen, die durch Thüröffnungen unter sich verbunden sind. Schwieriger jedoch möchte es sein, etwas bestimmtes über den Aufriss und die Ausbildung der Höhenräume anzugeben. Wahrscheinlich waren die Seitenräume von Pfeiler zu Pfeiler mit Tonnengewölben von leichtem Tuffstein überwölbt, und hierauf mag wohl eine zweite Etage in ähnlicher Art, als Empore mit Säulenstellungen aufgeführt, und der innere Raum oder das Hauptschiff mit einer Balkendecke überdeckt gewesen sein. Merkwürdig ist es, dass längs der Umfassungswände im Innern sich eine Stufe von 7 Zoll hoch befindet, welche als Sitz zu niedrig, als Stufe an einem

ungeeigneten Orte erscheint; auch dass diese Stufe nicht als Sockel sich bis unter die innern Pfeiler erstreckt hat.

Die Absis allein hat eine so starke Umfassungsmauer, dass sie unbedingt als überwölbt anzunehmen ist und durch eine Porta triumphalis von dem davor liegenden Raum getrennt war. Hieraus geht hervor, dass die Kirche nur von geringem Umfang, lediglich zum Gebrauch für die Mönche bestimmt war, weshalb dieselbe auch so bald nach ihrer Erbauung dem jetzigen grossartigen Bauwerke weichen musste. Die Absis ist im Halbkreis mit einem Radius von 11 Fuss angelegt, und die ganze Breite der Kirche hat nahe 30 Fuss betragen.

Das Alter dieser Kirche ist direkt aus Urkunden wohl nicht zu bestimmen, indem nirgends einer ältern Klosterkirche, als der jetzigen Erwähnung geschieht; selbst wo eine frühere Kapelle genannt wird, ist dies bis jetzt auf die sogenannte Markuskapelle, welche am ehemaligen Küchenhof, jetzt als Trockenraum für die Wollwäsche und Tuchfabrik hierselbst dienend, liegt, bezogen worden, da dieselbe auch im byzantinischen Styl, jedoch überwölbt erbaut ist. Nur aus den genau bekannten Jahrszahlen der Stiftung des Klosters und der Gründung der jetzigen Kirche ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass die Kirche den Jahren 1153 bis 1255 ihre Erbauung verdankt. Da jedoch nach Stiftung des Klosters 1153 die Mönche noch längere Zeit auf der alten Burg sich aufhielten, und als diese ihnen zu eng wurde, das Kloster also auch die Kirche anlegten, so ist die Erbauung der aufgefundenen Kirche höchst wahrscheinlich ins letzte Viertel des 12. Jahrhunderts zu stellen, also ziemlich gleichzeitig mit der Gründung der Abteikirche zu Heisterbach.

Da die Nachgrabung eigentlich zur Auffindung der Eingeweide des Erzbischofs Engelbert unternommen worden war, so muss ich zum Schluss noch erwähnen, dass sich

wirklich, circa 2 Fuss unter dem jetzigen Fussboden der Kirche, an der Stelle E im Grundriss, unter einem zertrümmerten Gewölbe von Tuffsteinen, die keilförmig behauen und mit dünnen Mörtelfugen verbunden waren, ein kleiner Bleisarg fand, welcher zur bessern Erhaltung in gute, noch ganz frisch aussehende Holzkohlen gestellt worden war. Derselbe ist 20 Zoll lang, 11 Zoll hoch und 13 Zoll breit, und enthielt bei Oeffnung desselben, eine braune, thonartig aussehende erdige Masse, kaum $1/8$ des Kästchens füllend, welche sehr täuschend Eingeweiden glich, später aber mehr zerfiel. Auf dem Deckel sind die beiden gothisch lateinischen Buchstaben EN und noch ein Theil eines E, nur mit einem scharfen Instrument eingeritzt, noch deutlich zu erkennen. Da in hiesiger Gegend allgemein angenommen wird, dass die Eingeweide des vorgenannten Heiligen hier beigesetzt sein sollen, und sich dergleichen jetzt auf dem angegebenen Ort gefunden haben, so ist wohl wenig Raum vorhanden zu bezweifeln, dass dies die vermutheten Eingeweide sein sollten, was auch gleich nach der Auffindung viele Besucher herbeizog. Dieser Kasten mit seinem unberührten Inhalt ist jetzt unter geistlichen Verschluss in Odenthal gestellt, doch die Reste der alten Kirche sind noch aufgedeckt und unverändert, und da die herrliche gothische Kirche mit ihren kostbaren gemalten Glasfenstern in diesem Sommer ihrer Vollendung entgegen sieht, so mache ich jeden Freund der Architektur und Kunst darauf aufmerksam, indem ihn ein Besuch der hiesigen Baudenkmale, zumal in einer sehr romantischen Gegend liegend, gewiss nicht unbefriedigt lassen wird.

F. Grund.

7. Farbenſchmuck mittelaltriger Bauwerke.

Schwarzrheindorf.
1150—1155.

Der Farbenschmuck der mittelaltrigen Bauwerke, von der frühern Kunstforschung fast gänzlich ungekannt oder doch sehr wenig beachtet, hat in neuerer Zeit gerade vorzugsweise das Interesse auf sich gezogen. Und nicht mit Unrecht. War für die Kenntniss der classischen Architektur die Auffindung der Farbenspuren auf den Ornamenten griechischer Tempel von Wichtigkeit, so sind für die Kunst des Mittelalters die verwandten neuesten Entdeckungen dies in noch ungleich höherem Grade. Einestheils beweisen sie, dass in mittelaltriger Kunst auch bei den monumentalen Bauwerken der Farbenschmuck eine weit grössere Bedeutung und umfassendere Anwendung hatte als irgend bei monumentalen Werken der Alten, anderntheils aber bieten sie zugleich eine wichtige Ergänzung zur Geschichte der Malerei einer Periode, die bis dahin noch sehr in Dunkel gehüllt war.

Der Tünche der letztvergangenen Jahrhunderte verdanken wir es, dass vor wenigen Jahren noch kein einziges Denkmal unsrer nordischen Lande mehr eine vollständige Anschauung jener Gesammtwirkung von Architektur und Malerei gab: auf der andern Seite verdanken wir aber auch den Kalküberzügen, dass in manchen Werken der ursprüngliche Schmuck vor Umbildung und gänzlicher Zerstörung bewahrt worden ist.

In neuerer Zeit wurden denn an verschiedensten Orten Reste alter Bemalung, — meist zufällig, bei Restaurationen

und dergl. Gelegenheiten — unter der Tünche entdeckt. In Frankreich zumal — wo ja überhaupt grosse Summen theils vom Gouvernement, theils von Privatvereinen nicht allein für die Erhaltung alter Denkmale, sondern auch für die Kunstforschung verwandt werden — ist auch dieser Zweig mit Interesse gefördert worden, und einzelne der entdeckten Werke werden auf Kosten der Regierung herausgegeben [1]). Sogar in Holland sind alte Wandmalereien aufgefunden worden [2]).

Von deutschen Landen bietet vor allem der Rhein jetzt eine Reihe solcher Denkmale, welche, obwol noch keineswegs zahlreich, doch, wie ich glaube, eine ziemlich ausreichende Uebersicht über die Entwicklung der Wandmalerei, theilweise aber auch bei genauer Untersuchung eine vollständige Anschauung von einer ganzen Bemalung und ihrem Verhältnisse zum Bauwerke geben.

Am längsten bekannt sind die Malereien auf der Gewölbdecke des Kapitelsaales zu Brauweiler [3]). Sie wur-

---

1) So z. B. Peintures de l'église St. Savin, Département de la Vienne. Texte par M. P. Mérimée, dessins par M. Gérard-Séguin; publié par ordre du roi. (IIme serie — Archéologie — 1. livraison). Paris, 1844. Das Werk findet man (ein Geschenk der französ Regierung) auf der Landesbibliothek zu Düsseldorf.

2) Z. B. in der grossen (Johannis-) Kirche zu Gorkum; diese sind nur noch in Copien erhalten, welche die königl. Bibliothek im Haag bewahrt. Spätere Werke in der Martinskirche zu Zalt-Bommel. M. vergl. einen Aufsatz von Schnaase im Kunstblatte, 1847. N. 8.

3) Vergl. die Nachträge zu Kuglers Kunstgesch. — Sechs Kreuzgewölbe, also 24 Felder, bilden die Decke des Saales, alle bemalt, ziemlich gut erhalten. Ausserdem finden sich noch andre Gemälde auf den Wänden desselben Saales, hinter der Holzbekleidung, welche jetzt die letzern deckt, und unter der Tünche auf den Gewölben des anstossenden Saales. Die Gemälde sind durch die auf demselben Mauerbewurf ausgeführte ornamentale Bemalung der Gurtbogen allein schon als ächt und gleichzeitig mit den betreffenden architektonischen Theilen (1170—1200) beglaubigt, abge-

den schon vor etwa zwanzig Jahren von der sie bedeckenden Tünche befreit.

In jüngerer Zeit wurden nach einander verschiedene Reste bekannt, besonders zu **Köln**: an den Brüstungsmauern des Domchores [1]), an den Gewölben einer Seitenkapelle der Kirche S. Pantaleon, an den Wänden der Kirche S. Ursula, (in denjenigen Theilen, welche über den später eingesetzten Gewölben zwischen dieser und der frühern Balkendecke noch den ursprünglichen Mauerbewurf haben), in einer ehemaligen Kapelle in der Nähe des Schlachthauses; dann Mehreres im Chore der Kirche zu **Brauweiler** [2]), ganz vor kurzem auch Reste ornamentaler Bemalung an den Gewölben des Rathhaussaales zu **Aachen**. Von dem Genannten ist freilich Einiges von geringer Bedeutung.

Die Entdeckung, welche am meisten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und besonders das Interesse für diesen

---

sehen auch von den übrigen Gründen.

Was den Inhalt und Grundgedanken dieser Deckengemälde betrifft, in denen man bisher allerlei Mysteriöses und Symbolisches, für uns nicht Verständliches vermuthet hat, so will ich hier beiläufig erwähnen, dass derselbe in den Schriftbändern klar ausgesprochen ist, welche zwei Engel in dem mittlern Kreuzgewölbe dem Bilde des Heilandes entgegen halten. Das Band des einen trägt die Inschrift: »Hi omnes testimonio fidei probati inventi sunt,« und auf seiner Seite befinden sich hauptsächlich die im Leiden als treu Bewährten, Hiob, Stephanus u. A. Die andre Inschrift lautet: »Sancti per fidem vincunt,« und auf dieser Seite sind hauptsächlich die Sieger im Glauben, Daniel in der Löwengrube, die Männer im Feuerofen, Samson u. A. dargestellt.

1) Vrgl. den Aufsatz von Dr. E. Weyden im Domblatte, 1845. N. 12 ff.

2) Hinter dem Altar. In der Halbkuppel des Chores scheinen noch sehr bedeutende und wohlerhaltene Reste unter der Tünche sich zu befinden. Das, was jetzt sichtbar ist, wird der Zeit von 1210-1230 angehören, in welcher das Bauwerk eine bedeutende Restauration erlitten und auch das Langhaus seine jetzigen Gewölbe erhalten hat.

Gegenstand bei uns geweckt hat, ist die der Malereien in der Kapelle der Deutschordenskomthurei zu Ramersdorf bei Bonn. Durch die überaus grosse Sorgfalt und Ausdauer, welche Herr *Hohe* in Bonn der Aufdeckung und Copierung derselben gewidmet hat, ist dieser Fund denn auch zumeist für die Kunstforschung ausgebeutet worden, ehe das Bauwerk selbst, welches durch Brand sehr gelitten, gänzlich abgebrochen wurde. Die dort aufgedeckten Malereien, deren Copien jetzt das königl. Museum in Berlin besitzt, sind in einem trefflichen Aufsatze von *Schnaase* (in *Kinkels* Jahrbuch »Vom Rhein« 1847) ausführlich beschrieben.

Ihnen reihen sich als jüngste Entdeckung die Wandmalereien der Doppelkirche zu Schwarzrheindorf bei Bonn [1]) an.

Die Aufdeckung dieser Malereien, auf welche ich, beschäftigt mit der Aufnahme und Herausgabe des Bauwerkes, aufmerksam wurde, konnte ich zwar bis jetzt nur theilweise bewerkstelligen, indess liefert uns doch das, was gegenwärtig von denselben sichtbar ist, einen sehr wichtigen Beitrag zur Kunstgeschichte der betreffenden Zeit, welcher noch dadurch von besondrer Bedeutung wird, dass jene Wandmalereien von allen in Deutschland bisher entdeckten grössern Resten nicht nur die ältesten, sondern auch die einzigen in Betreff ihrer Entstehungszeit vollkommen sicher beglaubigten sind.

Die Kirche zu Schwarzrheindorf ist eins der wenigen Werke des reinen Rundbogenstiles, deren Erbauung ganz zuverlässig datiert ist [2]). Die Urkunde über die Einweihung

---

1) Ich werde mich im Folgenden mehrmals auf die Monographie beziehen müssen, welche ich jüngst über diese Kirche veröffentlicht habe: »Die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf«, 11 Blätter Zeichnungen und 7 Bogen Text. Düsseldorf, Commission von Buddeus. Der Kürze wegen werde ich dabei immer nur die Nr. der Zeichnungen und die Seitenzahl des Textes angeben.

2) Seite 1—10.

(1151, 8. May) findet sich in Stein eingehauen in der Kirche selbst; verschiedene andre Urkunden über sie und ihren Gründer sind in den Archiven erhalten, und endlich erzählt uns auch noch in Uebereinstimmung mit jener Steininschrift einer der bedeutendsten und glaubwürdigsten mittelaltrigen Geschichtschreiber, *Otto von Freisingen*, wie er selber mit König Conrad III. und andern Grossen des Reichs bei der Weihung gegenwärtig gewesen sei und theilweise diese selbst vollzogen habe.

In Bezug auf die dort aufgefundenen Malereien kann nun mit voller Sicherheit bewiesen werden, dass ihre Ausführung zur selben Zeit und zwar zwischen den Jahren 1150 und 1156 stattgefunden hat. Die Beweise hierfür knüpfen sich an andre, die eine Veränderung betreffen, welche die Kirche selbst erlitten hat, und desshalb wird es nöthig sein, ihnen eine kurze Beschreibung des Bauwerkes, welche später ja ohnehin folgen müsste, hier schon vorauszuschicken.

Die Kirche gehört der kleinen Reihe derjenigen Denkmale an, in welchen zwei Räume über einander, beide aber über der Erde, dem Gottesdienste gewidmet sind: sie ist eine Doppelkirche, deren beide Geschosse durch eine achteckige Oeffnung in der Mitte verbunden waren. Im Grundrisse hatte sie ursprünglich [1] die Form eines griechischen Kreuzes. An jede der vier Seiten eines quadratischen Mittelelraumes schliesst sich ein Kreuzgewölbe: an das östliche und westliche Kreuzgewölbe lehnt sich weiterhin eine halbkreisförmige Nische; auch der südliche und nördliche Kreuzarm haben ähnlichen Abschluss, jedoch nicht mit halbkreisförmigen, sondern mit weniger tiefen Nischen. Die beiden letztern Kreuzarme, der nördliche und südliche, haben aber auch ausserdem in den Wänden, welche sie gegen Osten und Westen abschliessen, kleine halbkreisförmige Nischen.

1) Zeichnungen Blatt 5.

Jene grossen Halbkreisnischen, die östliche und westliche, waren nun im Innern nicht vollkommen geschlossene Halbcylinder, sondern jene ist noch von drei andern ganz kleinen Nischen, diese aber war entsprechend von zwei Nischen und zwischen denselben von einer Thüre durchschnitten. Im Aeussern schloss die Ostseite halbkreisförmig, die drei andern Kreuzarme dagegen mit gerader Linie. In einer der hierdurch an der Westseite zwischen der äussern geraden Linie und dem innern Halbkreise entstehenden starken Mauerecken befindet sich die Treppe, welche in das obere für Damen des Stifts bestimmte Geschoss führte.

Diese Westseite ist nun für uns hier von besondrer Wichtigkeit. An sie baute nämlich gleich nach dem Tode des Gründers der Kirche, des Erzbischofs Arnold II. von Köln, dessen Schwester Hedwig, Abtissin von Essen, ein Langhaus, ungefähr doppelt so lang, als breit, an. Die ausführlichsten architektonischen und urkundlichen Beweise über diese Veränderung der ursprünglichen Anlage habe ich in meiner Monographie über die Kirche S. 26 ff. zusammengestellt. Um diesen Anbau mit dem ältern Theile in Verbindung zu setzen, hat man die westliche Mauer durchbrochen und die Halbkuppelwölbung der westlichen Nische auf Säulen gestützt. Bei diesem Durchbruche nun wurden die Gemälde der westlichen Halbkuppel theilweise zerstört. Ueberdies scheidet sich an dieser Stelle von dem Mauerbewurfe des ältern Werkes, auf welchem die Bemalung ausgeführt ist, und welcher in allen ursprünglichen Theilen völlig derselbe ist, in scharfer Linie ein andrer, seiner Composition so wie seinem Ansehen nach ganz verschiedener Bewurf. Auf dem letztern, in den angebauten Theilen, finden sich nur äusserst geringe Spuren einer Bemalung[1]),

---

1) Reste derselben zeigt z. B. das der Westfaçade zunächst liegende Kreuzgewölbe, Zweige mit Blättern, ähnlich andern, welche ich

welche indess ganz verschiedener Art ist. Das Efloresciren von Salzen scheint, was etwa von Farbe auf jenem schlechtern Bewurfe gewesen ist, weggetilgt zu haben.

Durch dies Alles ist nun als unzweifelhaft festgestellt, dass die Malereien in den ursprünglichen Theilen der untern Kirche — vor dem Beginn der Vergrösserung, d. h. bei Arnolds Tode im Mai 1156 vollendet waren. Der Beginn des Werkes ist aber dadurch festgestellt, dass Arnold erst nach seiner Rückkehr vom Kreuzzug, auf welchem er Conrad III. begleitet hatte, den Bau unternimmt [1]). Diese Rückkehr findet um Pfingsten 1149 statt, die Bemalung kann also in keinem Falle früher als 1150 angefangen sein.

Gegenwärtiger Zustand.

Die Kirche hat zu verschiedenen Zeiten Verwüstungen erlitten, unter anderm auch im Truchsesskriege — am schlimmsten ist es in jüngerer Zeit ergangen, indem sie während der französischen Kriege, dann aber auch noch lange nach denselben als Magazin, Scheune, Pferdestall u. s. w. benutzt worden ist. Die Gemälde sind indess hierdurch wenig zu Schaden gekommen. Denn das ganze Innere bedeckten sechs bis zehn Schichten Tünche. Alles, was bis jetzt von Malerei aufgedeckt ist, findet sich in der untern Kirche. Auch die obere Kirche enthält, wie die auf dem östlichen Gurtbogen derselben deutlich durscheinenden Ornamente beweisen, unter der Tünche noch den Farbenschmuck, zuverlässig einen noch reicheren, als die unteren, und auch sicher besser erhaltenen. Ich konnte aber dort nicht weiter untersuchen, weil diese Räume neu übertüncht sind und zum Gottesdienste benutzt werden.

---

im Chor der Kirche zu Brauweiler fand. Ein anderer kleiner Rest in einer Nische der nördlichen Mauer des Anbaues gehört dem Jahrhundert des Zopfs an.

1) Seite 85.

Vor sechs Jahren noch waren nur geringe Spuren von Malerei sichtbar, an Stellen, wo zufällig etwas Tünche abgefallen war. Diese sind später von besuchenden Reisenden weiter verfolgt worden, freilich mit wenig Sorge für ihre Erhaltung.

Als ich mit der architektonischen Aufnahme der Kirche fertig war, begann ich, um über diese Malereien etwas mittheilen zu können, selbst an einigen Stellen die Tünche sorgfältig abzulösen. Da fand ich denn, dass schon bei der ersten Uebertünchung die Malereien sehr zerstört worden waren. Der blaue Grund zumal, welcher einzelne Darstellungen umgab, hatte sich meist über diese weg verwaschen und sie zum Theil unkenntlich gemacht. Dies ist z. B. der Fall bei den Figuren in der östlichen Chornische. — In der letzten Zeit haben die Malereien noch sehr unter der Hand kunstforschender Neugier gelitten. Die untere Kirche entbehrt noch immer eines Fensterverschlusses, und so fand ich meist, wenn ich nach einer kurzen Unterbrechung mit dem Aufdecken fortfuhr, dass mir schon Andre zuvorgekommen waren und ganze Stellen schmählich zerkratzt hatten.

Was mich gerade bei der Aufdeckung am meisten interessierte, waren nicht sowol die eigentlichen Gemälde, als vielmehr der architektonische Farbeschmuck und die gemalten Ornamente. Der Reichthum und Fleiss der Ornamentierung, welcher in den plastisch ausgearbeiteten Theilen, in den Kapitellen und dergl., dies Bauwerk vor allen gleichzeitigen des Rheinlandes auszeichnet, liess mich auch in den gemalten Verzierungen eine ähnliche hohe Stufe vermuthen. Was ich von diesen Theilen von der Tünche befreite, bestätigte die Vermuthung vollkommen.

Die Ecken des mittlern quadratischen Raumes werden von vier starken Mauerpfeilern gebildet, an welche sich dann die Seitenmauern der Kreuzarme anschliessen. Diese Pfeiler, entsprechend dem durch die statischen Verhältnisse

bedingten massenhaften Charakter dieser untern Räume stark und breit im Verhältniss zu ihrer Höhe, sind durch eben so breite Gurtbogen [1]) unter sich verbunden. Die letztern sind es zumal, auf denen sich eine Fülle und Mannichfaltigkeit gemalter Ornamente entfaltet. Ich habe auf Tafel IV. ein paar Stücke derselben mitgetheilt. Die Zeichnung kann freilich nur eine Anschauung der Formen, nicht der eigentlichen Schönheit geben, da die letzte gerade am allerwesentlichsten in der Mitwirkung der Farbe beruht. Leider macht auch der jetzige Zustand des Werkes selbst, die Mannichfaltigkeit der Verschlingungen, der Umstand, dass so viele Umriss- und Construktionslinien jetzt sichtbar sind, die früher von der Farbe bedeckt waren (m. s. u.) während wieder andre über jene Farbe gemalte Linien, z. B. die Adern der Blätter, nur bei sorgfältigster Untersuchung sichtbar werden, endlich der vielfache Wechsel der Farben, von denen doch oft nur geringe Reste in rauhen Stellen und Löchern des Bewurfs erhalten sind, — leider macht dies Alles es unmöglich, beim blossen Betrachten derselben eine genügende Anschauung zu gewinnen. Eine genaue Nachforschung jedoch und besonders die Vergleichung einzelner in derselben Weise sich wiederholender Theile macht eine vollkommen zuverlässige Nachbildung des Ganzen möglich. Ich habe eine solche von einzelnen Stücken

---

1) Zwei derselben, von denen die hier Tafel IV. mitgetheilten Stücke genommen sind, der östliche und westliche, sind 3 Fuss breit, die beiden andern, der nördliche und südliche, 2 Fuss 2 Zoll; die Spannweite des Bogens beträgt dabei 16' 6''. Von jedem der Bänder ist bis jetzt ein Stück von ungefähr derselben Grösse wie das mitgetheilte aufgedeckt. Ich muss noch hinzufügen, dass die wunderliche Blume in den mittleren Kreisen jener untern Theile nicht mehr deutlich zu erkennen, daher in der Zeichnung, welche im Uebrigen nach einer genauen Durchzeichnung sorgfältig in verjüngten Massstab übertragen wurde, nicht ganz zuverlässig ist.

ausgeführt, und sie lieferte die überraschendsten Resultate. Doch davon später.

Das Ornament ist auf jedem der Bänder ein anderes: am meisten bezeichnet den Charakter desselben das auf Tafel IV. B. gezeichnete Stück vom westlichen Bogen. Das östliche (aber auch nur dieses) hat in den untern Theilen gleich über dem Sims der Pfeiler auf jeder Seite ein Medaillon, gebildet aus verschiedenfarbigen Kreisbändern, innerhalb deren sich ein ungefähr lebensgrosses Brustbild befindet, auf der südlichen Seite das hier unter A. Tafel IV. gezeichnete eines Ritters[1]), auf der nördlichen ein andres weniger deutliches, wie es scheint, eines Geistlichen.

Ausser diesen Bändern auf den vier Bogen ist noch ein sehr ähnlicher, doch einfacherer Schmuck von Kreisen und Blattwerk in der Laibung eines Rundfensters sichtbar, welches sich über der nördlichen Thüre befindet.

Die übrigen architektonischen Bemalungen, bestehend in mehrfarbigen Bändern und dergl., werden passender weiter unten besprochen.

Verglichen mit den Rheindorfer Ornamenten sind die Verzierungen auf den Bogen des Brauweiler Kapitelsaales, obwohl im Charakter verwandt, durchaus roh und geschmacklos.

Was von Figurenbildern und deren Anordnung durch die bisherige Aufdeckung ganz oder theilweise erkennbar wurde, ist Folgendes. Im ganzen Innern lief ein Streifen herum, 7′ über dem Boden. Dieser trennte die obern Theile, welche mit Bildern geschmückt waren, von den untern, auf welchen ich deren keine fand. Auf den vier

---

1) Von dieser Figur ist noch Manches zu sehen, was in der Kleinheit des Massstabes hier nicht mitgetheilt werden konnte, z. B. die frei und leicht behandelte Zeichnung der Ringe, aus welchen der Panzer zusammengesetzt ist. — Diese Copie zeigt die jetzt sichtbaren Umrisse: sie ist ebenfalls nach einer genauen Durchzeichnung angefertigt.

Mauerstücken, welche von der cylindrischen Mauer des östlichen Chores zwischen und neben den drei kleinen Nischen desselben vortreten, finden sich gleich über jenem Streifen vier einzelne Gestalten, ungefähr lebensgross, sitzend auf architektonisch verzierten Steinbänken. Füsse, Gewänder, theilweise auch die Hände sind wenigstens in den Umrissen noch ziemlich deutlich, die Köpfe aber völlig unkenntlich. Der blaue Grund der Wölbung hat sich über sie verwaschen und sie zerstört. Man bemerkt noch Spuren von Heiligenscheinen, von einer Art von Pult, welches sich neben jeder befindet, und die erhobene Hand hat etwas gefasst, was man als einen Schreibstift ansehen kann — kurz, man kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf eine Darstellung der vier Evangelisten schliessen.

In der östlichen kleinen Nische des südlichen Kreuzarmes findet sich auf dunkelblauem Grunde eine einzelne Gestalt, über lebensgross, kräftig, breitschultrig, ohne Heiligenschein. Sie ist ebenfalls sitzend, umhüllt von dunkelrothem weitem Mantel, in der Hand das Scepter, auf dem Haupte, wie es scheint, eine Krone. Die Farben sind sehr zerstört, die Umrisse des Kopfes ganz deutlich [1]. Sehr wahrscheinlich ist es das Porträt K. Conrad III., der ein Freund des Gründers und auch bei der Weihung gegenwärtig war. In keinem Falle ist es ein Heiliger: ein Solcher wäre in jener Zeit nimmer ohne Schein abgebildet worden.

Die reichste Ausbeute an Figurenbildern bot bis jetzt der westliche Theil. In der Laibung seines nördlichen Fensters Rittergestalten mit Speer und Schild, über lebensgross, die Umrisse wohl erhalten; in dem anstossenden Felde des Kreuzgewölbes zu beiden Seiten anbetende Gestalten, wohl erhalten — die Mitte des Feldes ist noch nicht aufgedeckt.

---

1) Man sehe die Abbildung auf Bl. 2. der Zeichnungen zu meiner Monographie und die Beschreibung S. 105.

Besonders aber sind es die Darstellungen des westlichen Halbkreisabschlusses und seiner Halbkuppel, welche gegenwärtig zwar nicht ganz, aber doch am meisten von der Tünche befreit dastehn. — Ausser jener Theilung, welche das ganze Innere durchgeht, hat dieser westliche Abschluss noch eine zweite: in der Höhe der beiden Wölbungen, welche ehemals als Nischen in ihn einschnitten und jetzt zum Theil die Oeffnung nach dem angebauten Langhause hin bilden, trennt ein breites Band von Farbenstreifen die senkrechten Mauern von ihrer Halbkuppelwölbung. Auf jenen untern Theilen befindet sich an der südlichen Seite eine Gruppe von mehr als lebensgrossen Figuren, trefflich in Haltung und Gewandung. Nördlich sieht man unten zwischen jenem Streifen und der an dieser Stelle befindlichen Thüre zur Treppe der obern Kirche das Colossalbild eines Engels; er hat Flügel, um das Haupt einen Nimbus und hält in der Hand ein mächtiges Schwert. — Das Bedeutendste aber ist jenes grosse Bild, von dem ein Theil in andeutenden Umrissen (Taf. V.) hier beiliegt. Dieser Theil füllt beinahe die nördliche Hälfte der Halbkuppel[1]). Die Copie ist zwar, so viel dies bei dem kleinen Massstabe und bei der gegenwärtigen Kennbarkeit des Bildes in der zum Zeichnen nöthigen Distanz möglich war, richtig, kann aber nur die Composition veranschaulichen. Dass zumal die Zeichnung der Köpfe nicht massgebend sein kann, versteht sich wol von selbst. Ich habe deswegen den Christuskopf,

---

1) Der neben der Christusgestalt gezeichnete Riss im Gewölbe ist ungefähr die Mitte der Halbkuppel. Die unten stärker als das Uebrige gezeichneten Striche sind die Kanten der Wölbungen, welche jetzt die Oeffnungen nach dem angebauten Langhause bilden; rechts der äusserste Strich ist die Kante der Halbkuppelwölbung. Unten rechts sieht man die Kreisbänder, welche das Bild des Engels umfassen und über diesen das Schwert des Letztern.

obwohl er im Bilde gut erhalten ist, lieber ganz weggelassen. Dies Gemälde gehört auch im Uebrigen zu den Theilen, die noch am besten erhalten sind. Die Umrisse sind wenigstens bei genauer Untersuchung [1]) in allen Theilen, auch in den Köpfen zu erkennen; mehre der letztern zeigen auch noch die Ausarbeitung, obwol das Roth der Fleischfarbe dunkel und braun geworden ist. Der dargestellte Gegenstand ist die Austreibung der Verkäufer und Geldwechsler aus dem Tempel. Joh. II, 13 ff. »Jesus zog hinauf gen Jerusalem und fand im Tempel sitzen, die da Ochsen, Schafe und Tauben feil hatten, und die Wechsler, und er machte eine Geissel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus, sammt Schafen und Ochsen und verschüttete den Wechslern das Geld und stiess die Tische um und sprach zu denen die da Tauben feil hatten: »Traget das von dannen und machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!« Seine Jünger aber dachten daran, dass geschrieben steht: Der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: »Was zeigest du uns hier für Zeichen, dass du Solches thun mögest?« . . . Die zum Theil zerstörte Schrift auf den Spruchbändern enthält die betreffenden Stellen der Vulgata. Auf demjenigen, welches Christus in der Hand hält, sind nur noch die Buchstaben AVFERT kenntlich; (Vulgata: »Auferte ista hinc.«) auf dem andern sieht man noch . . . . SIGNV OS ENDIS NOB' . . . . (Vulg.: »Quod signum ostendis nobis, quia haec facis?«) Auf der andern Hälfte der Halbkuppel ist die Malerei theilweise zerstört, theilweise noch nicht aufgedeckt: sie enthält wohl Figuren, welche den übrigen Theil

1) Weil das Bild gerade an einer sehr dunklen Stelle des Gebäudes sich befindet, muss man zur Betrachtung das günstigste Licht wählen (Nachmittag) und dann noch künstlich die Helligkeit erhöhen, z. B. indem man mit einem Spiegel ein Reflexlicht hinleitet.

der in der angeführten Stelle geschilderten Handlung darstellen: die Figur, welche hinter der Gestalt Christi mit einer Gebärde des Schreckens zurückgebeugt ist, scheint wenigstens darauf hinzudeuten.

Von dem Stil der besprochenen Malereien wird weiter unten die Rede sein.

An diese Darstellung des gegenwärtigen Zustandes knüpft sich hier am passendsten die Untersuchung über die Technik an, weil gerade durch jene Zerstörung, in welcher die Malereien uns gegenwärtig erscheinen, diese am deutlichsten kennbar geworden ist.

Diesen Punkt genauer zu untersuchen ist in sofern wichtig, als uns einestheils das daraus gewonnene Resultat mannichfach zur bessern Erkenntniss dessen verhelfen muss, was gegenwärtig undeutlich geworden ist, und dadurch auch für andre in Zukunft vielleicht aufgefundene Werke von Wichtigkeit werden kann, anderntheils aber auch dasselbe Beiträge liefert zur spätern Erörterung der Frage über die Kunststufe und Kunstrichtung der betreffenden Zeit.

Technik.

Es fragt sich zunächst, welche Art der Malerei wir vor uns haben. Ich kann mich bei dieser Frage auf die treffliche über den verwandten Stoff, die Malerei der Alten, veröffentlichte Abhandlung von Prof. *Wiegmann* beziehen [1]).

Der Gedanke an enkaustische Malerei ist von vorn herein ausgeschlossen. Dass die Technik auch nicht eine der pompejanischen verwandte sei, beweist ausser allen andern Gründen der Umstand, dass der Mauerbewurf, wo ich ihn untersuchen konnte, meist nur die Dicke von $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}''$ und in derselben eine völlig gleichmässige Zusammensetzung

---

1) *R. Wiegmann*, »Die Malerei der Alten«, Hannover, 1836.

hat, auch, wie mir schien, nur aus einer Schicht gebildet war, während jene Weise der Ausführung eine bedeutende Dicke des Anwurfes und die letztere hinwiedrum ein Auftragen desselben in mehreren Schichten bedingt [1]. Bei den Rheindorfer Malereien ist dagegen der Anwurf, auf welchem sie ausgeführt sind, von keiner besondern Bedeutung. Er besteht aus Kalk und Sand, wie es scheint, ohne weitern Zusatz. Nach den Begriffen, welche die Bauerei unsrer Tage in diese Dinge gebracht hat, ist er an den unversehrten Stellen sehr hart und glattgeschliffen: verglichen mit dem pompejanischen Stuck oder auch nur mit dem, welcher an einigen Theilen in Ramersdorf angewandt war, mürb und grob. — Hiernach bleibt nur die Frage, ob die Malereien in der gewöhnlichen Weise a fresco, oder aber auf den trocknen Bewurf ausgeführt sind. In Bezug auf das grosse Bild der westlichen Halbkuppel habe ich es versäumt, genauere Untersuchungen anzustellen, kann mir aber nicht denken, dass es in andrer Weise als die übrigen ausgeführt worden ist. Was aber die ornamentale Bemalung, die Gurtbogen, so wie die Bilder in den Nischen betrifft, so liegen entscheidende Beweise dafür vor, dass sie auf den trocknen Bewurf ausgeführt sind. Dahin gehört zunächst die schlechte Erhaltung der Farbe in den meisten Theilen, welche nicht etwa die Folge von Beschmutzung oder Beschädigung, sondern von Verwitterung ist, während der Bewurf an denselben Stellen noch unversehrt und glatt sich erhalten hat. Auch können theilweise die Farben jetzt noch so weggewaschen werden, dass unter denselben entweder der weisse Mauerbewurf oder geringe Reste einer andern Farbe, besonders die gelben Umrisse, mit denen das Ganze zuerst aufgezeichnet worden ist, zum Vorscheine kommen. Bei eigentlichen Malereien a fresco [2] wäre Beides nicht möglich, indem

1) *Wiegmann*, a. a. Orte, Seite 35 und 44.

2) Solchen natürlich, bei denen nicht etwa durch das Trocknen des

in diesen gerade das gleichzeitige Trocknen von Mauerbewurf und Malerei eine unzertrennliche Verbindung Beider bewerkstelligt, und auch später noch die Einwirkung des Sauerstoffs und die Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft fortwährend einen analogen chemischen Prozess unterhält, welcher nur immer mehr auf dasselbe Resultat, die Unzertrennlichkeit der Farbe von ihrer Grundlage, hinwirkt. Noch andre Gründe beweisen, dass die Farbe auf den trocknen Bewurf aufgetragen ist: Bricht man ein Stückchen des letztern durch, so zeigt sich zuweilen an der Stelle des Bruches eine 1 bis 2 Linien tief hineingehende, jedoch niemals breite Ader, ausgefüllt mit der Farbe der Oberfläche — augenscheinlich davon herrührend, dass hier die Farbe in Risse des Anwurfes hineindrang, welche nur durch das Bersten desselben beim vorhergehenden Trocknen entstanden sein konnten.

Nichts destoweniger glaube ich, dass wir in Einzelnem eine gewisse chemische Wirkung der Freskotechnik erkennen dürfen. Ich erwähnte vorher, dass beim Wegwaschen der Farbe zuweilen eine andre Farbe (die rothe der Abtheilungsstreifen und drgl.), besonders aber die gelben Umrisse zum Vorschein kommen. Diese sind dann meist unauslöschlich. Etwas mag hierzu der Farbenstoff selber beitragen: ich glaube aber, es liegt der Grund davon auch theilweise darin, dass diese Constructionen und Umrisszeichnungen schon begonnen wurden, ehe der Bewurf noch ganz getrocknet war.

Im Uebrigen ist die hier angewandte Technik folgende: Alle Darstellungen sind zuerst mit kräftigen, festen Umrissen aufgezeichnet worden; diese sind meist von gelber Farbe. In den Figurenbildern sind dann noch mit einer dunklen Farbe Correcturen hineingezeichnet, wie dies z. B. bei dem

---

Bewurfes vor Vollendung der Malerei das Wesen der betreffenden Technik verfehlt worden ist.

Kopfe in der östlichen Nische des südlichen Querschiffes der Fall ist. — In den Ornamenten sind die Kreislinien und Constructionen immer ganz fertig gezeichnet, auch dort, wo sie sich in freigeschwungene Arabeskenlinien auflösen, oder wo andre Kreise, Bänder u. s. w. sich deckend über sie legen. Etwas Aehnliches erkennt man an den Figurenbildern, zumal in der westlichen Halbkuppel: auch hier ist nämlich die Aufzeichnung der Umrisse an einzelnen Stellen in solcher Weise geschehen, dass die Körpertheile, Gewandfalten u. s. w. auch dort ganz gezeichnet sind, wo sie durch andre vor ihnen liegende Gegenstände verdeckt werden: hierdurch wird natürlich ihre Form, wo sie wieder sichtbar sind, richtiger, als dies sonst der Fall sein würde. Die Aufzeichnung der Ornamente ist, wo sie nicht mathematische Linien (gerade und Kreise) sind, frei, ohne Schablone geschehen: die Stellen, wo dieselben Formen in einem Ornamente wiederkehren, beweisen das: sie weichen immer wieder etwas in den Umrissen ab.

Es scheint an manchen Stellen, besonders der Ornamente, als wären jene gelben Umrisse stets sichtbar gewesen, und nur immer zwischen sie die andern Farben aufgetragen worden. Das wäre nun nichts weniger als schön. Es liegen aber auch diejenigen Contouren und Hülfslinien, welche gar nicht sichtbar sein durften, gegenwärtig zum Theil in derselben Weise bloss. So hatte z. B. in der erwähnten östlichen Nische des südlichen Kreuzarmes der Zeichner mit einem solchen gelben von oben bis unten durchgehenden Striche sich die Mitte der Nische angegeben, um die Figur richtig hineinzustellen: dieser Strich ist gegenwärtig ganz sichtbar. Ebenso verhält es sich mit den Kreisbändern: wo dieselben von andern Theilen bedeckt sind, liegen doch ihre gelben Umrisse innerhalb der andern Farbe fast immer offen. Ueberdies erkennt man noch an einzelnen Theilen, z. B. an dem Ornamente in der Laibung des nördlichen Rundfensters

deutlich, dass die von den Umrissen umschlossenen Farben auch jene selber deckten [1]). Die Natur des für diese Umrisse angewandten Ochers hat die Wirkung herbeigeführt, dass die über sie aufgetragenen Farben nicht auf ihnen hafteten [2]).

Für uns ist dieser Punkt, und darum habe ich ihn ausführlicher besprochen, insofern von Wichtigkeit, als einerseits die Gesammtwirkung der ganzen Farbenornamentierung mit sichtbaren gelben Umrissen eine zerrissene und widerwärtige, ohne dieselben aber eine vollkommen harmonische ist — Beides habe ich auf dem Papiere versucht — andrerseits aber auch der Formencharakter der Ornamente grösstentheils ein bedeutend verschiedener wird, je nachdem man dass Eine oder das Andre annimmt. Denn da jene Umrisse von beträchtlicher Breite sind, erscheinen, wenn wir sie als sichtbar annehmen, jene dürr und mager, wenn wir ihre Breite aber, wie das wirklich der Fall war, hinzurechnen, voll und rund. Ueberdies kommt viel darauf an, einzusehen, dass wie im Allgemeinen, so auch im Einzelnen der gegenwärtige Zustand jener Werke ohne die genaueste Untersuchung sehr leicht zu falschen Urtheilen verleitet.

Die Köpfe, Hände u. s. w. scheinen meist gelb untermalt worden zu sein. Einzelne besser erhaltene in der westlichen Halbkuppel, z. B. der des einen Taubenhändlers, zeigen deutlich, dass dieselben nicht etwa bloss colorierte Umriss-

1) Dort Reste des Blau und des Grün auf allen Umrissen, während gleich daneben gelbe Hülfslinien, Kreise u. s. w. aus dem Grunde, von dem sie gedeckt sein sollten, deutlich hervortreten.

2) Beweise hierfür liefern einige gelb untermalte Gesichter und Hände, auf denen alle Zeichnung und Farbe verschwunden ist, z. B. die beiden auf den untern Theilen des östlichen Gurtbogens, ebenso im Kapitelsaale zu Brauweiler der Christuskopf. Auch auf den gelben Bandstreifen, welche die einzelnen an einander stossenden Kreisbänder verbinden, sind an vielen Stellen die darüber gezogenen schwarzen Striche verschwunden.

zeichnungen, sondern wirklich ganz und zwar in der Art ausgeführt waren, dass was sonst noch Starres und Rohes war, hier bedeutend belebt und gemildert erscheint. Ebenso sieht man an einigen Gewändern, z. B. dem der Christusgestalt, dass über der Farbe die Falten u. s. w. in ausgeführter Schattenzeichnung dargestellt waren. Deutlich sieht man das noch bei dem Bilde des Samson und der Frau des Hiob in Brauweiler. In den meisten Theilen sind freilich, weil die obere Farbe fast ganz verschwunden ist, nur die viel dürreren und starreren Umrisse noch zu sehen.

Die Farben

waren alle, wie es scheint, als vollkommen deckende angewandt. Daraus ergab sich der Umstand, dass die früher aufgezeichneten und corrigierten Umrisse beim Auftragen der Farbe selbst nöthigenfalls nochmals verbessert werden konnten, wie man das auch deutlich noch hie und da erkennen kann.

Die angewandten Farbstoffe, welche man jetzt alle nur noch in kleinsten Theilen so vorfindet, wie sie einst erschienen, sind ein etwas dunkler, aber sehr brillanter Ocher, Indisch-Roth, (cap. mort.) sehr schön, dann ein äusserst reines Blau, vielleicht Smalte oder sonst ein Kupferblau, Grünspan und noch einige andre weniger häufig gebrauchte. Meistens, zumal in den Ornamenten, sind diese Farbstoffe ganz rein und ungebrochen angewandt.

Die Anordnung der Farben ist im Ganzen ungefähr folgende: Breite Bänder aus parallel neben einander laufenden Streifen verschiedener Farben, besonders Roth, Blau, Gelb und Schwarz, begleitend die Kanten der an einander stossenden Mauer- und Gewölbflächen, umfassen und begrenzen die einzelnen Felder. (Man vergleiche z. B. das Bild der Halbkuppel auf Tafel V). Auch die Fenster sind in dieser Weise von Bändern umfasst. Die Gewölbfelder enthalten dann die verschiedenen Darstellungen meist auf b l a u e m Grunde (so z. B. beide Halbkuppeln). Die Felder, welche,

wie es scheint, nicht mit Gemälden verziert waren, z. B. die schmalen Kreuzgewölbkappen der beiden Querschiffe, hatten grünen Grund. In den Gemälden selbst waren, wie es scheint, zwar kräftige, aber nur wenige Farben angewandt. Die reichste Mannichfaltigkeit, die lebendigste Abwechslung derselben entfaltete sich dagegen in den Ornamenten (M. vrgl. die Zeichnungen Tafel IV.). Bandstreifen; schwarz, roth und goldgelb, umfassten die Kanten aller Gurtbogen; innerhalb derselben blaue Kreisbänder mit grünem Grunde, grüne Kreisbänder mit blauer Füllung, die Kreisbänder immer doppelt: in dem äussern, grössern die ganze Stärke der Farbe, im innern, kleinern eine mit Weiss gebrochene lichtere Mischung, von welcher die entgegengesetzte, wiedrum in ganzer Stärke aufgetragene Farbe des Grundes um so kräftiger sich absetzte; innerhalb dieses Grundes dann und neben den Kreisen, aus den letztern sich entwickelnd, wieder anders gefärbte freie Ornamente, Blattwerk und Vögel; die übrigbleibenden Eckchen endlich als tiefste Gründe mit dunkelm Violett ausgefüllt.

Die Farbe des Blattwerks wechselt ohne alle Rücksicht auf die Natur, zwischen Grün, Blau, Roth u. s. w. Ziemlich consequent durchgeführt scheint sich das Gesetz dabei herauszustellen, dass die eine Seite desselben Blattes immer eine andre Farbe hat, als die entgegengesetzte. Dadurch ist trotz der mannichfachsten Verschlingungen meist eine grosse Klarheit erreicht. Aehnliches zeigen die Gewänder einzelner Figuren derselben Zeit, z. B. in Brauweiler: die äussere Seite vom Obergewande des Samson hellbraun, die innere violett.

Eine wichtige Frage bleibt nun noch, was wir in Bezug auf die Farbe der unterhalb des erwähnten im ganzen Innern rund herumlaufenden Abtheilungsbandes liegenden Mauertheile zu halten haben. Dass dieselben nicht etwa auch in der ursprünglichen Anordnung, wie dies gegenwärtig aus

einigen aufgedeckten Stellen geschlossen werden könnte, den blossen kahlen Anwurf gezeigt haben oder doch zeigen sollten, ist ein Schluss, den wir mit ziemlicher Sicherheit von vornherein aus der im ganzen Werke durchgeführten Weise der Farbenverzierung machen dürfen. Wir brauchen uns nur einen geringen Theil des Bauwerkes mit der ursprünglichen Pracht und Kraft der Farben in der Phantasie, oder aber besser noch auf dem Papiere zu vergegenwärtigen, so werden wir erkennen, dass über jenen untern Theilen, im Falle sie weiss gewesen, die obern Darstellungen haltlos in der Luft geschwebt hätten, vor Allem aber, dass die in allem Uebrigen so trefflich durchgeführte Harmonie des Ganzen, von der im Folgenden noch die Rede sein wird, völlig dadurch zerstört worden wäre. Es kann also wohl nur die Frage sein, ob etwa auf diesem letzten Theile des ganzen Werkes beim Tode des Gründers und der alsbald nach demselben erfolgenden Umgestaltung des Bauwerkes die Ausführung des Farbenschmucks unterbrochen und eingestellt worden ist — ein Umstand, der wenigstens nicht geradezu ausgeschlossen werden kann — oder aber, da gerade an diesen Theilen die Zerstörung der Farbe am ersten eintreten musste, ob wir in den übrigen Theilen eine Farbe finden, welche wenigstens stellenweise so ganz und gar verschwunden ist, dass sie den nackten Mauerbewurf erscheinen lässt. Und eine solche Farbe findet sich allerdings. Von den graden parallelen Bandstreifen, welche die mittlern Ornamente der Gurtbogen auf beiden Seiten einfassen, ist der äusserste schmalere von schwarzer Farbe. Diese Farbe, an manchen, zumal rauhen und bruchigen Stellen noch deutlich erhalten, ist an vielen kaum noch ein grauer Schimmer, an einzelnen aber so völlig verschwunden, dass der Mauerbewurf ganz nackt zu Tage liegt. War dies nun an Theilen möglich, welche ganz und gar keine andere Einwirkung, als die der Luft auszuhalten hatten, wie leicht

konnte es dann in den so sehr den verschiedensten Beschädigungen ausgesetzten untern Theilen der Mauer stattfinden.

Dieses Schwarz, überdies die einzige der angewandten Farben, welche stellenweise wirklich spurlos verschwunden ist, gibt uns nun sowohl für alle obern Darstellungen einen festen, bestimmten Grund, als es auch die vollkommene Harmonie des ganzen Farbenschmuckes herstellt.

Als eine weitere Bestätigung dieser Vermuthung kann hier noch ein andrer Umstand angeführt werden: sie entspricht nämlich genau der Anordnung, welche wir in der Wandmalerei der antiken Werke kennen. *Wiegmann*, a. a. O., S. 22: »In der Regel sind die Wände in drei horizontale Abtheilungen getheilt. Die unterste begreift den Sockel und ist meist die dunkelste, häufig schwarz.« Und eine gewisse, wenn auch noch so schwache und mittelbare Tradition in dieser Weise der Verzierung von der Zeit ihrer glänzendsten Blüthe her, dürfen wir doch wohl nicht mit Unrecht in der Kunst einer Zeit vermuthen, in welcher uns eine solche in den plastisch vortretenden Ornamenten oft so klar zu Tage liegt.

Ein mattes Schwarz in diesen Theilen (und als ein solches erscheint die Farbe auch in den Resten auf den Bandstreifen), würde aber auch vollkommen zu dem beabsichteten sehr dunkeln Tone des Ganzen — Blau, Grün, Roth, alle so intensiv als möglich, sind die vorherrschenden Farben, selbst das Gelb ist verhältnissmässig selten angewandt — vollkommen im Einklange gestanden haben. »Zu dem beabsichteten sehr dunkeln Tone« sage ich, weil in der architektonischen Anlage die Kleinheit und geringe Anzahl der Fenster dasselbe Streben bekundet, dessen Grund wohl in dem Umstande liegt, dass diese untere Kirche von vornherein vom Gründer als Grabkapelle geplant war.

Verhältniss des Farbenschmuckes zum Bauwerke.

Dem modernen, an nackte einfarbige Wände gewohnten Gefühle, ja selbst den Begriffen, welche auf wissenschaftlichem Wege, aus den schriftlich auf uns gekommenen Nachrichten, über diesen Punkt sich gebildet haben, ist wohl das aus der bisherigen Untersuchung sich herausstellende Resultat, jene so reiche und ausgedehnte Anwendung des Farbenschmuckes, etwas fremd und unverständlich. Sei's nun aber auch (was jedoch nicht gerade wahrscheinlich ist und z. B. schon durch den Brauweiler Kapitelsaal zum Theil widerlegt wird), sei's, dass wir die überwiegende Bedeutung desselben in diesem einzelnen Denkmale vielleicht der besondern Geschmacksrichtung des Erbauers zuzuschreiben und nicht in gleichem Masse in andern Monumenten zu vermuthen hätten, — in welcher innigen Beziehung der Farbenschmuck im Allgemeinen zum Rundbogenstile und zumal zu einzelnen Gestaltungen desselben stand, stellt sich klar zu Tage.

Betrachten wir z. B. die Rheindorfer Kirche. In der Gallerie, welche in der Höhe des obern Geschosses das Aeussere des ganzen Baues umgibt, hatte der Meister eine willkommene Gelegenheit erfasst, einen Reichthum architektonischen Detailschmuckes zu entfalten. Im Innern war an den grossen ungetheilten Gewölb- und Mauerflächen, an den massenhaften, wenig gegliederten Pfeilern und den breiten, flachen sie verbindenden Gurtbogen — Formen, die doch alle theils eine constructive, theils eine aus dieser hervorgehende ästhetische Nothwendigkeit hatten [1]) — eine eigentlich architektonische Ornamentierung fast unmöglich. Jener Sinn aber, welcher uns aus den sechs und siebenzig fast durchgängig verschiedenen Kapitellornamenten der Gallerie anschaut, konnte sich doch wahrlich nicht mit jener

1) Vergl. Seite 16 und S. 47 des Textes.

nüchternen, kahlen Gestaltung des Innern zufrieden geben, und so trat denn statt der körperlich vortretenden architektonischen Gliederung ein Ersatz derselben, jene aus demselben innern Drange und Bedürfnisse heraus bereits Jahrhunderte früher hervorgebildete Farbenausschmückung in ihr vollstes Recht.

Die Frage, welche sich uns hier noch aufwirft, kann somit nur die sein, in wiefern denn jener ganze Schmuck mit dem Bauwerke und seinen einzelnen Theilen im Einklange steht.

Was wir in dieser Beziehung aus den bisher aufgedeckten Theilen schon ziemlich ausreichend überblicken können, ist zunächst die Weise, in welcher die Wahl der einzelnen Darstellungen und dann deren Fassung und Composition den vorhandenen Räumen angepasst ist.

Dies ist ein Punkt, in welchem, so weit ich bis jetzt urtheilen kann, der Meister der Rheindorfer Malereien den etwas spätern Maler der Brauweiler Bilder übertrifft. Die Mannichfaltigkeit der zumal in der untern Kirche in Rheindorf vorhandenen Felder und Räume machte ihm die Aufgabe schwieriger, aber auch dankbarer. Bot der Brauweiler Saal nur ein paar flache Wände und die dreieckigen Felder der Kreuzgewölbe, die letztern alle von gleicher Gestalt und ohne bemerklichen Unterschied der Grösse, keines vor dem andern ausgezeichnet, so traten hier verschieden gestaltete vertikale Flächen, Nischen u. s. w., in den Wölbungen aber Halbkuppeln und verschiedenste Dimensionen der einzelnen Kreuzgewölbe hinzu.

Auch der Brauweiler Meister gruppiert in einigen Darstellungen seine Gemälde gut auf den vorhandenen Räumen.

Gut behandelt ist z. B. die Art, in welcher dort das Colossalbild des segnenden Heilandes, dem ein ganzes Gewölbdreieck zugetheilt ist, von den Darstellungen der Maria, des Johannes, der beiden Rittergestalten und Engel

in den übrigen Kappen desselben Kreuzgewölbes umgeben wird. Ebenso erhalten einige andere Bilder gerade durch die Gestalt des Raumes, auf welchem sie ausgeführt sind, eine klare Anschaulichkeit und eine wenigstens äusserliche Einheit der Composition. So tritt z. B. die hier mitgetheilte prächtige Gestalt des Samson (Tafel VI.) kräftig aus der Mitte des betreffenden Feldes als Hauptfigur vor, während sich auf den zu beiden Seiten hinabreichenden Spitzen der Gewölbkappe in den drolligsten Stellungen die theils erschlagenen, theils mit possenhafter Angst zusammenkriechenden Knirpse von Philistern gruppieren. Aehnlich ist die Anordnung in dem Bilde, welches Hiob, sein Weib und seine Freunde darstellt. Eine solche Composition, wie sie doch durch die Natur der dreieckigen Gewölbkappe gewissermassen bedingt war, konnte aber bei der Verschiedenartigkeit der Gegenstände unmöglich überall durchgeführt werden und wäre auch, in den noch übrigen neunzehn unter sich gleichen Feldern gleichmässig beibehalten, allzu gezwungen und allzu langweilig geworden. Daher sehen wir denn in manchen Bildern (z. B. in jenen räthselhaften zweier Kappen des nordöstlichen Kreuzgewölbes) ein Missverhältniss des Dargestellten zum Raume, in andern aber eine Beeinträchtigung der Darstellung selber durch den letztern, indem z. B. in manchen Feldern die Stellung der Figuren in den hinabreichenden Spitzen der Gewölbdreiecke auf die fatalste Weise gegen jene der in der Mitte dargestellten Figuren in einem rechten Winkel anläuft. Ueberdies hatten jene Brauweiler Räume, verglichen mit denen in Rheindorf, den Nachtheil, dass sie, alle in gleicher Form und Grösse neben einander liegend, eigentlich einen gleichen Massstab für alle einzelnen Darstellungen bedingten, und, da dem nicht genügt werden konnte, ein Missverhältniss grösster und sehr kleiner Figuren zeigen.

Die all dem gegenüberstehenden Vortheile, welche die

Mannichfaltigkeit der Felder in Rheindorf bot, hat der Künstler geschickt benutzt. Betrachten wir das im Einzelnen.

Was zunächst die erwähnte Höhenabtrennung der Bilder, die Entfernung derselben vom Boden angeht, so hatte diese wohl hauptsächlich den äussern Zweck, sie vor Beschädigungen zu sichern; gewiss aber lag ihr auch die Absicht zu Grunde, die dargestellten Gegenstände der Verehrung über die unten verweilenden Andächtigen herauszuheben. Mit dieser Eintheilung der Wandfläche steht nun die übrige Anordnung im genauesten Zusammenhange. So wurden z. B. auf den zwischen und neben den kleinen Nischen vortretenden schmalen Mauerstücken (m. vergl. den Grundriss, Blatt 5, 1 u. den Querdurchschnitt, Blatt 6, 1 meines Heftes) durch das rund herumlaufende Band kleine Räume abgeschnitten, welche sich zu abgesonderten Darstellungen wenig eigneten. Diese hat der Maler für die Sitze und untern Körpertheile der Evangelisten benutzt, während der Oberkörper derselben in der höher hinauf sich erweiternden Wölbung frei sich entfaltet. — In der westlichen Rundung war entsprechend den räumlichen Verhältnissen die Anordnung eine ganz andre: hier wurden (m. vergl. den Grundriss, Blatt 5, 1), weil der Treppenthüre wegen die beiden Nischen mehr nach der Mitte hin gelegt werden mussten, die Räume zwischen den Nischen zu schmal, als dass sie mit der grossen Fläche der Halbkuppelwölbung wie dort im Osten hätten in Verbindung gesetzt werden können, die entsprechenden Räume neben den Nischen aber gewannen so an Ausdehnung, dass sie zu einzelnen abgesonderten Darstellungen verwandt werden konnten. Dadurch erscheint denn hier der zweite Abtheilungsstreifen vollkommen berechtigt, über welchem sich oben in der Halbkuppel die figurenreiche Composition entfaltet, während unter demselben südlich eine zweite Figu-

rengruppe, nördlich aber über jener Treppenthüre der Engel mit dem Schwerte dargestellt ist.

Die Nischen wurden in passender Weise für statuarische Figuren, die Kappen der Kreuzgewölbe aber für andre kleinere Bilder benutzt.

Ausser diesem mehr materiellen Verhältnisse der einzelnen Darstellungen zu den betreffenden Räumen scheint aber auch noch eine mehr innerliche und geistige, gewissermassen symbolische Beziehung zwischen den Bildern und ihrer Stellung obzuwalten. Zwar genügt das bisher Erkennbare nicht, um daraus schon den geistigen Zusammenhang des ganzen Gemäldeschmuckes nachzuweisen — ein Punkt, den in Bezug auf die Ramersdorfer Malereien *Schnaase* so ausgezeichnet behandelt hat —, Einzelnes aber kann ich auch jetzt schon andeuten. Das grosse Bild der westlichen Halbkuppel, die Austreibung der Verkäufer und Geldwechsler aus dem Tempel, hat wohl nicht zufällig seine Stelle über dem (ehemaligen) Eingange, sondern enthält klar ausgesprochen die dieser Stellung verwandte Mahnung: Trittst du hier ein, so banne aus Deiner Seele, aus Deinem geistigen Tempel die Krämergedanken, die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens! Deutlicher noch ist diese symbolische Beziehung in dem Engel mit dem Schwerte: Der Wächter des Paradieses steht schirmend und drohend über der Pforte, die zur Stätte derjenigen hinaufführt, welche ihr Leben ausschliesslich dem Dienste des Herrn, der religiösen Uebung widmen. —

Sehen wir somit die malerische Ausschmückung den Formen, der Composition und dem Gedanken nach in genauer Uebereinstimmung, in inniger Verbindung mit den betreffenden Theilen des Bauwerkes, so fragt es sich nun noch, wie weit diese Harmonie auch in der Anordnung der Farbe bewahrt worden ist.

Leider vermag uns, worauf ich nicht genug hinweisen

kann, die blosse Anschauung des gegenwärtigen Zustandes hierüber gar kein Urtheil zu geben. Ich habe aber, wie ich vorhin erwähnte, Nachbildungen von Einzelnem, besonders von den Ornamenten der Gurtbogen, angefertigt. Ehe noch alle neben einander stehenden Farben auf das Papier gebracht waren, thaten das grelle Blau, Grün, Gelb geradezu dem Auge weh — die Farben prügelten sich. Ueberraschend aber war, als ich nun erst ein Stück ganz vollendet hatte, die Gesammtwirkung all dieser grellen Stoffe, der Reichthum der Formen und Farben und bei all dem lebendigsten Wechsel und all der Stärke des Gegensatzes die ruhige, wohlthuende Harmonie.

Was sich auf diese Weise beim einzelnen Theile herausstellt, dürfen wir mit vollkommener Sicherheit auch in Bezug auf die Wirkung des Ganzen annehmen: bunt und unruhig erscheint das Farbige zumeist durch den Gegensatz des Farblosen, während eine in allen Theilen consequent durchgeführte Bemalung wieder ruhig und harmonisch wird [1]. Zweifelhaft könnte nur noch sein, ob nicht etwa jene überwiegende Kraft der Farbe die Klarheit der architektonischen Formen selber beeinträchtigt habe. Diese Klarheit wurde aber durch eine hier noch zu besprechende Anordnung im vollsten Masse erhalten. So wie die reichen mittlern Verzierungen der Gurtbogen von breiten mit den Kanten der Bogen parallelen Farbenstreifen umschlossen waren, wurden auch alle Mauer- und Gewölbflächen von ähnlichen Bändern

1) Für beides liefert Beweise das von *Goury* und *Owen Jones* über die Alhambra herausgegebene Prachtwerk (Farbendruck — London 1842). Selbst die sinnverwirrenden Formen der Stalaktitengewölbe erhalten, ganz von den prächtigsten Farben bedeckt, eine wohlthuende Harmonie, und der Gesammteindruck beleidigt das Auge nur durch das auf den senkrechten Flächen zuweilen vorkommende Weiss — das Letztere vielleicht auch dort früher mit einer gegenwärtig verschwundenen Farbe gedeckt.

umfasst und dadurch von den an sie angrenzenden Feldern scharf geschieden. Vermittelst dieser Bandstreifen nun, welche z. B. auf den Gräten der Kreuzgewölbe ganz die Stelle der im spätern Stile dort körperlich vortretenden Rippen und Profilierungen vertraten, diente die Farbe, statt die Klarheit der Formen zu beeinträchtigen, erst recht eigentlich zur Hervorhebung derselben.

Verhältniss der Architektur zur Entwicklung der Malerei.

Während nun, wie wir aus dem Gesagten schliessen dürfen, die massenhaften, etwas starren und kahlen Formen des Rundbogenstiles, ohne doch an der Grossheit ihrer Gesammtwirkung etwas einzubüssen, durch die Bemalung ein reiches frisches Leben erhielten, und somit die Bedeutung der letztern wenigstens für den Eindruck jener eine sehr grosse und wichtige war, musste gleichzeitig der rückwirkende Einfluss, welchen jenes Verhältniss auf die Entwicklung der Malerei übte, ein sehr starker sein. Die durch den Charakter der architektonischen Formen bedingte ausgedehnte Anwendung der letztern musste zunächst die Ausbildung einer sichern und gewandten Technik begründen. Auch auf die Gestaltung der Gemälde selber, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, mussten die Formen des Baustiles bedeutend einwirken. Die grossen Flächen führten an und für sich schon im Gegensatze zur Darstellung einzelner Figuren auf grössere Compositionen hin. Die enge räumliche Beziehung der einzelnen Felder zu einander weckte nothwendig das Streben nach einer innigen Gedankenverbindung der verschiedenen ihnen zugetheilten Darstellungen. Für die Gestaltung des Einzelnen aber wurde ein andrer Umstand von besondrer Bedeutung: Da die Bilder, zumal auf den Gewölben, in bedeutender Entfernung angeschaut wurden, musste, um dem Auge des Beschauers dennoch die Beziehungen deutlich zu machen, der Ausdruck bedeutend ver-

schärft werden. Der Gesichtsausdruck allein konnte dabei in keiner Weise ausreichen; er hatte sogar verhältnissmässig eine untergeordnete Bedeutung: nur der Ausdruck der ganzen Figur, die dramatische Lebendigkeit der Körperbewegung konnte die beabsichtigte Wirkung hervorbringen: möglichst natürliche, verständliche, möglichst starke Bezeichnung der letztern also die Hauptsache.

Was wir in solcher Weise schon a priori folgern konnten, bestätigen denn auch die erwähnten erhaltenen Monumente vollkommen. Sie bekunden zunächst deutlich, dass sie Resultate einer umfassenden und ausgedehnten Kunstübung sind: in den Umrisszeichnungen der Rheindorfer wie der Brauweiler Malereien überrascht uns eine merkwürdige Keckheit, eine fast etwas handwerksmässige Sicherheit der Linienführung. Wie bedeutenden Einfluss ferner die räumlichen Verhältnisse auf ihre Anordnung und Composition im Ganzen wie im Einzelnen üben, ist schon früher angedeutet worden. Was aber endlich die Durchführung im Einzelnen angeht, so ist zwar jenes hauptsächlich bedingende Verhältniss, die Entfernung der Bilder vom Auge des Beschauers, zufällig bei diesen beiden erhaltenen Monumenten nur in geringerem Masse vorhanden — beide, die untere Rheindorfer Kirche und der Kapitelsaal, sind niedrig — und wir sehen demgemäss wenigstens in einigen Resten, welche die erstere zeigt, eine grössere Durcharbeitung auch des Einzelnen angestrebt: aber der theilweise durch jenes Verhältniss einmal hervorgerufene Stil macht sich dennoch in ganzem Masse geltend: eine gewisse Grossheit der Formen, zumal aber ein starker, nicht selten bizarrer Ausdruck lebendiger Bewegung. Die in den hier beigefügten Umrissen mitgetheilten Darstellungen gehören zufällig zu denjenigen, in welchen das Letztere viel weniger hervortritt als in den meisten andern: trotzdem wird man z. B. in dem aus der Tempelpforte hervorstürzenden Geldwechsler eine Begründung jenes Ausspruches nicht verkennen.

Was im Uebrigen den Stil jener beiden Werke angeht, so zeichnen sie sich durch eine in Vergleich mit den Ansichten, welche über die Kunststufe jener Zeit die am meisten verbreiteten sind, bemerkenswerthe Richtigkeit, Natürlichkeit und Wahrheit der Zeichnung aus, welche um so mehr Anerkennung verdient, weil wir in ihnen grossräumige Werke vor uns haben. In wiefern ein klarbewusstes Streben nach diesem Vorzuge schon durch die Technik bekundet wird, erkannten wir früher schon in den verschiedenen Correcturen, zumal aber bei einzelnen Resten in dem Fertigzeichnen der Gewand- und Körpertheile auch an denjenigen Stellen, wo sie einmal verdeckt sind.

In einzelnen Theilen ist die naturalistische Auffassung geradezu überraschend. So z. B. in den beiden auf dem Boden hockenden Taubenhändlern (Gemälde der westl. Halbkuppel). Noch mehr in dem Bilde des Ritters, Tafel IV. A. Im entschiedensten Gegensatze zu der mumienhaften Würde, zu dem typischen Formenschnitte ächt byzantinischer Figuren, nicht weniger aber auch im Gegensatze zu der Auffassungsweise der nachfolgenden Zeit, zumal des 14. Jahrhunderts, zeigt diese Gestalt — sie ist offenbar Porträtfigur — eine gewisse, ich möchte fast sagen moderne Nonchalance: mit dem rechten Arme stützt sie sich auf die Lehne eines Sessels, freigeneigt folgt der Oberkörper dieser Bewegung, indess die linke Hand bequem auf der vortretenden Hüfte ruht.

Aber auch im Einzelnen der Darstellungen finden wir zum Theil eine unerwartete Ausbildung. So zeigen z. B. auf dem mitgetheilten grossen Rheindorfer Bilde die Köpfe (mit Ausnahme des Christuskopfes, in welchem, vielleicht nicht ohne Absicht, noch etwas Typisches und Starres bewahrt ist), fast alle eine stark hervorgehobene Individualität, mehre sogar einen klar ausgesprochenen momentanen Ausdruck: unverkennbar ist z. B. wenn man bei gutem Lichte im Bilde genau zusieht, die Angst in dem Gesichte des

herausstürzenden Geldwechslers, der Zorn und Unmuth in dem Kopfe des hinter demselben stehenden Juden u. s. w.

Besser noch als die bis jetzt aufgedeckten Rheindorfer Malereien sind einzelne Gestalten in den Bildern des Brauweiler Kapitelsaales gelungen: man vergleiche nur die hier auf Tafel VI. und VII. beigefügten Figuren [1]). Lebendigkeit und Kraft der Bewegung zeigen andre der Brauweiler Gemälde in noch weit grösserm Masse; so z. B. das Bild, welches sich in dem Gewölbfelde gerade über der Thüre befindet. Ein Märtyrer wird von Pferden geschleift: Der Eifer in der Gestalt des Henkers, welcher nebenherlaufend mit der Geissel die beiden Thiere antreibt, die Lebendigkeit der Bewegung in den letztern selbst, von denen das eine im Laufen scheu den Kopf nach der Geissel hin umwendet, indess das andre lang gestreckt fortjagt — Alles das ist deutlich und in ziemlich richtiger Zeichnung ausgesprochen.

In jenem theilweise mit sehr glücklichem Erfolge gekrönten Streben nach Lebendigkeit und Kraft dramatischer Bewegung und zugleich nach Natürlichkeit und Wahrheit der Darstellung bilden diese uns

1) Die Gestalt auf Tafel VII. ist einer von den drei Freunden des Hiob. Ueber ihm befinden sich auf derselben Seite der Gewölbkappe die beiden andern Freunde, in der Mitte Hiob, an der andern Seite sein Weib: das Schriftband in der Hand des Letztern enthält die Worte, welche sie zu Hiob redet: Benedic domino et morere! — Von den Brauweiler Bildern werden gegenwärtig für das kölner Museum Durchzeichnungen angefertigt, von deren Genauigkeit und Zuverlässigkeit ich mich an Ort und Stelle überzeugte. Nach einer derselben, deren Benutzung zu diesem Zwecke Herr Conservator *Ramboux* mir zu gewähren die Gefälligkeit hatte, ist die mitgetheilte Zeichnung genau in verjüngten Massstab ($^1/_5$ resp. $^1/_{25}$ natürl. Grösse) übertragen. Für die Genauigkeit des »Samson« aber kann ich nicht ganz einstehen: Die Zeichnung ist nach der eines Bekannten angefertigt und soll mehr nur eine Anschauung der ganzen Figur geben.

bekannten Gemälde aus der Mitte und der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts einen entschiedenen Gegensatz zu dem Stile der nachfolgenden Periode, und in diesen einzelnen Beziehungen fällt ein Vergleich mit trefflichen Werken einer zweihundert fünfzig Jahre spätern Zeit keineswegs zu Gunsten der letztern aus. Um nur gleich ein glänzendstes zu nennen: man stelle etwa die besprochenen Darstellungen einmal in Bezug auf die erwähnten Punkte mit dem Dombilde zusammen, und bedenke dann noch gar, dass in jenen die Gestalten zum Theil lebensgross, auf diesem hingegen verhältnissmässig klein sind. Wundern mag man sich wohl, dass in einer Zeit, welche in allen andern Beziehungen die Künste zu einer hohen Blüthe förderte, wenigstens nach jenen Seiten hin die malerische Darstellung eher Rückschritte gemacht, als sich zu einer höhern Vollkommenheit entwickelt hat.

Es ist in neuester Zeit ausgesprochen worden, dass der gewaltige Umschwung, welchen im Laufe des 13. Jahrhunderts die Entwickelung der Kunst erfuhr, nicht sowol eine organische Entwicklung, als vielmehr eine gewaltsame Revolution gewesen. Zunächst bezog sich dies Wort auf die Architektur. Dass es aber nicht etwa von den architektonischen Formen gelten kann, liegt klar zu Tage: in ihnen lässt sich, wenn auch in einzelnen Gebieten der Spitzbogenstil gleich in glänzendsten Werken als fertig aufzutreten scheint, doch im Ganzen der kunstgeschichtlichen Entwicklung vom reinsten Rundbogenbau bis zur vollendeten Blüthe des Spitzbogenstiles jene Umwandlung durch alle Mittelglieder hindurch als eine organisch und consequent fortschreitende ziemlich ausreichend nachweisen. Der Geist aber, welcher sich in jenen Formen ausspricht, hatte schon vorher eine Umwandlung erfahren, so durchgreifend und gewaltig, dass wir sie fast eine Revolution nennen dürfen. Eben in dieser veränderten Geistesrichtung haben wir denn auch gewiss zu-

nächst und am meisten den Grund und die Erklärung jenes entschiedenen Gegensatzes zu erblicken, welcher uns in der Malerei beider Perioden auffällt.

Entsprach jene Malerei der sogenannten romanischen Zeit ziemlich genau dem gleichzeitigen Baustile, indem eben beide in den grössern Formen meist eine derbe, kräftige, gesunde Natürlichkeit zur Schau tragen, beide auf das Grosse der Gesammtwirkung ausgehen und sich weniger auf feine Durcharbeitung einzelner Theile einlassen, so erkennen wir eine solche Verwandtschaft in gewissem Sinne auch in jener spätern Kunstepoche. Wir sehen in beiden Künsten einen grossen Fleiss, eine liebevolle Sorgfalt auf die Durchbildung des Einzelnen verwandt, und zwar nicht selten, wie in der Malerei so auch in der Architektur, auf Kosten der Klarheit und Anschaulichkeit des Ganzen, wir erkennen endlich, was für uns hier am wichtigsten ist, in Beiden denselben dem Irdischen, Stofflichen entfremdeten Geist.

Aber gerade in der Weise, in welcher dies Letztere sich offenbart, zeigen beide Künste auch eine innerste Grundverschiedenheit ihres Wesens. Musste die Baukunst, um sich, so weit es anging, über die Materie, das Irdische zu erheben, aufs allertiefste und feinste gerade die Fordrungen der Materie, die Bedingungen des statischen Gleichgewichtes und die Eigenschaften des Stoffes zu erforschen und ihnen zu entsprechen streben, konnte sie die Materie nur in einer allmählichen und organischen Entwicklung innerhalb der eigenen Gesetze derselben und durch diese bewältigen und vergeistigen, so mochte dem gegenüber in der freiern, willkürlichern Kunst des Malers rasch und ungehindert jener Spiritualismus schrankenlos sich entfalten.

Steinwölbungen, wie sehr sie auch immer die irdische Schwere zu verläugnen streben mochten, mussten doch, um zu stehen, tragende Säulen und Pfeiler unter sich, mussten Streben zur Seite haben: so ein heiliger Dreikönig

aber fiel auf der Tafel nicht um, wenn er auch gar so verschrobene Spinnenbeine hatte,

So geschah es denn, dass bald eine ich möchte sagen bewusste Sorglosigkeit, eine Missachtung und fast absichtliche Vernachlässigung der Körperformen zu Gunsten des geistigen Ausdrucks sich geltend machte, welcher letztere dann fast ausschliesslich im Gesichte sich aussprach.

Einen scheinbaren Gegensatz zu dieser Missachtung des Irdischen, Natürlichen, wie sie sich in der Behandlung der Menschengestalt kund gibt, bildet die gleichzeitig unleugbar fortschreitende Annäherung an Naturwahrheit, welche uns im Blattwerk der architektonischen Ornamente hervortritt. Man vergleiche nur etwa einmal die Consolen, welche an den Pfeilern des Kölner Domchores die Heiligenstatuen tragen — obwol diese noch lange nicht die Spitze jener Richtung bezeichnen — mit der ganzen Reihe der Rheindorfer Galleriekapitelle: dort theilweise eine überraschende Wahrheit, eine individuelle Bezeichnung des Blattwerkes, hier durchweg Formen, deren keine einzige wirklich in der Natur da ist. Nicht einem Mangel der Darstellungskraft haben wir das zuzuschreiben: wir sehen ganz dasselbe vereint mit der geschicktesten Führung des Meissels auch noch dort, wo, wie z. B. an den Portalen der Kirchen von Andernach (dem südlichen) und Laach, in der Darstellung der dem Ornamente eingeflochtenen Thiere sich eine treffliche Beherrschung der Form kundgibt. Das Blatt soll in jenen frühern architektonischen Verzierungen kein wirkliches Blatt sein, es ist vielmehr gewissermassen nur eine spielende Umdeutung andrer freigeschwungener Ornamentlinien. Ganz dasselbe spricht sich in den aufgemalten Verzierungen aus. Auch hier nur ein gewisser symbolischer Blattschmuck: Das Blatt gibt sich nicht als natürliches, nicht in der Form — sie ist ungefähr dieselbe, welche beim ausgemeisselten Ornamente vorkommt — eben

so wenig aber in der Farbe: neben dem wirklichen Grün, das indess auch kein Pflanzengrün ist, finden wir eben so oft reines Blau, reines Roth. Ist es dort die Freude an der schönen Linie, so ist es hier die Freude an der frischen, schönen Farbe selber, die sich wie einst bei der Anmalung antiker Sculpturen ohne weitere Rücksicht auf die Natur geltend macht[1]). Wie bei der Antike? Sans comparaison: es ist doch einiger Unterschied zwischen dem bunten Farbenspiel eines als blosse Arabeskenlinie auftretenden Blattwerks und zinnoberbestrichenen Menschengesichtern, blau oder gelb und grün bepinselten Pferden — doch das nur beiläufig.

Jene mehr nur symbolische Bezeichnung des ornam ntalen Blattwerkes wird also, wie gesagt, später von einer andern Weise verdrängt, welche sich eng an die wirklichen und natürlichen Formen anschliesst, und zwar zur selben Zeit, in welcher die Malerei in der Darstellung der Menschengestalt vom Wirklichen, Natürlichen entschieden sich abwendet. Weit entfernt aber, mit einander im Widerspruche zu stehn, möchte vielmehr das Eine wie das Andre aufs engste mit dem vorherrschenden Gemüthsleben zusammenhängen: gerade das liebevolle Eingehen auf die Formen der Pflanzenwelt scheint mir recht sehr dem Letztern zu entsprechen.

Müssen wir nun aber neben einem solchen entferntern geistigen Grunde der in Rede stehenden Erscheinung in weit grösserm Masse die Einwirkung der architektonischen Gesammtformen auf den Charakter des Ornamentes in An-

1) Auch in den aufgemalten Ornamenten zeigt sich später jene Annäherung an Naturwahrheit: so in Ramersdorf in zwei Blätterkränzen, von welchen der eine die Seitenwand einer kleinen Nische, der andere die Laibung eines Fensters schmückte, und in den Blättern, welche auf einige im Stein völlig schmucklose Kapitelle und Consolen aufgemalt waren.

schlag bringen, so hat doch auch jene Umwandlung des Stiles der Malerei, die wir vorhin nur auf die veränderte Geistesrichtung zurückführten, bis zu einem gewissen Grade ihren Grund in dieser durchgreifenden Umwandlung der architektonischen Formen.

Wir erkannten früher, wie sehr der Rundbogenstil geeignet war, eine bedeutende Blüthe der Malerei hervorzurufen und zu fördern. Der Spitzbogenstil trat gleich bei seinem Aufblühen in ein ähnliches Verhältniss zur Sculptur, daher wir diese alsbald in trefflichster Entwicklung erblicken [1]).

Es ist aber nicht schwer, einzusehn, dass jenes Verhältniss der Architektur zur Malerei gleichzeitig im Allgemeinen sich auflösen, in einzelnen Beziehungen aber, in welchen es noch blieb, fast in entgegengesetzter Weise einwirken musste. Betrachten wir etwa den Kölner Dom. Die Gewölbe sind so hoch und verhältnissmässig so klein, dass von Gemälden auf denselben kaum mehr die Rede sein kann; Wände sind fast gar keine da: die dreieckigen Felder, welche im Mittelschiffe über den Bogen noch übrig blieben, gestatteten nur die Darstellung einzelner Figuren, und die neu hinzutretenden Räume an den Brüstungsmauern des Chores waren ihrem Wesen nach und im Verhältnisse zu den Dimensionen des ganzen Baues weit mehr tafelartig, als eigentliche Wandfelder. Diejenigen Theile aber, welche nun für die malerische Darstellung am Bauwerke selbst die wichtigsten wurden, die gewaltigen Glasfenster, veranlassten, abgesehen auch von den Schwierigkei-

1) Gerade aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch zumeist der so sehr verschiedene Grad der Ausbildung, in welchem wir Malerei und Sculptur schon zu Ende des 13., zumal aber zu Anfang des 14. Jahrhunderts sehen, während um die Mitte des 12. Jahrhunderts noch gerade umgekehrt die Malerei auf der höhern Stufe zu stehen scheint.

ten und bestimmten Grenzen, welche hier die Technik allein schon dem Künstler entgegenstellte, mit Nothwendigkeit durch ihre räumlichen Formen und Verhältnisse eine mehr statuarische Fassung des Dargestellten.

Die Wandmalerei also hörte, so darf man wol sagen, auf; nicht plötzlich und mit Einem Male — es blieben ja gewiss noch Bauwerke der vorhergehenden Periode mit malerischem Schmucke zu zieren, andre schadhaft gewordene Bemalungen zu erneuern: ich erinnere nur an Ramersdorf, auch einzelne Werke des neuen Stiles gewährten ihr noch günstige Räume; — aber die ausgedehnte Anwendung, welche sie in der frühern Zeit gefunden, war vorüber, mit ihr jener eigenthümliche Charakter der Wandmalerei.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich zur Zeit, da sich die ganze Begeisterung und künstlerische Thätigkeit dem neu aufblühenden Baustile zuwandte, zumal am Schlusse des 13. Jahrhunderts, überhaupt ein gewisses Stocken des frühern regen Kunstbetriebes in der Malerei vermuthe. In Italien, wo der neue Stil wenig Interesse fand, erblühte gleichzeitig rascher die Malerei, in der dies Land doch noch kurz vorher hinter Deutschland zurückgestanden hatte. Auch in Deutschland blühte sie dann wieder auf, aber entsprechend der veränderten Geistesrichtung der Zeit, die sich nun auch eine andre, mehr ihr gemässe Weise der Darstellung wählte, nicht wieder als Wandmalerei, sondern als Tafelmalerei.

Im Gegensatze zu dem, was früher die weiten dem Auge entfernten Flächen theils bedingt, theils wenigstens gefördert hatten, machte in ihr meist statt der derben kräftigen Umrisse eine feine, weiche Ausführung der Farbe, statt des heftigen leidenschaftlichen Ausdruckes der ganzen Gestalten ein innigerer, geistigerer des Gesichtes, statt der lebendigen, dramatisch bewegten Composition eine ruhige

Zusammenstellung fast nur durch Gemüthsbeziehungen verbundener Gestalten sich geltend.

Noch ein Punkt bleibt uns hier zu erwähnen: die spätere Entwicklung der ornamentalen Bemalung. Hervorgegangen aus dem Bestreben, den Mangel plastisch vortretender Ornamentierung möglichst zu verdecken, musste sie ihre Bedeutung in eben dem Maasse verlieren, in welchem eine solche aus den Formen des neuen Stiles organisch sich entwickelte. Aufgegeben indess wurde sie darum noch nicht — war doch der Sinn jener Zeit so sehr mit dem Farbigen befreundet, dass sogar ihre bedeutendsten Sculpturwerke, manche ihrer schönsten Heiligenstatuen, ganz und gar wie Wachsfiguren von oben bis unten bemalt erscheinen — aber die Farbe erhielt eine andre Bedeutung, sie stellte nicht mehr selbst zugleich die Formen dar, sondern schloss sich, untergeordnet, den plastisch vorhandenen Formen an: auf der Höhe germanischer Kunst, wie einst in der hellenischen, dient die Bemalung nicht mehr zum Ersatz eines fehlenden, sondern zur lebhafteren Hervorhebung eines organisch aus den architektonischen Grundformen hervorgebildeten Detailschmuckes.

Düsseldorf, im März 1847.

Andreas Simons.

8. Beiträge zur chronologiſchen Beſtimmung der ältern Gebäude Cölns bis zum XI. Jahrhundert.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Geschichte der Baukunst in Deutschland, wenigstens in der Mehrzahl der Schriften, welche hierüber veröffentlicht wurden, bisher noch an der grössten Verwirrniss leidet, indem selbst bei einigen der namhaftesten Gebäude die Angaben über ihre Erbauungszeit um viele Jahrhunderte von einander abweichen. Namentlich gilt dieses von den romanischen Kirchen des Niederrheins, und hier wieder besonders von denen der Stadt Cöln, welcher nicht nur des weltberühmten Domes, sondern auch ihrer übrigen Kirchen wegen, in dieser Beziehung wohl unzweifelhaft der erste Rang unter allen Städten Deutschlands gebührt. Die Bestimmung der Reihenfolge der ältern Gebäude Cölns ist deshalb für die gesammte Baugeschichte Deutschlands von höchster Wichtigkeit, und es sei deshalb erlaubt, im Folgenden einige Beiträge hierzu zu geben.

Den Vorzug, dass die mittelalterliche Architektur hier unmittelbar auf der römischen fusst, dürfte in Deutschland nur noch Trier mit ihr theilen; in anderen Städten werden die Beweise in noch vorhandenen Monumenten fehlen; nicht als ob römische Monumente anderer Art überhaupt mangelten, während doch die Rhein- und Donauländer zahlreiche Beweise vom Gegentheil liefern: aber der unmittelbare Einfluss römischer Kunst auf die römisch-christliche fehlt anderwärts entweder ganz oder besteht doch nur in sehr unbedeutenden Beispielen.

Was die römischen Monumente betrifft, so kann Cöln

allerdings mit den mächtigen Resten der Herrlichkeit der einstmaligen Residenz der Kaiser in jener Hauptstadt des Nordens nicht annähernd den Wettstreit erheben; denn was bedeuten ein grosses Stadtthor (die seit 1825 abgebrochene Pfaffenpforte, deren erhaltene Bogensteine noch immer im Wallrafianum einer neuen Aufrichtung vergeblich entgegenharren) und zwei Mauerthürme nebst einigen andern Resten der alten Stadtmauer, gegen die riesenhaften Trümmer der alten Treviris, welche ihres Gleichen diesseit der Alpen nirgend finden, jenseit derselben aber erst innerhalb der Mauer der ewigen Roma.

Auch einen in seinen wesentlichen Theilen noch erhaltenen altchristlichen Bau, d. h. einen solchen, der noch mit völlig römischer Technik ausgeführt wurde, finden wir in Cöln nicht mehr, wie Trier sich eines solchen in den ältern Theilen seines Domes mit Recht rühmt; doch ist hier der Ort nicht um die Frage näher zu erörtern, ob der ältere, in Form eines griechischen Kreuzes erbaute Theil dieses Domes noch wirklich den Zeiten der Römerherrschaft angehört, oder ob er etwa, laut dem Zeugnisse des Venantius Fortunatus (III. poem. 9), vom Bischofe Nicetius im VI. Jahrhunderte erneuert wurde.

Die hohe Bedeutsamkeit, welcher Cöln zu jener Zeit sich bereits erfreute, als das Christenthum im römischen Reiche zur Herrschaft gelangte, lässt jedoch von vorne herein erwarten, dass die Hauptstadt der Germania secunda, welche sich eben dieses Vorzugs wegen später eines mächtigen Metropolitansitzes erfreute, nicht ohne kirchliche Gebäude verblieben sein werde; dass diese aber nicht ohne Glanz gewesen sind, ergibt die Nachricht wenn auch nicht ganz gleichzeitiger, doch solcher Schriftsteller, welche in den ersten Zeiten der fränkischen Herrschaft lebten, wo römische Sitte und römische Kunst noch fast ausschliesslich in den ehemals römischen Municipien herrschten. So

rühmt im VI. Jahrhundert der schon genannte Venantius in einem Lobgedichte auf den Bischof von Cöln, Caraeternus (Carentinus oder Charenternus): „*Aurea templa novas specioso fulta decore,*“ was dann durch Gregor v. Tours (de glor. martyrum I. 62) an einer der berühmtesten Cölner Kirchen, der des heil. Gereon, dahin näher bestimmt wird: *Et quia admirabili opere ex musivo quodammodo deaurata resplendet, Sanctos Aureos ipsam basilicam incolae vocitare voluerunt.*

Wir lassen es hier dahingestellt sein, ob jene Kirchen im Wesentlichen noch der Zeit der ersten Einführung des Christenthums im IV. Jahrhundert angehörten, oder ob jene von Alters her des ersten Ranges nächst der Domkirche sich rühmende Kirche des Lokal-Märtyrers S. Gereon zu jenen gehörte, welche der Zeitgenosse des Venantius Fortunatus gleich dem von ihm gleichfalls gepriesenen Bischofe von Trier in gewiss umfangreicher Weise nach den Verheerungen erneuert hatte, welche den Sturz des römischen Reiches und die Begründung einer neuen Ordnung der Dinge durch die Franken nothwendig begleiteten. Sicherlich war der an dieser Kirche gerühmte Schmuck der Mosaiken mit vorherrschendem Goldgrunde, wie ihn jener Beiname fordert, beiden Perioden angemessen und würde, wenn dem VI. Jahrhundert angehörig, nur beweisen, dass diese spätere Periode genau den ältern Vorbildern sich angeschlossen hätte.

Die unter den übrigen Cölner Kirchen so auffällige Kuppelform des Schiffes von S. Gereon, welches an die Stelle der ältern Kirche im XII. Jahrhundert erbaut wurde, erneuert nur in der der damals üblichen Bauweise die ältere Grundform der Kirche, welche laut eines weiter unten anzuführenden Beweises noch im XI. Jahrhundert allein in einem Rundbau bestand. Solche von der sonst herrschenden Basilikenform abweichende kirchliche Anlagen können,

wenn sie sich namentlich bei einigermassen bedeutenden Gebäuden vorfinden, meistens auf einen sehr alten Ursprung zurückgeführt werden, in eine Zeit, wo, wie eben in der altchristlichen, noch nicht ein durchgehender Typus sich ausgebildet hatte, der, wie in der lateinischen Kirche die Basilikenform, in der byzantinischen der Centralbau mit der Kuppel, fast allein herrschend blieb. In der ersten Zeit der Ausbreitung des Christenthums bemächtigte man sich der mannichfaltigsten Grundformen, welche die spätrömische Kunst reichlich hervorgebracht hatte, und wendete sie in mannichfachster Weise in den verschiedenen Gegenden an, wo sie bereits Wurzel geschlagen hatten, bis sie endlich durch jene beiden Hauptkirchenformen fast durchgehend verdrängt wurden [1]).

Jene Rundform von S. Gereon aber deutet nun darauf hin, dass sie einheimischen Ursprungs sei, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch diese ältere Kirche von Kapellen, welche vielleicht nischenartig in der Mauerdicke angebracht waren, in ähnlicher Weise umgeben war, wie noch der gegenwärtige Kuppelbau dieselbe Anlage zeigt; auch die in ihrem untern Theile wahrscheinlich noch aus der Zeit des heil. Bonifacius herrührende achteckige Kapelle auf dem Marienberge bei Würzburg zeigt ganz ähnliche halbkreisförmige Nischen, welche auffällig an römische Thermenanlagen erinnern. Dass jener mit Mosaiken auf Goldgrund geschmückte Kuppelbau von S. Gereon auch noch durch den Schmuck von Säulen, zum Theil von seltener Schönheit, ausgezeichnet war, ersehen wir zum Theil aus urkundlichen Zeugnissen, zum Theil sind sogar noch Reste davon vorhanden; ungewiss aber muss es bleiben, ob sie im Innern oder am Aeussern der Kirche

1) S. des Verfassers Werk über Ravenna, wo S. 29 seq. dieser Gegenstand weiter ausgeführt ist.

angebracht waren, ob sie etwa die mittlere Kuppel stützten, oder ob sie einen mit der Kirche verbundenen Portikus schmückten. Der Untergang des ursprünglichen Gebäudes lässt solche Detailfragen unerörtert. Nur berichtet uns noch Gregor von Tours, dass in der Mitte der Kuppel sich ein Brunnen befand, in welchen die Körper der Märtyrer geworfen waren[1]).

Von den übrigen altchristlichen Gebäuden Cölns fehlen uns alle nähern Nachrichten. Wollen wir uns also von den damals herrschenden Bauformen unterrichten, so müssen wir dasjenige näher ins Auge fassen, was sich von ältern Monumenten Cölns überhaupt erhalten hat.

Da sind es denn nun vorzugsweise einige Reste der ehemaligen Stadtbefestigung, welche eine nähere Betrachtung verdienen. Das schon oben genannte Thor in der nördlichen Stadtmauer, bis 1825 an ursprünglicher Stelle westlich von der Hauptfronte des Domes gegen S. Andreas hin unter dem Namen Pfaffenpforte wohl erhalten, dann aber ohne alle Rücksicht auf sein Alterthum und ohne allen äussern Grund vandalisch abgebrochen, zeigte einen mit einfacher Archivolte umgebenen Rundbogen über Pfeilern mit eben so einfachen Kämpfern, alles in guter, römischer Weise, aber auch ohne irgend hervortretende besondere Eigenthümlichkeit, wenn man nicht etwa eine gewisse Magerkeit der Profile dafür nehmen will. Auch lässt sich eine besondere Tradition hiervon in spätern Monumenten nicht gerade nachweisen.

Anders ist es mit einem der noch vorhandenen Mauerthürme, der die Nordwestecke der alten Stadtmauer (der einzigen vorhandenen bis zum XII. und XIII. Jahrhundert

---

1) Greg. Tur de glor. mart. 62. Vergl. des Verf. Ravenna S. 41. Die Beweisstellen für S. Gereon sind gesammelt bei Boisserée, Denkm. der Bauk. am Niederrhein. II. Aufl. S. 23 seq.

hin) flankiert, und der von dem später angelegten Nonnenkloster den Beinamen des S. Clarenthurmes erhielt. Zwar hat man auch vor etwa 12 Jahren einen andern Rundbau auf den alten Mauerstumpf aufgesetzt, der ihm nicht gerade zur Zierde gereicht und ihn neuerlich so eng zwischen andern Façaden eingeklemmt, dass man sich seiner nicht mehr als einer malerischen Zierde erfreuen kann wie zu jener Zeit, wo er nur den äussersten Vorsprung der Terrassen-Mauer des ehemaligen Klostergartens bildete, doch ist er noch immer in seinen wesentlichen Theilen vorhanden. Hier zeigt sich nun die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, dass das aus nicht grossen quadratischen Steinen erbaute Mauerwerk durch breite Streifen von ganz andrer Bauweise durchzogen wird, welche wieder in verschiedenartige kleinere Streifen getheilt sind, die, in verschiedenfarbigen weissen oder schwarzen Basaltsteinen gehalten, gegen die grössere Mauermasse durch ihre besondere Farbe und Structur abstechen. Zum Theil zeigen sie aber auch ein rautenförmiges Muster in jenen Farben, oder auch zwischen ihnen und über sie hinaustretend einzelne scheinbare Rund- und Flachbögen oder auch Giebelspitzen, alles in jenen wechselnden farbigen Steinen und rothen Ziegeln ausgeführt; ja selbst rohgebildete Tempelfaçaden in wechselnder Steinfarbe sind zur Decoration benutzt worden.

Einen solchen Wechsel verschiedenfarbigen Materials finden wir allerdings schon in den letzten Römerzeiten angewendet, und namentlich ward der Wechsel von einer oder mehrern Ziegelschichten zwischen den an der Aussenseite regelrechten Steinlagen schon aus constructiven Gründen sehr beliebt, um das im Innern nur aus Gusswerk bestehende, im Aeussern aber aus Steinen von nur mässiger Grösse gebildete Mauerwerk besser zu verbinden. Bald aber sollte diese Constructionsweise auch als Schmuck des Aeussern der Gebäude dienen, wie wir es an dem oben beschrie-

benen Thurme erkennen. Aehnlichen Schmuck nun hat man auch an den Mauern und Thürmen anderer römischer Städte in Gallien vorgefunden, doch nirgend in solcher auffälligen Pracht, wie gerade an unserm Thurme und den Resten einiger anderen, welche gleichfalls zu jener alten Befestigung gehören. Wenn nun schon durch Hrn. *v. Caumont* mit möglichster Gründlichkeit nachgewiesen ist [1]), dass keiner der zahlreichen Mauerreste der ehemaligen gallischen Städte älter ist als das Ende des III. oder der Anfang des IV. Jahrhunderts, dass ein grosser Theil derselben erst noch später erbaut wurde (in Tours nachweislich am Ende des IV. Jahrhunderts), um der immer drohenderen Gefahr durch die einbrechenden deutschen Völkerschaften entgegen zu wirken, so ist die Vermuthung französischer Gelehrten, dass die Mauerthürme von Cöln, als bei welchen die Ausschmückung der Mauern eine von der übrigen sehr verschiedene Richtung genommen hat, etwa erst zür Zeit der Merovinger erbaut sein möchten, also etwa in derselben Zeit, in welcher Justinian den Orient nicht nur mit Kirchen, sondern auch die Grenzen seines Reichs mit neuen Festungen erfüllte, nicht so ganz unannehmlich. Unwahrscheinlich erscheint es daher nicht, dass zu derselben Zeit, wo der Bischof seine Kirchen wieder herstellte, auch der König die Mauern der Stadt erneuert haben möchte. Da nun aber kein datierter Rest jener Zeit vorhanden ist, der uns zur Vergleichung der Technik und Kunstweise dienen könnte, so müssen wir uns mit dem Resultate begnügen, dass in der letzten Römer- oder doch in der ersten Merovinger-Zeit eine Bauweise beliebt war, welche sich in der Decoration der Mauern durch verschieden gefärbte Steinlagen und wunderlich gestaltete Muster gefiel.

Dass diese Vorliebe nicht nur in Cöln bestand, sondern auch anderwärts weit verbreitet war, lässt sich, na-

---

1) Cours d'antiquités monumentales II. S. 344 seq.

mentlich aus Gregor von Tours, leicht nachweisen, gehört jedoch nicht hierher. In Cöln aber, wo wir gerade in dem S. Claren-Thurme ein so ausgezeichnetes und frisches Muster haben, lebte dieselbe, wie sich an mehreren Beispielen durchführen lässt, noch bis in das X. und XI. Jahrhundert ununterbrochen fort, in welchem letzteren auch Trier noch in den vom Erzbischof Poppo erbauten Theilen des Doms eine solche von Ziegeln und Hausteinen wechselnde Bauweise zeigt, welche sich von den ältern römischen oder doch merovingischen kaum unterscheiden lässt.

Der nächstälteste noch vorhandene Bau in Cöln dürfte der Rest einer alten Arkade sein, welche sich von S. Caecilien aus gegen Norden hin erstreckt und, später in ihren Bögen roh vermauert und vielfach verstümmelt, gegenwärtig noch in der Mauer erkannt wird, welche nördlich von jener Kirche den Hof des jenseitigen Krankenhauses gegen Osten abschliesst. Noch erkennt man, wenn auch vielfach zerstört, die Reste von vier etwa 8—10 Fuss breiten Bögen, über halb so breiten Pfeilern. Letztere, wie das Mauerwerk im Ganzen, sind von Bruchsteinen aufgeführt. In der Bogeneinfassung wechselt jedoch stets ein keilförmig zugehauener Stein mit etlichen Ziegeln ab, so dass hierdurch ein absichtlicher Farben- und Formenwechsel entsteht, wie man diese Abwechselung auch anderwärts in den frühern Zeiten des Mittelalters zu demselben Zwecke vorfindet. Erhöht wird dieser Schmuck hier noch dadurch, dass eine flach gelegte Ziegelschicht, jedoch mit der ganzen Mauer bündig, die Bogeneinfassung nochmals im Halbkreise umgibt. Zwischen je zwei Bogeneinfassungen, welche zusammen der Breite des Pfeilers, auf dem sie ruhen, nicht gleich kommen, erhebt sich ein kleiner schmaler, kaum vor die Mauerfläche vortretender Wandpfeiler, gleich dem übrigen Mauerwerk von Bruchsteinen

erbaut, der ohne Base, durch einige Ziegelschichten statt Kapitäler eingedeckt, ein ähnlich gebildetes schwaches Gesims trägt, das über die Bögen hinweg die Arkade nach oben hin abschliesst; doch lässt der zerstörte Zustand des Mauerwerks es ungewiss, ob darüber noch andere Bauformen folgten, oder ob die ganze Anlage hiermit abgeschlossen war. Das Ganze erinnert in seiner Hauptanlage noch an römische Bauformen; die ärmliche Ausführung bei der Prätension, durch den geringen Schmuck der wechselnden Schichten zu glänzen lässt jedoch die Annahme eines wirklich römischen Ursprunges durchaus nicht zu. Wenn nun aber bei einem sogleich zu nennenden sicher datierten Gebäude des X. Jahrhunderts dieser Wechsel von Stein und Ziegeln ebenfalls erscheint, so lässt doch die viel einfachere, der Antike sich annähernde Arkade von S. Caecilien einen älteren Ursprung um so mehr annehmen, als die daselbst angewendeten Ziegel noch die breite und dünne altrömische Form mit breiter Figur zeigen, welches sich bei jenem spätern Bau nicht mehr zeigt.

Es ist bekannt, dass S. Caecilien die ältere bischöfliche Kirche bis zu der Zeit hin war, wo Erzbischof Hildebold seinen Sitz an die Stelle des jetzigen Domes, zu Ende der Regierung Carls des Grossen, verlegte. Wenn nun auch die gegenwärtige Kirche in ihrer Hauptanlage nicht älter als das XII. Jahrhundert sein kann, so sind wir doch nicht abgeneigt in jener Arkade einen Rest der Nebengebäude zu erkennen, welche die ältere Domkirche nach Art anderer alter Kirchenanlagen umgaben, und zwar konnte sie eine ähnliche Vorhalle bilden, wie solche zu beiden Seiten von S. M. in Capitolio gegen Norden und Süden hin noch jetzt sich vorfinden, und es mochte eine zweite an der Südseite gegen S. Peter hin auch bei dem ältern Dome vorhanden sein; jene von S. M. in Capitolio wären dann als Nachahmungen der ältern Anlagen von S. Caecilien zu

betrachten. Sonach würde jede Arkade wenigstens bis ins VIII. Jahrhundert zurückgehen, möglicherweise aber noch älter sein. Zwar soll noch derselbe Erzbischof Hildebold S. Caecilien zum Jungfrauen-Kloster eingerichtet und Wilibert, derselbe, der den neuen Dom beendete und weihte, diese Stiftung vollendet haben, und noch Bruno erbaute die Kirche im X. Jahrhundert nach einem Brande neu; doch erscheint der Stil wenigstens gegen die letztere Zeit als ein entschieden älterer, da wir gerade von einem Bauwerke dieses berühmten Bischofs, der den Glanz der Cölner Kirche recht eigentlich begründete, einen nicht unbedeutenden Theil noch jetzt erhalten sehen.

Die bedeutendste Stiftung Brunos ist jedenfalls die des Benedictiner-Klosters S. Pantaleon i. J. 964 [1]). Geweiht wurde die Kirche im Jahre 980 [2]). Die jetzige Kirche können wir nun zwar in ihrer Gesammtheit nicht mehr als die ursprüngliche annehmen, halten sie vielmehr für eine Erneuerung aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts; der ursprünglichen Anlage des X. Jahrhunderts schreiben wir jedoch jedenfalls den westlichen Vorbau (mit Ausnahme jedoch des Mittelthurmes) zu, dessen am besten erhaltene Nordseite eine besondere Beachtung verdient. Hier sehen wir eine Anordnung von zwei Geschossen, jedes derselben durch ein einfaches Gesims mit schräger Schmiege abgeschlossen. In jedem Geschosse ist, je an den Ecken und in der Mitte, ein schmaler, wenig hervorstehender Pilaster angeordnet, der mit länglich gezogenen rohkelchartigen Kapitälen bis gegen jedes jener Gesimse hinansteigt, das sich sodann über jedem derselben verkröpft; nur eins dieser

1) Würdtwein nova subsid. IV. Die S. 26 mitgetheilte und auch später von Lacomblet I. 106 nach Gelen. faragg. wieder abgedruckte Urkunde dürfte zwar, wie auch *Waitz* in den Jahrbüchern des deutschen Reichs I. 3. S. 225 annimmt, unächt sein.

2) Gelenius de adm. Col. S. 363.

Kapitäle zeigt die bekannte Würfelform in einfachst ursprünglicher Weise. Diese Pilaster, welche, so wie die Gesimse, von rothem Sandstein gearbeitet sind, treten nicht unmittelbar aus der Tufsteinwand des Mauerwerkes hervor, sondern es schliessen sich ihnen zunächst andere etwas niedrigere Pilaster, gleichfalls von Tufstein, an, welche in den zwei untern, wie in den zwei obern Abtheilungen der Wand jedesmal durch sechs kleine Rundbögen unter dem Gesimse mit einander verbunden werden, die auf kleinen Consolen ruhen, deren Profil gleichfalls wie das entsprechende der obengenannten Tufsteinpfeiler oder Lissenen in einer einfachen Schmiege besteht. Vorzüglich bemerkenswerth ist nun aber die Construction dieser kleinen Bögen, welche wieder aus wechselnden Tufsteinen und Ziegeln gebildet sind, jedesmal umgeben von einer solchen Ziegelschicht; in den Zwickeln oberhalb zweier solcher Bögen ist im untern Geschosse jedesmal noch ein in Form einer Raute übereck gestellter quadratischer Ziegel als Schmuck angeordnet. Auch die im Halbkreis geschlossenen Fenster, in jedem Geschosse zwei, zunächst dem Mittelpfeiler, zeigen denselben Wechsel der Bogeneinfassung von Tufstein und Ziegel nebst Ziegeleinfassung umher.

Erkennen wir hier also das System der wechselnden Stein- und Ziegelschichten, als Ornament wenigstens noch in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts erhalten, so ist doch, ausser den übrigen Formenbildungen, welche hier schon bei weitem augenfälliger den späteren Mittelalterformen entgegen streben, der Unterschied besonders zu beachten, dass die Ziegel dieses Brunonischen Baues nun nicht mehr, wie vorher bei der Arkade von S. Caecilien die alte flache römische Form zeigen, sondern die dickere nordische, welche wir das ganze Mittelalter hindurch in ganzen weiten Ländergebieten Deutschlands und auch anderwärts vorherrschend finden. In Cöln selbst ist dieser

Bau auf lange Zeit hin der jüngste, an welchem wir die Anwendung von Ziegeln vorfinden. Statt dessen tritt nun der Tufstein immer mächtiger hervor, vom Trachit und andern festen Steinen zuerst nur wenig, später aber mehr und mehr an den organischen Theilen der Pfeiler, Lissenen, Gesimse u. s. w. begleitet, bis letztere Materialien völlig die Oberhand gewinnen.

Doch schliessen wir, ehe wir weiter gehen, noch ein anderes Gebäude hier an, das zwar nicht in Cöln selbst, aber doch in der Nähe gelegen ist und offenbar zu dieser Stadt in engster Verbindung steht, das Münster in Bonn. An diesem ausgezeichneten Gebäude erkennt man ohne grosse Schwierigkeit drei verschiedene Bauzeiten, welche jedoch sämmtlich noch dem romanischen Stile angehören. Offenbar am jüngsten sind die vier Abtheilungen des Schiffs, welche den romanischen Stil in der letzten Entwickelung zeigen, welche er in Deutschland nur irgendwo genommen hat, nicht nur mit vollständigster, fast gothischer Ausbildung des Kreuzgewölbebaues im Innern, sondern im Aeussern sogar mit Strebebögen geschmückt, welche wir in Deutschland selbst an gothischen Gebäuden nicht eben häufig vorfinden. Dieser Bautheil gehört sicher erst dem XIII. Jahrhundert an und ward laut dem Berichte des Caesarius von Heisterbach ungefähr gleichzeitig mit dieser Abteikirche, d. h. im Anfange des XIII. Jahrhunderts begonnen, aber doch wahrscheinlich noch bedeutend später beendet. Derselben Periode gehören auch die polygon geschlossenen Kreuzarme an, welche dieses Schiff vom Chore trennen, so wie die spitzbogigen Kreuzgewölbe des Langchores. Einer entschieden älteren Periode aber, der des romanischen Stiles, bevor noch Spitzbögen sich ihm beimischten, rechnen wir mit Anderen den östlichen Chorschluss nebst seinen begleitenden Thürmen zu, so wie auch den östlichen Theil der Krypta, so weit die darin befind-

lichen 4 Säulen von schlankeren Verhältnissen als die übrigen sind und auch die Gewölbe darüber höher hinauf steigen. Sicherlich ist dieses derjenige Bautheil, den der Probst Gerhard um die Mitte des XII. Jahrhunderts aufführte, worüber eine jetzt nicht mehr an ursprünglicher Stelle befindliche Inschrift im Innern der Kirche sich rühmend ausspricht, so wie über den Antheil desselben Probstes an der Erbauung des Kreuzganges [1]).

Zwischen diesen beiden genannten Bautheilen mitten inne liegt der Langchor, unter welchem zugleich der grössere Theil der Krypta sich befindet, welcher in unmittelbarem Zusammenhange mit dem obengenannten östlicheren und jüngeren Theile derselben steht. Der westliche grössere Theil der Krypta zeigt zwar im Wesentlichen nur einen einzigen Bau, dieser ist aber gegen Westen durch drei Paar viereckige Pfeiler, gegen Osten aber, oder in der Mitte der gesammten Krypta, von vier Paar Rundsäulen gestützt, welche mit den noch östlicher stehenden des XII. Jahrhunderts zwar dieselbe Form der Würfelkapitäle gemeinsam haben, aber in einer viel einfacheren, weniger gekniffnen und handwerksmässigen Form und von einem Abakus mit weit auskragendem Karniese gekrönt erscheinen, wie derselbe aus altrömischer Tradition bis in das XI. Jahrhundert häufig und sogar, wie am Münster in Aachen und der demselben fast sklavisch nachgebildeten Münsterkirche zu Essen (in ihren älteren Theilen), nach dem Vorbilde der unteren Hauptpfeiler von S. Vitale in Ravenna ausschliesslich herrschend erscheint, nach dem XII. Jahrhundert aber nur noch ausnahmsweise als besonderer Lokalismus, wie namentlich hier in Bonn am Obertheil der Thürme, vorkommt. Auch ist das Würfelkapitäl zweier der spätern Säulen gegen Osten durch sich durchschlingende Bänder in gleicher Weise geschmückt, wie sol-

1) S. Dr. *Lersch* im Niederrheinischen Jahrbuche 1843.

ches auch an andern Gebäuden des XII. Jahrhunderts vorkommt, z. B. an der gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts gestifteten Prämonstratenser-Abtei Knechtstaeden. Vornehmlich unterscheiden sich beide noch, ausser dem stämmigern und stärker verjüngten Schafte der westlicheren älteren Säulen, durch den Mangel der Eckblätter der attischen Säulenfüsse, welche an denen ihrer östlicheren Nachbarn erscheinen, und welche ein ziemlich sicheres Kriterium der Architektur des XII. und XIII. Jahrhunderts bilden, während der ursprüngliche Mangel gewöhnlich auf ältere Zeiten hindeutet. Alle Wandpfeiler des westlichen Theiles der Krypta führen den Abakus der Säulen als Kapital, eben so auch die schon genannten viereckigen Pfeiler im westlichen Theile der Krypta; doch bildet sich hier noch ein Hals unter dem Karniese des Kapitäls, durch einen Rundstab und Plättchen vom unteren platten Pfeilerschafte in ganz gleicher Weise getrennt, wie die unteren Bogenpfeiler des Octogons in Aachen. Die durch eine einfache Schmiege gebildete Basis ruht bei einem derselben auf einem sehr alterthümlichen Grabsteine, der zerbrochen und von mässiger Grösse mit einem Kreuze in seiner ganzen Länge geschmückt ist, auf dessen Armen die Grabschrift des Verstorbenen nach der Länge und Breite eingeschrieben steht, wie auch zwei ganz ähnliche sich im Kreuzgange vorfinden. Sie verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in hohem Grade, da sie durch die Art der Verwendung des in der Krypta befindlichen älter als der älteste Theil der Kirche erscheinen.

Das höhere Alter dieses Theiles der Kirche lässt sich nun aber nicht nur in der Krypta, sondern vorzugsweise am Aeussern, namentlich an der besser erhaltenen Südseite erkennen. Zwar zeigt der obere Theil kleine Rundbogenfriese zwischen Lissenen in der gewöhnlichen spätromanischen Weise, in den Zwischenfeldern sogar Spitzbogenblenden mit Kreis-

fenstern u. s. w., aber dieses Alles lässt sich mit Leichtigkeit als eine spätere Zuthat erkennen, gleichzeitig mit der jetzigen Anordnung der Spitzbogengewölbe im Innern, d. h. der spätest romanischen Periode des Schiffes angehörig. Sonst aber zeigt dieser Theil die ältere Anordnung noch sehr deutlich, nämlich über der einfachen und hohen Basis, in welcher die kleinen Rundbogenfenster des ältern Theiles der Krypta sich befinden, ein ziemlich hohes Hauptgeschoss mit halbkreisförmigen Blendbögen, schlanken und schwach vortretenden Wandpfeilern, deren Kämpfer nichts als einen sehr schmalen Rundstab mit Plättchen darunter zeigen. Durch ein ebenso unbedeutendes Gesims hart über den Bögen vom untern Geschosse getrennt befand sich darüber eine zweite, ähnlich angeordnete Arkadenreihe, doch von eben so niedrigen Verhältnissen, wie die der untern hoch und schlank sind; nur einer der Blendbögen ist erhalten, und dieser umschliesst zugleich ein nicht viel kleineres, gleichfalls im Halbkreise geschlossenes Fenster, wie sich ähnliche gewiss in anderen der jetzt zerstörten Arkaden befanden. Alles an dieser Anordnung ist aus Tufsteinen von besonders grosser Form erbaut (die Tufsteine der beiden spätern Bauperioden sind bedeutend kleiner und in Grösse und Behandlung fast den Ziegeln zu vergleichen); nur die Bogeneinfassungen beider Arkadenreihen zeigen eine abweichende Constructionsweise. In ihnen wechselt stets ein Tufstein mit zwei oder mehreren Ziegeln ab, die nicht ganz mehr den römischen gleichen, doch auch noch nicht völlig die Form der spätern des Mittelalters zeigen.

Ueber die Erbauungszeit dieser ältern Theile des Münsters fehlt es uns leider an Nachrichten. Das Vorkommen der Ziegel in den Bogeneinfassungen lässt auf ziemliche Gleichzeitigkeit mit dem Thurmbau von S. Pantaleon schliessen; doch sind wir, aus der Eigenthümlichkeit des übrigen Baues, wegen jener Arkadenordnung des Aeussern

und um der sehr ausgebildeten Form der Würfelkapitäle in der Krypta willen, welche sich beide zu Cöln in sicher datierten Werken des XI. Jahrhunderts ganz ähnlich wieder vorfinden, geneigter, diesen Theil des Münsters zu Bonn erst dem XI. Jahrhundert zuzuerkennen und zwar der ersten Hälfte desselben. Dann würde der Wechsel von Ziegeln und Tufsteinen hier zum letztenmale angewendet erscheinen.

Wir gehen nun in der Reihenfolge der Cölner Bauwerke zu einer Kirche über, welche nicht nur unter denen dieser Stadt, sondern überhaupt unter allen Architekturen der gesammten romanischen Bauperiode eine der ausgezeichnetsten Stellen einnimmt: die S. Marien-Kirche auf dem Kapitole. Was dieselbe vorzugsweise auszeichnet, ist die Anordnung ihres Grundplans, ein ausgebildetes lateinisches Kreuz, dessen drei kürzere Arme zu eben so viel halbkreisförmigen Absiden mit Umgängen ausgebildet sind, die sich durch einen Kranz von freien Säulen gegen jene öffnen und unter einander fortgeführt sind. Die Halbkuppeln der Absiden werden durch Gewölbformen, welche das Mittel von Kuppel und Tonnengewölben bilden und unter einander durch halbkreisförmige Gurte getrennt sind, bis zur Mitte des Kreuzes fortgeführt, das eine niedere Kuppel im viereckigen Raume überspannt, während die schmaleren Umgänge Kreuzgewölbe ohne Graten zwischen Rundbogengurten zeigen. Das Langschiff aber zeigt eine Anordnung viereckiger Pfeiler, denen sich gegen die Seitenschiffe zu Halbsäulen zur Stütze der Kreuzgewölbe in dem Seitenschiffe anschliessen; ähnliche Halbsäulen springen, ihnen gegenüber, aus der Wandfläche der Seitenschiffe hervor. Die quadratischen Kreuzgewölbe sind durch einfach rechteckig profilierte Gurte von einander getrennt. Die jetzigen Kreuzgewölbe des Mittelschiffs zeigen bereits das ausgebildete gothische System profilierter Gurten und Grate. Die

Profile der letzteren haben die strengere ältere Form des XIII. Jahrhunderts, sind jedoch jedenfalls später eingezogen; ursprünglich war das Mittelschiff nur mit einer flachen Decke versehen. Eine sehr ausgedehnte Krypta mit vielen Neben-Kapellen, gleichfalls von Säulen mit Würfelkapitälen gestützt, befindet sich unter Chor und Kreuz. Sie ist mit Kreuzgewölben ohne Grate zwischen flachen Rundbogengurten überdeckt.

Am Aeussern fällt zunächst wieder das mächtige Ineinandergreifen der drei Absiden mit ihren Umgängen auf, eine Grossartigkeit der Choranlage, welche bis dahin, wenigstens in Deutschland, nirgend anderwärts vorkommt, welche in Cöln selbst und der Umgegend aber, im Einzelnen allerdings mehrfach erweitert oder auch beschränkt, nachgeahmt wurde, wie die Kirchen S. Aposteln und Gross S. Martin so wie auch das Münster zu Neuss davon glänzendes Zeugniss ablegen. Ob aber die Kapitolskirche wieder einem anderen ältern Gebäude diese Grundform entlehnte oder das erste Beispiel der Art hinstellte, ist schwieriger zu bestimmen und hängt mit der Frage zusammen, welcher Zeit die jetzige Kirche ihre Entstehung verdankt. Zunächst aber betrachten wir noch genauer das Detail der Ausführung.

Da sehen wir nun das Mauerwerk, so weit man es als ein ursprüngliches anerkennen muss, wieder aus ziemlich grossen Tufsteinen ausgeführt, deren einzelne Schichten keinesweges in ihrer Grösse sehr gleichmässig behandelt sind; eben so wenig sind die Fugen gleichmässig horizontal, sondern zeigen so zu sagen etwas fliessende Contouren. Dagegen ist die Construction selbst, die Bearbeitung der Steine und das Aneinandergreifen derselben in den Fugen mit höchster Sorgfalt vollendet, wie solches einer ältern Technik stets eigen zu sein pflegt, bevor das Handwerksmässige sich derselben bemächtigt hat.

Der Anblick dieser Technik allein unterscheidet die ursprünglichen ältern Theile der Kirche von allen spätern Zusätzen, an welchen Tufsteinmauerwerk in der späteren kleineren und regelrecht handwerksmässigen Form und Fügung vorkommt, Als solche spätere Zusätze erkennt man sehr bald die kleinen elliptischen Arkaden der Basis, welche mit dem Mauerkörper dahinter, der Umfassungswand der Krypta, keinen organischen Zusammenhang haben und in irgend einer spätern Zeit, sei es zur Verstärkung der Mauer, sei es bloss zur Decoration, hinzugefügt wurden[1].

Als ein späterer Zusatz erscheint nun auch durchaus die ganze obere Chorhaube mit ihrer zierlichen Rundbogenarchitektur, dem reichen Felderfriese und der durchbrochenen Gallerie darüber, alles in reichster spätromanischer Formbildung. Anstatt ein Vorbild der ähnlichen Cölner Anlagen, namentlich in S. Martin und S. Aposteln zu sein, dürfte die obere Chorhaube von S. Maria in Capitolio eher als die jüngste Nachahmung von jenen zu betrachten sein. Auch ist der spätere Ansatz dieses ganzen Gemäuers an den älteren Theil im Aeussern, namentlich

1) In der Abbildung bei Boisserée (Denkm. der Baukunst des Niederrheins 4) der einzigen bis jetzt publicierten, welche einigermassen genügt, ist diese spätere Hinzufügung so wenig, als wie in dem dazu gehörigen Texte erwähnt. Auch von dem übrigen Aeussern der Kirche gewährt dieses Blatt ein trügerisches Bild, indem es manche Einzelnheiten enthält, von denen man in der Wirklichkeit nichts bemerkt, z. B. an dem Umgange der Chorhaube ist eine Arkadenreihe angeordnet von wechselnden grössern Rundbögen, deren erstere die Fenster umspannen; die kleineren enthalten nun in der Abbildung wieder jedesmal eine Unterabtheilung von 2 noch kleineren Bögen über Halbsäulen, von denen aber in der Wirklichkeit, wenigstens gegenwärtig, nichts zu entdecken ist. Anstatt der 6 Strebebögen des obern Chorschlusses sieht man in der Wirklichkeit nur 2 dergleichen, u. s. w.

an der Nordostecke, mit Leichtigkeit zu erkennen. Ist aber dieses Mauerwerk nicht gleich alt, so versteht es sich schon von selbst, dass die dagegen gelehnten Strebebögen jünger sind; bei genauer Betrachtung erscheinen sie aber als noch viel spätere Zusätze. Bei einer Architektur wie die ursprüngliche der Kapitolskirche kann von Strebebögen, deren ältestes Beispiel in Deutschland jene am Polygon von S. Gereon aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts sein dürften, gar nicht die Rede sein.

Was nun die wirklich alten Theile betrifft, so zeigen die obern Hauben der beiden Kreuzarme einfache Lissenen durch Rundbogenfriese verbunden, in deren Zwischenfeldern die Felder liegen. Reicher aber erscheint der untere Theil der Absiden decoriert. An dem Chorschlusse sind wechselnd grössere und kleinere Rundbögen, erstere zur Aufnahme der Fenster bestimmt, über schwach vortretenden Pfeilern mit Kapitälen, deren Decoration aufsteigenden schilfartigen Blättern zu vergleichen ist; doch sind letztere bei der Restauration sehr verdorben, und deshalb ist es undeutlich, was hiervon etwa alt oder was späterer Zusatz sei. An den Umgängen der Kreuzarme aber steigen die Pilaster bis zum Gesimse hinauf, weitere Felder für die Fenster, engere für die Zwischenstellungen bildend, wo jedesmal noch eine sehr schlanke und stark verjüngte Säule mit Würfelkapitäl zwischen inne gestellt ist. Consolen, in der Form zweier steigender Karniese über einander, sind jedesmal nach einer zwischen inne angeordnet und laufen weiterhin unter dem Gesimse über den Fensterweiten hin. Die Halbsäulen verlaufen sich ohne Basis auf der schrägen Abdeckung des etwas vortretenden Kirchensockels; desgleichen die Pilaster mittelst einer etwas nach unten sich erweiternden Abschrägung. Die Kapitäle der letztern erinnern an jene ziemlich rohen der Wandpfeiler von S. Pantaleon, doch sind sie etwas eleganter gebildet; die Eck-

pfeiler des vortretenden Vierecks zwischen Chor und Kreuz dagegen zeigen die zierliche ausladende römische Karniessform, welche wir schon oben, beim Münster zu Bonn, besprochen haben. Sehr zu beachten ist nun aber der Umstand, dass die äussern Wandpfeiler aus regelrecht wechselnden rothen und weissen Steinen errichtet sind, welcher Farbenwechsel hier so zu sagen an Stelle der wechselnden Ziegelschichten getreten ist, die wir in Bonn und bei S. Pantaleon zuletzt bemerkten; bei der letztern Kirche fanden wir gleichfalls auch rothen Sandstein als farbigen Schmuck der Aussenseite angewendet. Später finden wir diese Decorationsweise in Cöln nicht mehr, während sie anderwärts, z. B. in Italien und vielen Gegenden Süd- und Westfrankreichs, noch lange beliebt war, bei den muhamedanischen Völkern aber noch heute in Blüthe ist.

Im Innern der Kirche herrscht, mit Ausnahme der spätern Chorhaube, nur allein das Würfelkapitäl bei allen Säulen und Halbsäulen. Man möchte die Form derselben fast eine nach unten gekehrte Halbkugel nennen, deren vier Seiten abgeschnitten sind; doch ist dieselbe fast noch eleganter gebildet, und zugleich in den Zwischenräumen zwischen den Halbkreisfeldern mit schwachen Rippen geschmückt; der Abakus ist mehrfach und zierlich gegliedert. Der Karniess, doch schon in einer mehr eingezogenen Form, kommt daran ein- auch wohl zweimal vor.

Die Grossartigkeit der Gesammtanlage, die reiche Gliederung der Architektur und die feine Ausbildung der Details lassen einen gewissen Fortschritt in den Tendenzen der mittelalterlichen Baukunst nicht verkennen. Wir wollen daher die Frage nunmehr näher erörtern, in welcher Zeit dieser merkwürdige Bau errichtet worden sei.

Die ältere Meinung, das noch gegenwärtig bestehende Gebäude sei dasselbe, welches Plectrudis, die Gemahlin Pipins von Heristal, ums Jahr siebenhundert erbaute, wurde

aufs Neue von *Boisserée* in seinem verdienstlichen Werke über die ältern Bauwerke am Niederrhein ausgesprochen. Hiergegen trat zuerst *de Lassaulx* in seinen Berichtigungen zu *Kleins* Rheinreise S. 489 auf, indem er aussprach, dass, wenn es irgend eine Baugeschichte gebe, die gegenwärtige Kirche unmöglich die von Plectrudis erbaute sein und frühestens um 1000 gesetzt werden könne, indem er hinzufügt, dass es freilich am historischen Datum darüber fehle. *Kugler* in seinem Handbuche der Kunstgeschichte S. 469 setzt diese Kirche nebst S. Aposteln und S. Martin in die Spätzeit des romanischen Stils, doch vor dem Jahre 1200; in den Nachträgen S. 865 aber, in Folge Lokalbesichtigung, in die Mitte des XI. Jahrh. Hiergegen tritt jedoch *Boisserée* in der neuen Auflage seines Werkes v. J. 1844 S. 4 nochmal entschieden, als gegen eine völlig unbegründete auf, welche, »wenn sie ungeprüft Geltung gewinnen könne, die kaum einigermassen geordnete Geschichte unserer älteren Baukunst wieder in neue Verwirrung bringen würde.« Da er nun gleichfalls annimmt, es seien keine andere Beweise vorhanden, als die rein künstlerischen, so sucht er seinen Beweis durch Vergleich mit andern Gebäuden zu sichern; nur dürfte das Alter des vorzugsweise verglichenen Gebäudes, des Domes zu Worms, wieder keineswegs so sicher dastehen, wie es hier angenommen wird.

Allerdings halte auch ich einen solchen aus der Sache selbst genommenen Beweis für viel richtiger, als solchen, der von einzelnen zufällig erhaltenen Jahrzahlen abhängt; aber dann darf man doch wohl nicht allein das Verhältniss der Breite zur Höhe und Länge eines Gebäudes in Betracht ziehen, sondern vornehmlich die ganze Art der Anlage, die Constructionsweise, das Verhältniss der Stützen zu den gestützten Theilen, den Mangel aller Gewölbe oder den Grad ihrer Ausbildung, und vor Allem die Behand-

lung der architektonischen Details. Alles dieses muss Hand in Hand mit einander gehen und namentlich in den einzelnen Schulen selbst nachgewiesen werden. Im Vorhergehenden haben wir dieses für Cöln gethan und glauben daher, auf jene Ausführungen gestützt, dass die gesammte Baugeschichte in Verwirrung gerathen würde, wenn man ein so durch und durch ausgebildetes Bauwerk wie die Kapitolskirche um mehrere Jahrhunderte älter setzen wollte, als wie die ältesten Theile der S. Pantaleonskirche in derselben Stadt, wobei wir es sehr bedauern müssen, dass der verehrte und um die Denkmale unserer Vorzeit so hoch verdiente Verfasser gerade dieses so merkwürdige und sicher datierte Bauwerk weder der Reihenfolge seiner Abbildungen einverleibt, noch seinen historischen Folgerungen zum Grunde gelegt hat.

Unbegreiflicher aber ist es uns noch, dass keiner der Archäologen, welche der Kapitolskirche ihren historischen Platz anzuweisen suchen, das Datum beachtet hat, welches, in Ermangelung anderer Quellen, bei dem von Allen benutzten und citierten Gelenius zwar nicht ganz offen daliegt, aber ohne alle Schwierigkeit sich aus der Zusammenstellung mehrerer einzelner Stellen fast wie von selbst ergibt. Bei Herzählung der Heiligthümer dieser Kirche sagt er nämlich: S. 327. XXIX. Hierotheca cruorem Dominicum complectens, donata a Leone Pontifice, celebratur in manuscriptis patriae libris, sed ea altari inclusa dicitur, cum Leo praesentibus CCLXXII. Episcopis hanc consecraret Ecclesiam in Festo Visitationis Deiparae. Ferner S. 682 berichtet er aus dem Calendarium der Kirche: Tertio decimo Kal. Maji die Aprilis 19 (Commemoratio) S. Leonis IX. Papae, qui antea Bruno dictus, praedia hereditaria ap. Coloniam possedit, et excitus ad summi pontificatus apicem, Coloniensem dioecesem consanguineumque suum Hermannum Archiep. invisit. Coloniae mense Martio deinde fere

integro Julio haerens, Anno 1049. Sacra loca coluit, et consecravit, ecclesiamque Col. magnis praerogativis auxit. etc. etc. Endlich S. 701 aus derselben Quelle: Sexto nonas Julii, die Mensis 2. Visitatio B. M. Virginis quae festivitas singulariter in dedicato Deiparae Capitolio ap. Vbios celebratur et ibid. solemnitas anniversaria.

Hieraus ergibt sich nun, dass der Pabst Leo IX, zuvor als Bischof Benno von Tul bekannt, im Jahre 1049 und zwar in den Monaten März und July in Cöln verweilt und daselbst neben andern der Stadt und Dioecese vortheilhaften Dingen mehrere Kirchen geweiht habe, vornehmlich aber am Tage der Heimsuchung Mariae, am 2. July 1049, im Beisein von 272 Bischöfen die S. Marienkirche auf dem Kapitole. Dieses dürfte ein so vollgültiger Beweis für die Erbauung unserer Kirche in der Mitte des XI. Jahrh. sein, wie er aus jener Zeit nur irgend zu wünschen ist, und kann die durch keine ursprünglichen Documente bezeugte, wenn auch sonst unverwerfliche Gründung durch die Plectrudis dagegen gar nicht in Betracht kommen. Eher möchte ich noch annehmen, dass der Bau im Jahre 1049 noch gar nicht beendet war, dass man vielmehr die günstige Gelegenheit der Anwesenheit eines Pabstes und so vieler Kirchenfürsten benutzte, um wenigstens den vollendeten Theil einer solchen Ehre theilhaft werden zu lassen; wie wir denn auch sonst die Päbste auf ihren Reisen, in Italien und ausserhalb, Ort für Ort und fast Tag für Tag Kirchen einweihen sehen, ohne dass man doch wohl daraus schliessen könnte, jene Kirchen seien alle grade in dieser bestimmten Zeit fertig geworden.

Nachdem wir so die Erbauungszeit der Kirche festgestellt haben, kommen wir noch einmal auf die Hauptanlage derselben, die eines Langschiffes mit drei Absiden an den drei Kreuzarmen, zurück, als welche den spätern Kirchen von S. Aposteln und S. Martin und Andreas zum Muster diente

Bestimmen wir ihr Alter allerdings um 350 Jahre jünger, als die bisher herrschende Ansicht war, so glauben wir dennoch, dass sie hiewiederum jenen anderen Kirchen vorangehen und ihnen zum Muster dienen konnte, da deren Erbauung, in derjenigen Gestalt wie wir sie noch jetzt sehen, erst in das XII. Jahrhundert fällt, während bedeutende Zusätze und Veränderungen an ihnen sogar erst dem XIII. Jahrh. angehören. Aber das glauben wir eben so sicher annehmen zu können, dass die jetzige Capitolskirche nicht das erste Muster dieses eigenthümlichen Grundplanes liefert, dass dieser selbst in ein weit höheres Alter hinaufreicht als das der Stiftung der Kirche durch Plectrudis. Schon oben habe ich die Ansicht aufgestellt, dass die von der gewöhnlich herrschenden Basilikenform abweichenden Kirchenanlagen in den ehemals von Römern besetzten Gegenden eine sehr alte und zwar wesentlich antike Gründung voraussetzen. Ich zweifle daher auch nicht, dass unter den ältesten christlichen Kirchen Cölns aus noch römischer Zeit neben der schon so eigenthümlichen Anlage von S. Gereon auch eine oder mehrere andere vorhanden waren, welche in der wesentlichen Anordnung das Vorbild derjenigen Gebäudeklasse bildeten, welche wir gegenwärtig betrachten. Mochten nun die der jetzigen Capitolskirche vorangehenden schon dieselbe Grundform zeigen oder nicht, so würden auch sie ein solches älteres Vorbild nachgeahmt haben, das in den Eigenthümlichkeiten seiner Anlage, den drei Absiden mit ihren Umgängen und reichen Gewölbformen offenbar an spätrömische Bauwerke erinnert. Die Baptisterien, die gesammten byzantinischen Kirchen und im Occidente namentlich S. Vitale zu Ravenna und S. Lorenzo in Mailand [1]) nebst ihren Ableitungen deuten auf einen solchen speciell römisch-christlichen Ursprung hin. S. Lo-

1) Siehe darüber des Verf. Ravenna S. 34 u. Bl. VIII.

renzo ist deshalb hier besonders zu beachten, weil auch hier Absiden mit Umgängen nach allen Seiten vortreten. Doch fehlt daselbst das Langschiff, welches allerdings in ähnlicher Verbindung mit drei Absiden in der berühmten von Constantin erbauten Kirche zu Bethlehem erscheint, und in sofern als Vorbild näher läge. Wir ziehen jedoch vor, eine örtliche Tradition anstatt einer Nachahmung sehr ferner Gebäude anzunehmen, da sich hieraus die vielfache Anwendung in einem Orte und dessen Nachbarschaft nicht leicht erklären liesse. Wenn aber von *Boisserée* in seinem Werke über den Cölner Dom auch dem ältern vom Erzbischof Hildebold seit 814 gebauten Dome eine ähnliche Ausbildung der Kreuzarme gegeben wird, so wird diese Anordnung zwar nicht gerade bestritten, aber auch ebensowenig festgestellt werden können, da die alte Beschreibung bei Gelenius S. 231 hierüber eben nichts enthält. Da diese Eigenthümlichkeit nicht erwähnt wird, so dürfte sie wohl eher als nicht vorhanden anzunehmen sein. Jedenfalls wäre der dort angenommene grossartige Gewölbebau der Kirche für das IX. Jahrhundert ein Anachronismus. Ueberhaupt scheint dieser ältere Dom keinesweges ein Bau gewesen zu sein, der ganz und gar aus einer Zeit herrührte, indem die hölzernen Thürme neben dem westlichen Marienchore (massive Thürme mit bloss hölzernen Spitzen, wie sie Boisserée l. c. S. 101 annimmt, würden in Cöln sich von keinem einzigen Thurme auszeichnen und desshalb nicht besonders erwähnt worden sein), schwerlich den Zerstörungen durch die Normannen entgangen wären. Von den beiden Choranlagen wird uns aber ausdrücklich berichtet (Levoldi a Northof Archiepisc. Colon. Catalogus bei Meibom. Rer. Germ. II. S. 6.), dass sie erst der Erzbischof Benno in der zweiten Hälfte des X. Jahrh. errichtete.

Kein anderer Erzbischof von Cöln ist in der langen Reihenfolge seit Maternus durch seine geistlichen Stiftungen

so berühmt geworden, wie der heil. Anno, dessen Regierungszeit von 1056—1075 fällt. Unter den in Cöln selbst gelegenen Kirchen hatte er die des neugegründeten Collegiatstiftes S. M. ad gradus vorzugsweise reichlich bedacht und von Grunde neu gebaut. 1065 war sie bereits gebaut; 1080 ward sie vom Feuer zerstört, das auch die benachbarte Domkirche bereits ergriffen hatte; doch finden wir schon 1085 die Einweihung der erneuerten Kirche durch seinen Nachfolger Sigewinus. Später muss sie jedoch einen nicht näher datierten gothischen Umbau, wenigstens in den Hauptheilen, erlitten haben, da sie eine solche Bauweise auf der merkwürdigen alten Ansicht der Stadt Cöln des Anton von Worms v. J. 1531 zeigt. Der Westchor, von welchem auf der Ansicht des Cölner Domes bei Boisserée ein Theil sichtbar ist, zeigt dagegen eine tüchtige romanische Bauweise etwa aus dem XII. Jahrhundert. So bestand die Kirche bis zum Jahre 1817, wo sie, ungeachtet ihres Alterthums, als die Ansicht des Domes störend, abgebrochen wurde.

Die Kirche des im J. 1067 gegründeten Collegiatstiftes S. Georg ist dagegen in ihren wesentlichen Theilen noch gegenwärtig vorhanden. Sie bildet eine einfache, von Säulen gestützte Basilika. Die Kapitäle der Säulen zeigen die Würfelform in der beschriebenen Gestaltung, und namentlich entspricht der Abakus völlig dem der ältesten Säulen in der Krypta zu Bonn. Dem Chore schliesst sich gegen Osten die Altarnische an, welche im Innern mit fünf Rundbogenblenden zwischen Pilastern umgeben ist. Auch die Altarnische des nördlichen Seitenschiffs ist in der jetzigen Sakristei noch erhalten. Unter dem Chore befindet sich eine Krypta. Nur der östliche Theil derselben ist gegenwärtig sichtbar (der westliche ist leider vermauert und dient als Todtenkeller) und zeigt wieder verjüngte Säulen mit derselben Art Würfelkapitäle wie die obengenannten. Ein kubischer Aufsatz über den Kapitälen, durch ein Rundstab-

gesims gekrönt, bildet einen zweckmässigen Uebergang zum Gewölbe, welches aus rundbogigen Kreuzgewölben zwischen flachen Gurten besteht; die attischen Basen blieben noch ohne Eckblätter. In der Wand der Altarnische in der Krypta sind drei kleinere halbkreisförmige Nischen angebracht. Noch erkennt man an einem Theile der Aussenwand des Chores, dass dieselbe, ähnlich wie die der ältern Theile des Münsters zu Bonn und auch die Chornischen von S. M. in Capitolio, mit Pilastern geschmückt waren, welche von einer Abschrägung des Kirchensockels ohne eigentliche Basis aufsteigen; nur ein Rundstab umgürtet den Pilaster über der Sockelschräge.

In späterer Zeit, aber noch vor Einführung des gothischen Bausystems, dem Stil nach zu urtheilen etwa 100 Jahre nach Erbauung der Kirche, erlitt das Innere eine wesentliche Veränderung. Die bis dahin nur mit Holzdecken versehenen Schiffe wurden mit Kreuzgewölben von etwas flach elliptischer Form überspannt. Da die bisherigen Säulenstützen hiezu nicht kräftig genug erschienen, so wurde in der Mitte zwischen der zweiten und dritten Säule ein neuer Pfeiler angeordnet, der an der Wand aufsteigend den Gurtbogen und Kreuzgewölben zum Auflager dient; die Zwischenräume gegen die nächsten alten Säulen wurden aber durch kleinere Rundbögen ausgefüllt und in den Wandflächen unter den Gewölben regelmässige Doppelrundfenster angeordnet, wie solche stets beim systematischen Gewölbebau vorkommen, während die ältere Basilika mit flacher Decke nur einzeln vertheilte Fester bedingt. Noch erkennt man über diesen Gewölben die ältere Anordnung, und selbst der gemalte Mäanderfries ist daselbst noch wohl erhalten [1]. Die Kämpfer des spätern Baues zeigen eine den ältern nachgeahmte Form mit vorherrschendem römischem Karniesse.

---

1) Vergl. *v. Lassaulx* a. a. O. S. 495.

Ist nun schon dieser Gewölbeeinbau, mit zum Theil noch sehr strengen alterthümlichen Formen, dem ursprünglichen annonischen Baue unzweifelhaft nicht gleichzeitig, so kann es der westlich anstossende massive Thurmbau, die sogenannte Taufkapelle, noch viel weniger sein[1]). Dieser grossartige Kuppelbau mit seinen vielfachen Bogen- und Nischenanordnungen in zwei Geschossen, im obern durch eine kunstvolle verdeckte Gallerie geschmückt, sodann der Reichthum und die ausgebildete Eleganz der Profile und der mit sehr durchbrochnem Blattwerk verzierten und vergoldeten Kapitäle über schwarzen Marmorsäulen (welche Säulenart im XII. und XIII. Jahrh. am Niederrhein fast durchgehend herrscht), können unmöglich ein Werk des XI. Jahrh. sein, in welchem uns zu Cöln nur die Würfelform des Säulenkapitäls in ihrer alterthümlichsten Gestalt begegnet. Dass es aber wirklich ein später Anbau sei, erkennt man sehr leicht am Aeussern der Nordseite, wo der spätere Ansatz dieses Bautheiles an das ältere Schiff nicht zu verkennen ist. Ueberhaupt zeigt das Aeussere dieses Thurmbaues eine Form und Technik, welche von allen bisher genannten nicht nur, sondern sogar von der Mehrzahl der spätern völlig abweicht. Hatten wir bisher eine ganz einfache Basis des Gebäudes, ohne alle Profilierung, so tritt uns hier ein überreich gegliederter Sockel von wechselnden Platten und Plättchen, Ganz- und Halbrundstäbchen, Schmiegen und Hohlkehlen entgegen, wie er so reich kaum anderwärts vorkommen möchte. Vom Tufstein, welcher bisher fast allein herrschte und nur an einzelnen ausgezeichneteren Stellen erst von Ziegeln, später von farbigen und zuletzt von anderen festern Steinen begleitet wurde, ist

1) S. die Abbildungen ders. b. Boisserée a. a. O. Bl. 21 und 22; sehr erfreulich wäre es gewesen, wenn der Herr Verf. auch die kunsthistorisch so wichtige Kirche seiner Sammlung einverleibt hätte. Leider fehlt es noch immer an Abbildungen derselben.

hier nicht mehr die Rede, indem der ganze Bau aus Drachenfelser Trachit, der gegliederte Sockel aus Menniger Steine, die Basis darunter aber aus drei Schichten schwarzen Basaltes, alles in schön behauenen Quadern, errichtet ist. Endlich haben die Lissenen hier fast schon die Form von Strebpfeilern angenommen, indem sie nicht mehr durch Rundbogenfriese verbunden werden, sich dagegen aber in allen Gesimsen und im Sockel verkröpfen. Dieses Alles sind Eigenthümlichkeiten, welche diesen Bau schon dem Gothischen nähern. Ich zweifle daher nicht, dass derselbe, obschon der Spitzbogen an ihm nirgend erscheint, erst der Spätzeit des romanischen Stils angehört, wie denn das als jüngstes documentierte Gebäude, die 1236 begonnene und 1247 geweihte S. Cunibertskirche, gleichfalls vorherrschend noch den Rundbogen zeigt. In Cöln wurde mir von einem sonst zuverlässigen Manne das Jahr 1248 als das der Erbauung des Thurmes von S. Georg genannt; da mir jedoch die Quelle nicht genannt wurde, aus welcher jene Angabe genommen ist, so möchte ich sie nicht vertreten, bin jedoch nach allen Analogien überzeugt, dass dieser Bau erst in den Anfang des XIII. Jahrh. fallen dürfte.

Aber, wird man sagen, Jedermann sieht es diesem Thurme doch an, dass es derselbe ist, der den Verdacht der Bürgerschaft gegen den Erzbischof Anno erregte und dessen Vertreibung zur Folge hatte. Wir erwidern darauf: worauf gründet sich diese ganze Geschichte? Die älteste Nachricht finden wir bei Gelenius, also einem späten Autor, dessen Nachrichten nur dann von Werth sind, wenn er aus ältern Urkunden geschöpft hat, die ihm noch zur Hand waren, uns aber jetzt fehlen. Die betreffende Stelle S. 323 deutet aber durchaus nicht auf eine solche urkundliche Quelle hin, sondern nur auf eine Volkstradition, die den Grund erklären wollte, weshalb auf diesem Bauwerke, das von festungsartigem Aussehen und unvollendet geblie-

ben war, sich zu seiner Zeit noch immer ein Krahn befinde, gleichwie auf dem gleichfalls unvollendeten Domthurme. Da nun Erzbischof Anno als Erbauer der Kirche berühmt war, seine Vertreibung durch einen Aufruhr der Bürger gleichfalls feststand, so konnte sich jene Tradition um so leichter an dieses Bauwerk anknüpfen, als der Erzbischof noch an demselben Tage, kurz vor dem Ausbruche der Empörung, laut des ausführlichen Berichtes bei Lambertus von Aschaffenburg, in dieser Kirche gepredigt und zur Busse ermahnt hatte, wenn die Stadt nicht ihrem Untergange übergeben werden sollte; was die Wuth der Empörer denn um so mehr entflammte und zum schnellen Aufruhr hinriss. Aber das Ziel dieses Aufruhrs war keineswegs der Thurm von S. Georg, dessen der sorgsame und ausführliche Lambertus mit keiner Sylbe gedenkt, was er unzweifelhaft gethan haben würde, wenn ihm von jener spätern Legende irgend eine Nachricht zugekommen sein würde, sondern der erzbischöfliche Pallast und die anstossende Domkirche. Bei der Rückkehr zur Stadt nach wenigen Tagen empfängt er die reuige Bürgerschaft wieder in der S. Georgskirche, wo er das Hochamt hielt, aber wieder wird des Thurmes mit keiner Sylbe gedacht. Später nennt er den Märtyrer S. Georg noch einmal als Fürbitter für die Stadt, um sie dem angedrohten Untergange zu entziehen. Möglich ist es, dass diese häufige Verwebung dieses Heiligen und seiner Kirche mit dem Aufruhre zur Entstehung jener Sage beitrug. Da aber zu jener Zeit noch der Erzbischof, nicht aber die Bürgerschaft, im Besitze der Stadt und ihrer Befestigung war, so ist offenbar ein späteres Verhältniss auf jene ältere Zeit übertragen worden. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass zur Zeit der Kämpfe Conrads von Hochstaden und seiner Nachfolger mit der Bürgerschaft um die Herrschaft in der Stadt Ereignisse stattgefunden haben mögen, welche den von Anno erzähl-

ten verwandt sein mochten. In die damaligen Verhältnisse würden sie offenbar passender sein und die oben angeführte Jahrszahl 1248 bestätigen helfen; denn wir glauben annehmen zu dürfen, dass die jetzigen äussern Stadtmauern von Cöln auch erst jenen Händeln um die Mitte des XIII. Jahrh. ihre Entstehung verdanken, wo also der Thurm von S. Georg noch immer als ein Castell vor der Porta alta angesehen werden konnte. Der Krahn auf dem von Conrad von Hochstaden erbauten Thurme von S. Georg und auf dem Thurme des Doms, dessen Erneuerung sich gleichfalls an diesen Namen anreiht, konnte dann beide um so eher in eine Art von Verbindung bringen. Doch verlassen wir diese Bahn der Vermuthungen, um ein desto sichereres Werk des heiligen Anno als Schluss unserer Reihenfolge in nähere Betrachtung zu ziehen.

S. Gereon war die Kirche, von welcher wir ausgingen; zu ihr kehren wir nunmehr zurück. Der Chor dieser Kirche, welcher in länglicher Form dem Polygon gegen Osten angebaut und durch zwei schöne Thürme zu den Seiten der Chornische geschmückt ist, wird laut einer unverdächtigen Nachricht als ein Werk des heil. Anno angesprochen. Der gleichzeitige Biograph desselben spricht sich nämlich folgendermassen aus lib. II. cap. 17. (Bei Gelen. l. c. S. 260): Rotundi schematis basilicam ab orientali parte, rupto muro veteri, novum continuavit aedificium, quod dispositis in longum parietibus per ascensus aspectu decentissimos in chorum spectabilem, turresque geminas operose superius consurgens, cryptam in inferioribus magnae capacitatis explicaret, addendo praeterea hunc vel illum ex coloribus sive metallis ornatum etc. Diese Beschreibung stimmt so genau mit dem jetzt noch vorhandenen Chore überein, dass selbst die magnae capacitatis crypta nicht fehlt und der durch herrliche Treppen zugängliche Chor zwischen den Langwänden.

Dennoch lehrt eine genauere Untersuchung des Bauwerkes, dass dasselbe aus zwei verschiedenen Theilen besteht, die nothwendig auch zu verschiedenen Zeiten gebaut worden sind. Die Grenze beider Bautheile ist ungefähr in der Mitte des ganzen Chors, etwas westlich von den beiden Thürmen, so dass letztere mit der Absis schon dem spätern Baue angehören, der eigentliche Langchor zwischen den Thürmen und dem Polygone aber dem ältern.

Schon die Krypta (S. die Zeichn. b. Boisserée a. a. O. Bl. 62. 63) von aussergewöhnlicher Länge zeigt in ihrer ganzen Form diesen wesentlichen Unterschied, indem die östliche Hälfte mit ihren 4 Paar freistehenden Säulen, von schlankeren Verhältnissen, höher hinaufsteigt als die westliche mit ihren fünf Paar stämmigen Säulen. Deshalb wurde auch darüber im Chore, ausser der hohen Treppe, welche die Anlage der Krypta überhaupt erforderte, um vom Polygone aus hinaufzusteigen, und deren der alte Autor ausdrücklich erwähnt, noch eine zweite weniger hohe nöthig, um den Unterschied der geringeren Erhebung des westlichen Chortheiles gegen den höheren östlichen auszugleichen. Zwar herrscht der Rundbogen in beiden Bautheilen gleichmässig, und die Kreuzgewölbe der Krypta zeigen nirgend Grate. Die der östlichen Hälfte aber sind zwischen Gurtbögen gespannt, während in der westlichen ältern auch diese gänzlich fehlen. Die Säulen in beiden sind mit Würfelkapitälen geschmückt, aber auch hier ist zwischen beiden der wesentlichste Unterschied der Formenbildung zu erkennen. Das ältere Kapitäl zeigt auch hier wieder eine strengere, ernstere und doch zugleich elegantere Form als das schon mehr handwerksmässig gebildete spätere, wo die einzelnen Halbkreisfelder mit Rundstäben umsäumt sind. Den Abakus charakterisiert bei jenem wieder vorzugsweise der weitausladende römische Karniess, hier eine Zusammenstellung mehrerer unbedeutender Gliederungen. Die

attische Basis der jüngeren Säulen ward mit Eckblättern geschmückt, während die der ältern noch keine Spur davon zeigt. Die Wandpfeiler des ältern Theiles wiederholen auch hier das Profil des Abakus, während im jüngeren östlichen Theile, auch im Halbkreise der Absis, Halbsäulen, ganz in der Weise der freistehenden, deren Stelle vertreten. Das Verhältniss beider Theile zu einander erinnert in jeder Hinsicht auffallend an das schon beschriebene des ältern westlichen und jüngern östlichen Theiles der Krypta zu Bonn, sowohl in der ganzen Struktur beider Bautheile als auch in dem gegenseitigen Verhältnisse der Formenbildungen zu einander.

Aber auch am Aeussern werden wir auffallend auf einen Vergleich mit Bonn hingewiesen [1]. Die ursprüngliche Anordnung erscheint hier folgendermassen: auch hier ist wieder ein hoher glatter Sockel, in welchem die Fenster der Krypta liegen, ohne andre Krönung als die schräge Schmiege, nach oben abgeschlossen. Ueber demselben erheben sich zwei Arkadenreihen übereinander, beide von ziemlich gleicher Höhe und gleichmässig übereinandergestellt. Die nur schmalen und wenig vortretenden Pfeiler derselben sind mit der Sockelfläche bündig, und auch sonst tritt nirgend eine Gliederung vor, indem die Kämpfer bloss seitwärts durch eine Art Hohlkehle höchst einfach profiliert sind. In der obern Reihe erkennt man noch sechs dergleichen Arkaden mehr oder weniger wohl erhalten, in der untern aber nur vier, indem die beiden westlichen hier niemals vorhanden waren. Bei der westlichsten Arkade, so unten wie oben, liegt der Kämpfer etwas höher wie bei den übrigen, ohne dass der Bogen höher hinaufsteigt; vielmehr scheint derselbe schmaler gewesen zu sein, weshalb man, um die Halbkreisform desselben festzuhalten, zu jenem Aus-

1) S. die Ansicht der am besten erhaltenen Nordseite auf der beifolgenden Tafel VIII.

kunftsmittel greifen musste; doch ist die östliche Hälfte des Bogens gegenwärtig nicht sichtbar, da hier grade der ältere Bau aufhört. Auch nach oben hin reicht der alte Bau nicht bis zur gegenwärtigen Gesimshöhe hinauf, vielmehr endete derselbe nicht weit über der zweiten Arkadenreihe, wo gegen Osten hin noch ein geringer Rest des älteren Gesimses sichtbar ist. Bis dahin nämlich erkennt man an dem Tufsteinmauerwerk (ein anderes Material ward hier nicht angewendet) dieselbe Art der Technik, welche wir schon bei Bonn und S. M. in Capitolio erwähnten, nämlich einen ungleichmässigen Wechsel grösserer und kleinerer Schichten mit fast wellenförmigen Fugen, doch im Einzelnen mit sorgfältigster Technik. Die spätern Theile aber, und so auch der genannte oberste Theil der Mauer über den Arkaden, sind in gewöhnlichen gleichmässigen Schichten mässig grossen Tufsteins mit zwar geübterer aber weit weniger sorgfältiger Technik ausgeführt. Deshalb aber muss nun dieser ganze obere Theil mit seinem Gesimse und den Resten rundbogiger Fenster, je zwei und zwei neben einander gruppiert, nothwendig jünger sein als der ganze Haupttheil der Mauer; jene Fenster sind aber später schon wieder durch grössere Spitzbogenfenster ersetzt worden, welche wahrscheinlich bei Gelegenheit der Reparaturen nach dem grossen Sturme des J. 1434 errichtet wurden (Gelen. l. c. S. 246. Boisserée hat deshalb in den Abbildungen a. a. O. Bl. 61 auch diese spätern Fenster weggelassen; doch deutet er weder in der Abbildung noch im Texte das eben geschilderte verschiedene Alter der von ihm hergestellten Rundbogenfenster gegen die älteren Arkaden darunter an). Diese spätere Hinzufügung jener Rundbogenfenster wird aber noch deutlicher dadurch, dass sie nach unten hin bis in die Arkadenstellung hinein verlängert sind, so dass die Bögen derselben zum Theil durch dieselben zerstört wurden; noch mehr aber durch den Umstand

dass wenigstens eins der Fenster des ältern Bautheiles erhalten blieb. Dasselbe befindet sich im Innern einer der obern Arkaden, der dritten von Westen, ist nur von kleinen Dimensionen und ohne alle weitere Detaillierung, bis auf eine doppelt concentrische Tufsteineinfassung des Rundbogens, welche zusammen nicht so gross sind wie die Bogenumschliessung der Arkade umher. Wahrscheinlich umschloss in der obern Reihe eine Arkade um die andere ein solches Fenster, doch sind die betreffenden Stellen gegenwärtig so zerstört, dass davon nichts mehr vorhanden ist. Dies erhaltene und gegenwärtig vermauerte Fenster wird nun aber noch durch einen besondern Umstand merkwürdig. Vor demselben befindet sich ein gothischer Strebepfeiler vorgestellt; wahrscheinlich wurde er mit den gothischen Fenstern erst nach der Zerstörung des Jahres 1434 zur Stärkung des erschütterten Gebäudes hinzugefügt. Im Innern aber entspricht demselben der Wandpfeiler, welcher das Kreuzgewölbe des Chors stützt und die beiden quadratischen Abtheilungen desselben von einander trennt. Offenbar ist diese Anlage aber älter als jene spätere Hinzufügung des Strebepfeilers; vielmehr sollte dieser nur den Fehler verbessern, den man früher bei erster Einfügung der Gewölbe in das ältere nur für eine flache Decke berechnete Gebäude begangen hatte. Hiefür zeugt nun noch besonders die Anordnung der jetzigen Fenster nicht weniger als die der gedoppelten Rundbogenfenster, an deren Stelle sie traten, und deren spätere Hinzufügung wir schon am Aeussern erkannten: sie nehmen jedesmal grade die Mitte der rundbogigen Kreuzgewölbe ein, deren Wandträger gerade vor dem ehemaligen Fenster des ältern Baues angeordnet wurde, diese ältere Anlage also nothwendig gleichzeitig vernichtete. Ueberhaupt erscheinen gruppierte Rundbogenfenster, wie hier, erst seit Einführung der Kreuzgewölbe über den Mittelschiffen, da sie sich dem Bogenschilde besser einfügen als

die gewöhnlichen einfachen Rundbogenfenster der älteren Basiliken, welche an der ganzen Wand gleichmässiger vertheilt werden können. Bei S. Georg sahen wir gleichfalls schon diese Fensteranordnung in Verbindung mit den romanischen Kreuzgewölben der Kirche als spätere Veränderung der älteren Basilikenanordnung.

Da nun auch am Aeussern der ganze östliche Theil des Chores mit den beiden Thürmen und der Chornische eine wesentlich andere Technik und der Formenbildung als jene älteren Theile des Langchores zeigt, und nicht nur den späteren oberen Hinzufügungen desselben in jeder Weise sich anschliesst, sondern sogar mit denselben im Mauerwerk verbunden ist, so erkennen wir daraus die unzweifelhafte Thatsache, dass, wie die östliche Krypta, so auch der ganze östliche Gebäudetheil darüber, so wie die Erhöhung des Langchores nebst der Gewölbeanlage darin eine spätere Umänderung des ursprünglichen Chores ist. Von dem älteren Baue aber existieren nur noch die westliche Hälfte der Krypta, und darüber die beiden Langmauern mit ihren Blendarkaden, mit Ausnahme des oberen Mauertheiles; auch die grosse Treppenanlage zum Chore hinauf, mit Ausnahme späterer Abänderungen, gehört zur ursprünglichen Anlage.

Nachdem wir so die Bautheile nach ihrer Construction von einander gesondert haben (das Polygon in seiner gegenwärtigen Gestalt gehört, wie bereits oben erwähnt wurde, einem noch spätern Zeitalter an), betrachten wir die Entstehungszeit eines jeden derselben näher.

Wenn die grosse Uebereinstimmung des gegenwärtigen Gebäudes mit der alten Beschreibung des annonischen Baues dahin leitete, das ganze Bauwerk demselben zuzuschreiben, dieses aber in Folge der vorstehenden Untersuchung nicht möglich ist, so bleibt nur die Frage zu unterscheiden, ob Anno den westlichen oder östlichen Theil errichtete. Die beiden Thürme des Chores scheinen allerdings für den letz-

tern Fall zu sprechen, da ihrer von dem alten Autor so entschieden Erwähnung geschieht; aber die Annahme, dass die gegenwärtigen Thürme nur an die Stelle zweier älteren getreten seien, welche etwa eine ähnliche Stellung wie die gegenwärtigen hatten, ist keinesweges zu gewagt, da sich Aehnliches häufig ereignet hat. Eben so bestimmt, wie jene beiden Thürme, erkennen wir nun aber in der Beschreibung des Anonymus den ganzen westlichen Theil mit der weiten Krypta, der hohen Treppe, welche in den Chor zwischen den Langwänden hinaufführt, wieder. Vor Allem wichtig ist aber die ausdrückliche Nachricht, dass Anno, um diesen Bau auszuführen, die östliche Wand des Rundbaues durchbrochen habe; zum Beweise, dass hier nicht etwa schon ein älterer Anbau vorhanden war. Wir sind also zu der bestimmten Annahme berechtigt, dass der westliche Theil der Krypta allein diesem berühmten Bischofe zuzuschreiben sei, und dass dieser gegen Osten einen später zerstörten Abschluss mit zwei Thürmen und einer Abside dazwischen hatte. Unmöglich ist es nicht, dass die östlichste Arkade, deren Kämpfer, wie oben erwähnt wurde, in jedem Stockwerke etwas höher als jene der übrigen Bogenstellungen liegen, schon den Unterbau jener Thürme bildete und deshalb auch etwas abweichend ausgebildet wurde. Hiemit würde der Umstand zusammenstimmen, dass das östlichste der fünf Säulenpaare der älteren Krypta gegen die übrigen um eine Stufe erhöht steht [1]), welche Erhöhung sodann für die ganze spätere östliche Krypta beibehalten wurde; ferner sind die Schäfte dieses Säulenpaares durch schräge Kannelierungen reich decoriert, indem diese sechsmal der Höhe nach, von der Linken zur Rechten und umgekehrt laufend, mit einander abwechseln [2]).

---

1) Bei Boisserée Bl. 63 ist dieses nicht ganz richtig gezeichnet.

2) Die Inschrift: + AL. S̄. KATHERINE an dem Kapitäle der südlichsten Säule ist erst später, wahrscheinlich bei Stiftung eines Altares, hinzugefügt worden.

Die Auszeichnung dieses Säulenpaares erklärt sich sehr leicht durch die Annahme, dass dasselbe unmittelbar vor dem ehemaligen Hauptaltare der Krypta stand; die Erhöhung dieses Platzes war eben so häufig wie der reichere Schmuck der dem Altare zunächst stehenden Säulen. Dies wäre denn auch der Altar, den der Erzbischof Anno 1068 XI. Kal. Nov. geweiht hat, nachdem er schon im Jahre zuvor 1067 XVI. Kal. Nov. die Nicolaikapelle, welche dem westlichen Theile der Krypta gegen Süden verbunden ist, geweiht hatte — ein neuer Beweis, dass von ihm der westliche Theil derselben erbaut wurde. Endlich im J. 1069 IV. Kal. Sept. weihte er den Hauptalter der Kirche im Chore ein, sodass hiernach der gesammte Bau etwa 3 Jahre gedauert haben würde. (Gel. l. c. S. 268). Der Hauptbeweis für die Erbauung dieses Gebäudetheiles im XI. Jahrh. ist aber die innere Verwandtschaft der Architektur desselben mit den oben geschilderten Gebäuden, namentlich aber mit dem Münster zu Bonn und der gleichfalls vom heil. Anno erbauten S. Georgskirche.

Nachdem wir die Erbauungszeit dieses ältern Theiles festgestellt haben, gehen wir zu der des jüngeren Chorschlusses über. Die ganze Architektur zeigt einen entschieden vorgeschritteneren Charakter als der von Anno erbaute Theil. Wir erkennen daran den ausgebildeten romanischen Stil mit seinen grösseren und kleineren Bogenstellungen über Säulen, welche theils freie Gallerien bilden, theils an die Wand gelehnt stehen; Lissenen und Rundbogenfenster mit reicher Säuleneinfassung u. s. w., wie dergleichen vorzugsweise um die Mitte des XII. Jahrh. üblich war. Schon am östlichen Theile des Münsters zu Bonn mit seinen beiden Thürmen sehen wir ein ähnliches und gut datiertes Work jener Zeit; auch stimmt damit die handwerksmässige Fertigkeit in der Technik aller Construktionen so wie in der Behandlung der Details überein, welche von der schüchternen Sorgsamkeit, die wir an den Werken des

XI. Jahrh. erblickten, weit entfernt ist. Wir würden hiernach diesen Bautheil allein aus inneren Gründen der Mitte des XII. Jahrh. zuschreiben, doch kommt uns zu dieser Bestimmung noçh eine von Gelenius (l. c. S. 268) aufbewahrte Nachricht zu Hülfe, welche die verschiedene Erbauungszeit beider Theile klar nebeneinanderstellt, obschon sie bis jetzt von keinem neueren Kunstschriftsteller für diesen Zweck benutzt worden ist. Indem er von den Einweihungen der Kirche spricht, sagt er: Dedicata est ecclesia a B. Annone secundo Arch. Col. auxiliante Hizelino Scarensi Ep. A. D. MLXIX. Indict. VII. IV. Cal. Sept. in die decollationis S. Ioannis, atque postea ob motionem altaris eodem festo S. Ioannis reconsecrata ab Arnoldo secundo. Hieraus ersehen wir, dass der vom Erzbischof Anno i. J. 1069 geweihte Hochaltar der Kirche, wegen Verlegung desselben, von seinem spätern Nachfolger Erzbischof Arnold II. (1151-1156) aufs neue geweiht wurde. Vergleichen wir hiermit die andere Nachricht, dass der heil. Norbert i. J. 1121 den bis dahin verborgenen Körper des heil. Gereon aufgefunden habe (ebends. S. 269 u. Surius zum 6. Juni), so folgt hieraus, dass um diese Zeit wahrscheinlich die Erweiterung des Chores begonnen hat (wie denn solche Auffindung von Heiligen zugleich die Aufgrabung des Grundes zu den Fundamenten bedingte und je nach dem Rufe der aufgefundenen Reliquien erwünschte Gelegenheit zu Geldspenden für den Bau darbot, so dass deshalb fast immer mit einer solchen Auffindung eine Bauthätigkeit verbunden zu sein pflegt), und dass dieser Bau jedenfalls in den Jahren 1151-1156 vollendet war, mit Ausnahme vielleicht des Obertheils der Thürme, welche sehr wohl auch noch nach der Einweihung fortgebaut werden konnten. Noch später, seit 1212, wurde sodann der alte Rundbau abgebrochen, um demnächst in die noch bestehende Polygonform umgewandelt zu werden.

F. v. Quast.

III. Litteratur.

Verhandeling over het Westland, ter Opheldering der Loo-en, Woerden en Hoven benevens de Natuurdienst der Friesen en Batavieren, opgedragen aan de Faculteit der bespiegelende Wijsbegeerte en fraaije Letteren te Groningen, door D. Buddingh. Leyden, 1844. 8. XXIV. u. 446. Mit einer Karte des Westlands.

Seit *Mone* (Niederländische Volkslitteratur) und *Hoffmann von Fallersleben* (Horae belgicae) den ungeahnten Reichthum der mittelalterigen Litteratur der Niederlande aufgedeckt und auf die Schätze hingewiesen haben, die hier für unsere Alterthümer ungenutzt verborgen liegen, begann sich in beiden Königreichen der Eifer zu regen, diese reichen Fundgruben völlig aufzuschliessen und selber auszubeuten. Bis dahin hatte Belgien, von französischer Litteratur überschwemmt, das Vaterländische überhaupt geringgeschätzt; Holland, für seine Sprache und s. g. classische, d. h. nach französischen Vorbildern gemodelte Kunstlitteratur mehr als billig eingenommen, sich doch ausschliesslich der antiken Philologie hingegeben, ohne auch darin neuerdings grosse Fortschritte zu machen, seine ältere und volksmässige Poesie aber, seine heimischen Ueberlieferungen und Alterthümer, deren Studium auch bei uns noch kein Jahrhundert alt ist, fast gänzlich vernachlässigt. Noch jetzt zeigt sich das Bestreben, das hierin Versäumte nachzuholen, in Belgien lebendiger als in den Niederlanden. Der Grund grösserer Regsamkeit liegt aber dort bekanntlich in dem Uebergewicht der französischen Sprache, Litteratur und Sitte,

von welchem sich die sog. flämische Bewegung nicht gänzlich erdrücken lassen will, das sie aber abzuschütteln vergeblich bemüht bleibt. In Holland, wo dieser äussere Antrieb wegfällt, ist die Rückkehr zu dem heimischen Boden, wenn auch erst begonnen, eine um so erfreulichere Erscheinung, die wir, wie sie für sich selbst Aufmunterung verdient, schon in unserm eigenen Interesse willkommen heissen müssen. Auch dürfen wir das bisher auf diesem neuen Gebiete geleistete nicht so gering anschlagen als diess neulich bei Mittheilung einer friesischen Zaubersage im Janus geschah, wo die holländischen Gelehrten den Vorwurf hinnehmen mussten, dass sie sich in ihrem classischen Stolze zu vornehm deuchten, eine solche Perle vom Boden aufzuheben.

Der Verfasser des gegenwärtigen verdienstlichen Werkes, dem sich Ref. in den Martinsliedern (Bonn bei *Marcus* 1846) mehrfach verpflichtet bekennt, geht in dieser Richtung nebst *Halbertsma, de Haan Hettema, de Vries* u. A. seinen Landsleuten rühmlich voran und hat sich ihr, wie mehrere seiner frühern Werke: Verhandeling over de Noord. Godenleer 1836, Eddaleer 1837, Ontdekking van Amerika in de X. eeuw, 1838, Oude en latere Drinkplegtigheden by de Scandinaviers, Germanen en Nederlanders 1842 darthun, bereits seit geraumer Zeit zugewendet.

Der nächste Gegenstand dieser seiner neuesten Schrift ist zwar nur das Westland, d. i. der südwestliche Theil der Provinz Südholland, von welchem eine genaue Specialkarte beigegeben ist, sie greift aber über diese enggesteckten räumlichen Grenzen vielfach so weit hinaus, dass sie nicht einmal die Grenzen des Königreichs inne hält. Auch seinem Inhalte nach leistet das Buch mehr als es verspricht. Die Betrachtung der Loo-en, Woerden und Hoven des Westlands, welche der Titel ankündigt, führt nämlich den Verfasser viel tiefer in die Sache, als man vermuthen

würde. Denn indem er sich bemüht, jene drei einfachen Wortbegriffe zu erläutern, und dieser Erläuterung den Text seines Werkes widmet, der nur die ersten vierzig Seiten einnimmt, sieht er sich veranlasst, den ganzen übrigen Raum zu Anmerkungen zu verwenden, die seine Ansichten beweisen und näher ausführen sollen. Diese Anmerkungen aber beziehen sich fast auf alle Lehren der deutschen Mythologie, so dass sich diese hier ziemlich vollständig abgehandelt findet. Sie führen ihre eigenen Ueberschriften und sind als Capitel des Buchs zu betrachten, dessen bessern Theil sie bilden, da der Text seines beschränkten Bezugs auf das Westland und der Dürftigkeit seines Inhalts wegen so wenig bedeutend erscheint, dass wir ihn neben den Anmerkungen, die ganz wohl für sich bestehen könnten, kaum vermissen würden. Wenn auch bei diesen mancher Irrthum mitunter läuft und die Wissenschaft sich nicht alle hier vorgetragenen Ansichten und Vermuthungen aneignen kann, so wird sie doch für das reichhaltige, noch unbenutzte Material dankbar sein müssen, das der Fleiss und die Gelehrsamkeit des Verfassers aus seiner uns noch wenig erschlossenen Heimat beibringt. Und nicht zur Mythologie allein, obgleich es auf diese zunächst abgesehen ist, auch für das Volkslied, das Sprichwort, für Sitten und Gebräuche, Volksfeste und Spiele und alle andern Gegenstände deutscher Alterthumsforschung finden sich hier schätzbare Beiträge gesammelt.

Mit der ältern und neuern Litteratur seiner Heimat ist der Verfasser vertraut, er macht uns mit allem bekannt, was die Gelehrten seines Landes über die hier einschlagenden Fächer geschrieben haben; auch die vornehmsten Leistungen der Deutschen sind ihm selten unbenutzt geblieben, und indem er seine Landsleute auf diese Forschungen aufmerksam macht, erweist er ihnen wie uns einen gleich grossen Dienst. Zwar scheint er nicht durch deutsche Gelehrsamkeit zuerst

angeregt, sondern aus dem Studium der nordischen Mythologie in die deutsche gekommen zu sein; was dänische und schwedische Gelehrte zur Erläuterung jener geleistet haben, hat er zum Gegenstand genauern Studiums gemacht, wie man schon nach den angeführten Titeln dreier seiner Werke anzunehmen geneigt sein wird. Weniger scheinen ihm die Bemühungen der Deutschen um nordische Litteratur und Sage bekannt: er nennt *Ettmüller, Stuhr, Levis* und *Wachter*, aber nicht *Uhland* (Mythus des Thor). Auf dem Gebiete der deutschen Alterthumsforschung sind ihm viele Namen geläufig; dass ihm *Mone* und *Hoffmann* in erster Linie stehen würden, liess sich voraussetzen, so wie dass eine so glanzvolle Erscheinung wie *Jacob Grimms* ihn angezogen haben werde. In der That hat er dessen Mythologie in beiden Ausgaben benutzt, er nennt auch die R. A. mehrmals; doch scheint ihm die Grammatik so wie *Graffs* althochdeutscher Sprachschatz und *Schmellers* baierisches Wörterbuch fremdgeblieben, was wir um so mehr bedauern, als ihm ein eigenes vergleichendes Sprachstudium nicht zu Gebote steht. Hieraus erklärt es sich auch, dass er auf eine gelegentliche Aeusserung *Mones* oder *Ettmüllers* eben so sicher fortbauen zu dürfen meint als auf einen Ausspruch *Jacob Grimms*, dem er zu widersprechen nicht selten Veranlassung nimmt und ohne überzeugende Gründe. Bei seiner Kenntniss der nordischen Mythologie fällt es auf, dass ihm die deutsche Heldensage so wie der Bëòwulf und das angelsächsische Lied vom Wanderer entgangen zu sein scheinen, auf welche wir ihn, so wie auf *K. Müllenhoffs* 1844 noch nicht erschienene Nordalbingia hinweisen zu müssen glauben, da er daraus vielfältige Bereicherung seiner Kenntnisse schöpfen wird. Auf einige andere deutsche Werke, die in das Gebiet seiner Forschungen einschlagen, werden wir ihn später aufmerksam zu machen Gelegenheit finden.

Dass der Titel des Buchs von dem Naturdienst der Friesen und Batavier spricht, darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, da wir bei seiner Neigung, Alles auf Wasser- Feuer- und Sonnendienst u. s. w. zurückzuführen, schwerlich hoffen dürften uns über diesen sonst vieldeutigen, mithin nicht unbedingt zu verwerfenden Ausdruck mit ihm zu verständigen. Wir begnügen uns auf *Gr.* Myth. II. Ausg. S. 89—91. 548. 613. zu verweisen, wo unsere gemeinschaftlichen Voreltern vor dem Vorwurf bewahrt werden, sich einem groben, götterlosen Naturcultus ergeben zu haben. Götterlosigkeit der deutschen und nordischen Mythologie behauptet zwar auch der Verfasser nicht, er scheint es aber bei jener Neigung zuweilen zu vergessen, und freilich mag diess dem rohern Volke auch nicht selten begegnet sein, dass die Verehrung der Elemente, der Thiere und Pflanzen von der Anschauung belebter Natur ausgehend doch zuletzt den göttlichen Wesen galt, die sich hinter diesen angenommenen Formen und Zeichen verborgen hielten.

Wir kommen zu der Erklärung, die der Text des Buchs von den Loo-en, Woerden und Hoven giebt. Bei dem ersten Worte verwirft er *Heldrings* Erklärung, Loo sei der heilige Busch (lucus), worin der Batavier seinen Göttern diente; er verwirft auch, wie wir glauben mit Recht, die ältere, wonach es, wie wirklich das gleich zu besprechende lè(hlèo) lèwes, eine Erhebung des Erdreichs bezeichnen soll. Er selbst stellt es mit Lacus und Lauge zusammen und giebt W a s s e r als die Bedeutung an. In Waterloo soll demnach das erste Wort der Zusammensetzung nur eine Erklärung des zweiten enthalten und Venloo müsste er für Sumpfwasser nehmen. Die vielen in Belgien, den Niederlanden (und Westfalen) vorkommenden mit Loo zusammengesetzten Ortsnamen, die er in einer eigenen Anmerkung zusammenstellt, sind ihm daher eine Bestätigung des altdeutschen Wassercultus. Auch in den auf -lee endenden Ortsnamen

wie Oosterlee, Westerlee sieht er nur eine Abschwächung dieses -loo, desgleichen in vielen andern, ja S. 79. soll selbst das -lei in unseren deutschen Lurlei Wasser bedeuten, so dass also auch der Stein, der dem flüssigen Element gerade entgegengesetzte harte Fels, der nicht einmal immer aus dem Wasser entstanden zu sein braucht, wie die vulcanische Erpeler Lei beweist, von dieser etymologischen Sündflut verschlungen wird. Doch steht allerdings das isländische lâ (fem.) bei Biörn (Lex. isl.) dem Verfasser zur Seite, aus dem aber unser loo schwerlich herzuleiten ist. Das mit jenem lâ verwandte in deutschen Dialecten vorkommende fem. lôhe bedeutet auch höchstens eine sumpfige Stelle im Boden; in Venloo wäre diess aber, da Venn (fango, fange) schon Sumpf ist, ein Pleonasmus wie es Waterloo sein würde, wenn die aufgestellte Erklärung richtig wäre. In den meisten angeführten Ortsnamen ist aber an jenes weibliche lôhe wohl nicht zu denken, sondern an das männliche und neutrale lô für lôch (lucus), dem wir in Hohenlôhe, Heiligenlôh (*Perz* II, 362.) begegnen, welches *Grimm* Myth. II. A. 65. für Holz nimmt und das in Dornlôh (*Schmeller* II, 460.) wiederkehrt, wo es unmöglich Wasser bedeuten kann. Einen Uebergang in den Begriff von Aue oder Wiese, deren Verwandtschaft mit dem Wasser nicht bestritten werden kann, giebt *Grimm* R. A. p. 794. allerdings zu, aber die vielen mit lô zusammengesetzten Waldnamen, deren er aus *Kindlinger* gedenkt, machen es unstatthaft, loo geradezu für Wasser auszugeben. Zum Schluss stehe hier noch eine Stelle aus Folcuinus gesta abbatum Lobiensium (2. Hälfte des 10. Jahrh.), welche unsere Erklärung urkundlich belegt: „Locus ille eorum lingua Lobach dicitur, et „lo“ quidem vocant obumbrationem nemorum, „bach“ autem rivum, quae duo, si componantur, faciunt: obumbraculi rivum.“

Auch mit der Erklärung der Woerden können wir uns nicht einverstanden erklären. Der Verfasser giebt sie für Todtenäcker aus, indem er den Namen der Norne der Vergangenheit, die altn. Urdr, alth. Wurt hiess, darin wiederfindet und demgemäss alle auf Weurt, Woert, Waart, Waarden, Wert endenden Ortsnamen auf heidnische Begräbnissplätze deutet. Zu einer so sonderbaren Ansicht mag ihn die Thatsache verleitet haben, dass auf hohen, dem Wasser unzugänglichen Haidenflächen, die dem Niederländer Woerd, dem Westfalen Word (area) heissen, wie er auch Wordzeichen für Wahrzeichen gebraucht, in alter Zeit Todtenäcker nicht selten angelegt wurden.

Gegen des Verfassers Erklärung der Hoven kann kein sprachliches Bedenken obwalten, und wenn er sie für das Innerste, das Allerheiligste heiliger Haine erklärt, wo sich die Gottheit im Dunkel rauschender Blätter den Blicken der Sterblichen entzog, wo späterhin Altäre und Tempel errichtet wurden, wo auch Priester und Könige wohnten, so dürfte er sich dafür auf das althochd. frîthof, ja auf das nordische hof (fanum, delubrum) und die hofgodar (Opferpriester des Nordens), auf die hofgydia (Priesterin) berufen. Eine andere Frage ist es freilich, ob die Hoven des Westlandes in so frühe Zeit zurückreichen, dass sie Opferstätten gewesen sein könnten, und diess scheint uns der Verfasser nicht erwiesen zu haben.

Auch von den auf lar ausgehenden Ortsnamen, deren auch in Deutschland z. B. Fritzlar, ja in unserer nächsten Nähe (Geislar, Liblar) vorkommen, legt der Verfasser ein Verzeichniss an, denn er möchte sie gleichfalls auf alte Tempel und Opferplätze beziehen. Da aber lar immer nur Haus heisst, so kann er keinen Beweis für seine Meinung aufbringen als den §. 4. des »indiculus superstitionum de cas ulis id est fanis«, welcher aber, da man noch heutzutage von Gotteshäusern und Bethäusern spricht, nichts wei-

ter beweist als dass man unter fanum ein kleineres gottesdienstlichem Gebrauch gewidmetes Gebäude verstand. Ein andermal, in dem Abschnitt vom Thierdienst, sammelt er alle mit Ross (hross) zusammengesetzte Ortsnamen, wobei ihm nur das Unglück begegnet, dass er hross mit horst (hurst = Strauch, Hecke) verwechselt und alle damit zusammengesetzte Namen wie Arendhorst, Welpenhorst, Storckhorst, Havixhorst, Bockhorst nicht etwa auf den Thierdienst überhaupt, was schon eher anginge, sondern gerade auf den Pferdedienst bezieht. Bei diesem Studium der Ortsnamen, mit dem sich der Verfasser so vielfach beschäftigt hat, müssen wir bedauern, dass er *Leos* Rectitudines nur aus einem Citat zu kennen scheint.

Die noch immer spukende Ableitung der Grafen von den Grauen (Grâwen) findet sich auch hier S. 178. wiederholt und durch ein seltsames Missverständniss beruft sich der Verfasser dafür auf *Grimm*, der sie R. A. S. 752. überzeugend dargethan habe, wo er sie vielmehr verworfen und durch eine andere, doch auch bedenkliche, ersetzt hat. Hier möchten wir den Verfasser auf *Herm. Müllers* Lex salica §. 39. verweisen, dessen Herleitung wir der *Grimm*schen vorziehen. Die Bekanntschaft mit diesem Buche, das die Gegenstände seiner Studien so vielfach berührt, wäre ihm überhaupt zu gönnen gewesen.

Doch die etymologischen Missgriffe des Verfassers thun seinem Werke wenig Eintrag, da die Masse der beigebrachten Notizen, wenn sie auch hier und da anders zu verwenden wären, ihm einen dauernden Werth sichert. Auch den Scharfsinn des Verfassers haben wir nicht selten selbst da zu bewundern Gelegenheit, wo uns an der Richtigkeit seiner Combination noch ein Zweifel übrig bleibt. Von dieser Art ist es, wenn er in der Anmerkung 59 über die aus Tacitus bekannten Brüder Alcis, welche er für Baldur und Hödur hält, den Nachweis versucht, dass sich in den

Schützenfesten noch eine Erinnerung an ihren Cultus erhalten hätte und hierfür unter andern die Sonnenscheibe zu Ballo als Beweis anführt. Bekanntlich schossen die Asen nach (dem Sonnengott) Baldur, um seine Uuverletzlichkeit zu versuchen, wobei er auf Lokis Veranstaltung von Hödur mit dem Misteltein getödtet wird, da die Mistel allein von allen Bäumen nicht in Eid und Pflicht genommen war. Mit dem Schützenfest ist an manchen Orten ein Fischfang verbunden, wie jener zu Heusden, der S. 288. beschrieben wird. Die Deutung desselben auf den Fischfang der Asen um den in einen Lachs verwandelten Loki zu fangen, und für Baldurs Tod an ihm Rache zu nehmen, ist freilich noch gewagter als die Deutung der Sonnenscheibe auf den Sonnengott; aber sollte sie auch fehlschlagen, so werden uns die geschilderten Gebräuche entschädigen. Ein andermal (S. 147.) freilich spielt ihm die Neigung zu symbolischen Deutungen einen neckischen Streich: indem er nämlich aus *Schotanus* (Beschr. van Friesland S. 208.) von der geweihten eisernen Kuh berichtet, die in der Pastorat zu Bridwerth bewahrt wurde, um bei Begräbnissen vor oder hinter der Leiche auf den Kirchhof geschleppt zu werden, wenn die Hinterlassenen dem Priester eine lebende Kuh (oder deren Werth, vermuthen wir, in baarem Gelde) verehrt hatten, damit er für die Seele des Abgestorbenen bete, sieht er in der eisernen Kuh ein Sinnbild des eisernen oder eiskalten Todes, weil er nicht weiss was im deutschen Privatrecht unter eisernem Vieh verstanden wird, worüber ihn das *Gr.* R. A. S. 593. erläuterte Sprichwort »eisern Vieh stirbt nicht« hätte belehren können. Mit dem eisernen Füllen zu Kesteren hatte es ohne Zweifel auch keine andere Bewandtniss. Die falsche Deutung schmälert den Werth der beigebrachten Nachricht nicht, in welcher wir allerdings ein Ueberbleibsel eines alten Opfergebrauches erblicken dürfen, wenn wir annehmen, dass die Kuh sowohl als das Füllen in der heid-

nischen Zeit bestimmt war, bei dem Leichenbegängniss geopfert zu werden. Bei einer ähnlichen Gelegenheit S. 322. gedenkt der Verfasser aus *Janssens* Schrift über die Hunnenschanzen am Udelermeer zweier altfriesischen Wörter, heenekleed für Todtenkleid und Heunburgin für Leichenweib, von welchen letzteres, denn ersteres ist nicht neu, vielleicht zur Erklärung der bekannten Benennung des Todes: Freund Hein führt, welche *Grimm* S. 811. nicht zu deuten weiss.

Zum Schluss machen wir auf den altdeutschen Kalender aufmerksam, welchen die 66. Anmerkung: Von den Festen und Festzeiten enthält, welche wir überhaupt, wäre des Neuen und Belangreichen nicht überall so viel, dass wir billig anstehen müssten, Einzelnes hervorzuheben, für den besten Abschnitt des Buchs erklären würden.

K. Simrock.

IV. Chronik des Vereins.

Der in der letzten Generalversammlung des Vereins gefasste Beschluss, auch die Denkmäler des Mittelalters in den Bereich seiner Forschungen zu ziehen, hat sowohl in der an *Winckelmanns* Geburtstage am 9. December v. J. gehaltenen sehr zahlreichen Festfeier als in dem vorliegenden Hefte den Anfang seiner Ausführung gefunden und wird fortwährend im Auge behalten werden. Möge der erweiterte Verein in immer höherem Masse die Theilnahme des Rheinlandes gewinnen, mögen seine Bemühungen, schon jetzt nicht unwichtig, täglich ergiebigere und gedeihlichere Früchte bringen; möge ein erquickender Hauch der Heimath die fröhliche Kunde von seinem Wachsthum und seiner Blüthe zu dem Unterzeichneten an die fernen Gestade der Ostsee tragen.

Bonn, den 19. Mai 1847.

Im Namen des Vorstandes
Prof. Dr. Urlichs.

Geschenke und Erwerbungen.

Anm. Die mit einem Sternchen bezeichneten Bücher sind Geschenke der Verfasser, die andern der betreffenden Vereine.

105. *J. Steiningers,* Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. Trier. 1845. (Angekauft).

106. Compte-Rendu des séances de la Commission royale d'histoire, ou recueil de ses bulletins. Tome. IX. Bruxelles. 1845. Tome X. 1. (Idatii episcopi Aquiflaviensis Chronicon).

107. Oberbaierisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben v. d. historischen Verein von und für Baiern. VII. 1. 2. 3. München. VI, 2. 1844. 1845-46. VIII. 1. 1847. — Jahresbericht des Oberbaierischen Vereins 1845—46.

108. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XI. Hefte 4°. 1837—46. Beilage: Inscriptiones Helveticae coll. ab *J. C. Orellio.* 1844.

109. De vrije Fries. Mengelingen, uitgegeven door het Provinciaal Friesch Genootschap, ter beoefening der Friesche Geschied-, Oudheid- en Taalkunde. I. II. III. 1844. te Leeuwarden. IV. 1. 2. 3. Stuk. 1845 und 46.

110. Mehre Nummern der trierer Zeitschrift Pilanthrop.

*111. Hanno II. von *Mooyer* in Minden. (Einzelabdruck).

112. *Schmidt's* Zeitschrift für Geschichte V, 1. 1846. (3 Ex.).

*113. *A. Jahn,* Abhandlung über Unteritalisch-Keltische Gefässe. Bern. 1846. 4°.

114. Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. I. Band. (n. F.) 1845.

*115. *P. Cuypers* Berigt omtrent eenige Oude Grafheuvelen onden Baable-Nassau in Noord-Braband. m. 3. Pl. Arnhem. (niet in der Handel).

*116. Dr. *C. I. C. Reuvens,* Dr. *C. Leemans,* Dr. *L. J. F. Janssen,* Romeinsche, germaansche of gallische Oudheden in Nederland, Belgie en een gedeelte der aangrenzende Landen. Leyden. 1845.

*117. Dr. *L. J. F. Janssen*, Oudheidkundige Mededeelingen. IV. m. VIII. Pl. Leyden. Luchtmans. 1846.

*118. *Jr. Mr. M. de Haan Hettema*, Opgraving en Bewaring van Oudheden. (Einzelabdruck). 1846.

119. Berigt omtrent eene Muurschildering in de Sint Martens-Kerk te Bolsward.

120. Neues Archiv der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Band II. 1 u. 2.

121. Abhandlungen der historischen Klasse der baier. Academie der Wissenschaften. IV. Bd. 1. u. 2. Abtheil. 1844—45. — Bulletin der Münchner Academie. 1844. Nr. 51-57. 1845. Nr. 1-52. 1846. Nr. 1-5.

122. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. 2. 3. IX. 1. u. 2.

123. Fünf Bände der Münchner gelehrten Anzeigen. 4°. (Geschenk von Dr. *Lersch.*)

124. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. IV. B. 3 Hefte. — Archiv des Vereins V. B. 1. H. 1 Suppl. Bd. (Geschichte der Stadt Grünberg). II. Suppl. (der hessischen Chronik 9. u. 10. Heft 1845. 11. und letztes Heft 1847).

125. Chronik des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen. 1845. — Urkunden zur hessischen Landesgeschichte. Darmstadt. 1846. — Period. Blätter. Nr. 1. u. 2. 1846. 3. u. 4. 1847.

*126. Traditiones Witzenburgenses. Ed. *Zeuss*. Spirae. 1842.

*127. *Buddingh*, Verhandelung over het Westland. Leyden. 1844.

*128. a. Dr. *Steiner*, Geschichte des Patrimonialgerichts Londorf und der Freiherrn von Nordeck zu Rabenau. Darmstadt 1846. — b. Desselben, Geschichte d. Bachgaus im alten Maingau. 3 Theile. 1827.— c. Desselben, altbaierisches Gerichtswesen. 1824. — d. Desselben, Geschichte und Topographie des Maingebiets und Spessarts. 1834. — e. Geschichte und Alterthümer des Rodgau's von dems. 1833. — f. Beschreibung der Schlacht bei Dettingen, 27. Juni 1743. Darmstadt. 1834. — g. Desselben, Georg I. Landgraf von Hessen-Darmstadt 1828. — h. Desselben, Caroline Landgräfin von Hessen-Darmstadt. 1841. i. Deeselben. Ludwig I., Grossherzog von Hessen und bei Rhein, nach seinem Leben und Wirken. 1842.

*129. a. Die Donauquellen und das Abnobagebirge der Alten. Von *C. B. A. Fickler,* Direktor des Gymn. zu Donaueschingen. 1840. — b. Anniversarienbuch des Klosters Mariahof bei Neidingen, v. *Fickler.*

130. Jahresbericht des Vereins von Oberfranken zu Bayreuth für 1845—46. — Archiv für Geschichte und Alterthümer von Oberfranken. III. 2. Heft.

131. 8. u. 9. Bericht des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken. 1845 u. 46.

132. Historisch-geographischer Atlass der Schweiz von *J. K. Vögelin.* 1. Lieferung. Zürich. 1846. (Angeschafft).

*133. Dr. *Janssen,* Nederlaandsch - romeinsche Dactyliothek. Met VI Platen. Leyden. 1844. 1. Suppl. Met 2 Platen. 1846.

*134. *F. Piper,* über einige Denkmäler der Königl. Museen zu Berlin. Mit 1. Tafel. Berlin. 1846.

135. a. Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. — b. Die Kirche zu Ottmarsheim im Elsass von *J. Burckhardt,* mit 1. lithogr. Tafel. 1844. — c. Die Barfüsser-Klosterkirche in Basel von *Adolph Sarasin,* mit 11 lithogr. Tafeln. Basel. 1845. 4°.

*136. Walter von Klingen, Stifter des Klingenthals und Minnesänger, von Prof. Dr. *W. Wackernagel,* mit 2 lithogr. Tafeln. 1845. 4°.

137. Adrianus Pars, Catti aborigines Batavorum. Dat is: de Katten de Vooronders der Batavieren. Leyden. 1697. 8°. (Geschenk von Dr. *Janssen*).

138. Arkstée, Nymegen de oude Hoofdstad der Batavieren. Gravenhage. 1738. 8°. (Geschenk von Dr. *Janssen*).

*139. *Rappeneggers* römische Inschriften in Baden, Schluss. Mannheim. 1846.

*140. Sendschreiben an die erste Versammlung deutscher Geschichts- und Sprachforscher zu Frankfurt a/M., von Freiherrn *Hans von und zu Aufsess.* Nürnberg. 1846.

*141. Geschiedkundig onderzoek van den Koophandel der Friezen, door Mr. *Jacob Dirks.* Utrecht. 1846.

*142. Bydragen tot de Munt-en Penningkunde van Friezland, door Mr. *J. Dirks.* 1845 u. 46. 2 Hefte. (Einzelabdrücke).

143. Publications de la societé pour la recherche et la conservation des monumens historiques dans le Grand-duché de Luxembourg. I. 1845-46. Luxembourg. 1846.

*144. *M. Bormann,* Nachlese zum ersten Theile der Beiträge zur Ardennengeschichte. (Nebst 2 Karten). Prüm. 1846.

145. Abhandlungen der Kaiserl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. V. Folge. Band IV.

*146. Rapport fait par *M. Roulez,* sur deux Mémoires. (extrait du tome XIII. des Bulletins de l'academie royale de Belgique. 8°).

*147. Lycurgue furieux par *J. Roulez.* Paris. 1846. 8°.

*148. Notice sur un bas-relief funéraire du musée d'Arezzo, re-

présentant une scène du toilette, par *Roulez*. (extrait du tome XIX. des mem. de l'ac. roy. de Belg.). 4°.

149. Verzeichniss der Bildhauerwerke und Gemälde, welche sich in den Königl. hannöverschen Schlössern und Gebäuden befinden. Hannover. 1844. 8°. (Gesch. von Dr. Grotefend).

150. Zweiter Bericht des historischen Vereins der Pfalz. 1847.

151. 9. 10. und 11. Jahresbericht der Sinsheimer Gesellschaft. 1843. 44. und 46.

152. Della importanza dell' archeologia per rispetto allo studio della civilta umana. Ragionamento di *Frederico Bursotti*. Napoli. 1846. (Gesch. von Prof. *Welcker*).

153. Zeitschrift des Mainzer Vereins zur Erforschung der rhein. Geschichte und Alterthümer. I. B. 2. H. 1846.

154. Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Von Dr. *Heinr. Schreiber*. 5. Jahrg. mit Abbild. Freiburg im Breisgau. 1846. (Angeschafft).

*155. De Moedergodinnen. Eene oudheidkundig-mytholog. Verhandeling. Door Mr. *H. De Wal*. Te Leyden. 1846.

*156. Dr. *Janssen*, Forts. der Grieksche, Rom. en Etrur. Monumenten van het Mus. van Oudheden te Leyden.

*157. Notice sur un buste antique en bronze. Par *J. Roulez*. Gand. 1836. (Einzelabdruck).

*158. Notice sur des antiquités a Hooghstraeten, par M. *A. G. B. Schayes*. (Einzelabdruck).

*159. Dr. *Joseph von Hefner*, a. das römische Baiern, in antiquar. Hinsicht. 2. Aufl. München. 1842. — b. *Dess.*, die röm. Denkmäler Oberbaierns und des Königl. Antiquariums. 2. Abthl. München. 1846. c. *Dess.*, römisch-baierische inschriftl. und plastische Denkmäler. 4°. d. *Dess.*, die kleinen inschriftl. antiken Denkmäler der königl. vereinigten Sammlungen und des Königl. Antiquariums. München. 1846. e. *Dess.*, Catalog der vereinigten Sammlungen. München. 1845.

*160. *Karl Preusker*, die Stadtbibliothek in Grossenhain. 4. Aufl. 1847.

*161. *Dirks*, de Friezen voor Aken in 1248. Workum. 1847.

*162. *Dirks*, de togten der Friezen, onder Karel den Grooten, tegen de Wilten en Avaren. Workum. 1847.

Druckfehler in dem Aufsatze des Unterzeichneten, aufgenommen im IX. Hefte des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. S. 17-41.

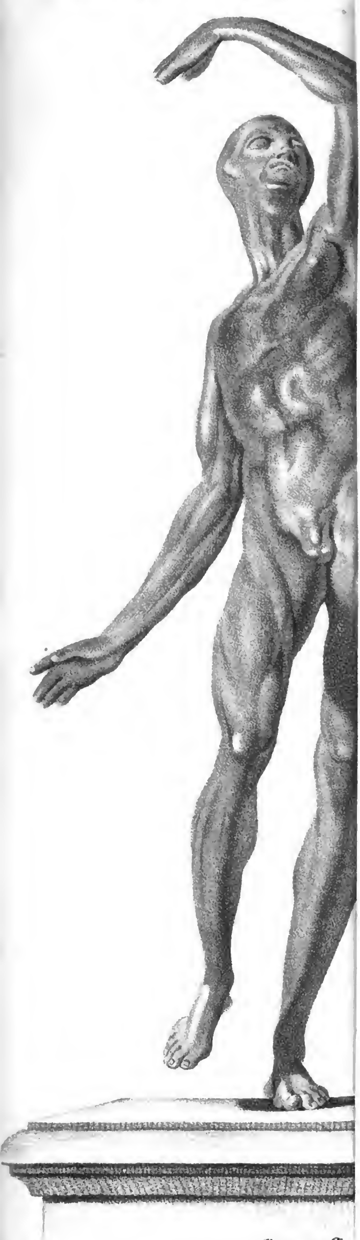
Seite	17	lin.	15	v.	oben	steht	Servoskerken	z.	l.	Serooskerken.
„	„	„	„	„	„	„	Nahnys	„	„	Nahuys
„	19	„	9	„	unten	„	Gondoever	„	„	Goudoever.
„	„	„	8	„	„	„	seiffen	„	„	Seiffen.
„	„	„	5	„	„	„	Burnik	„	„	Bunnik.
„	20	„	12	„	oben	„	Durnstede	„	„	Duurstede.
„	„	„	11	„	unten	„	Oudtheden	„	„	Oudheden.
„	„	„	4	„	„	„	Genhied —	„	„	Geschied —
„	21	„	17	„	oben	„	penbrock'sche	„	„	penbroek'sche.
„	„	„	12	„	unten	„	Servoskerken	„	„	Serooskerken.
„	22	„	11	„	oben	„	Papenbrock'sche	„	„	Papenbroek'sche.
„	26	„	11	„	unten	„	XXXII. Hell-	„	„	XXXII.
„	28	„	1	„	„	„	BOTDVSF.	„	„	BOVDVSF.
„	29	„	18	„	oben	„	AQVITAN	„	„	AQVITANI.
„	„	„	„	„	unten	„	CRESTI.	„	„	CREST[I].
„	„	„	5	„	„	„	OF RON.	„	„	OFRON.
„	„	„	„	„	„	„	OFRONT.	„	„	OFRNT.
„	„	„	2	„	„	„	HAVCCA VIF(?)	„	„	HAVCCAVI F(?)
„	30	„	2	„	oben	„	O: I. S. F.	„	„	O. I. S. F.
„	„	„	„	„	„	„	Sassois	„	„	Nassois.
„	„	„	„	„	„	„	Sive	„	„	sive.
„	„	„	15	„	„	„	RVFiNI.	„	„	RVFNI.
„	„	„	1	„	unten	„	Cursive	„	„	Cursiven.
„	32	„	5	„	„	„	Bydingen vur	„	„	Bydragen voor.
„	35	„	15	„	„	„	Wirbel	„	„	Wirtel.
„	36	„	13	„	„	„	Werlerfoort	„	„	Westerfoort.
„	„	„	2	„	„	unten	Kalbeck	„	„	Kalbeek.
„	37	„	10	„	„	„	ALA. \\\ \\\ \\\	„	„	ALA \\\ \\\ \\\ HIC. \\\ \\\ \\\
„	„	„	8	„	„	„	NAHE[R]EDES	z.	l.	[SET] \\\ \\\ NAHE[R]EDES
„	38	„	1	„	oben	„	\\\ \\\ ICONIVGI	z.	l.	\\\ \\\ ET CONIVGI.

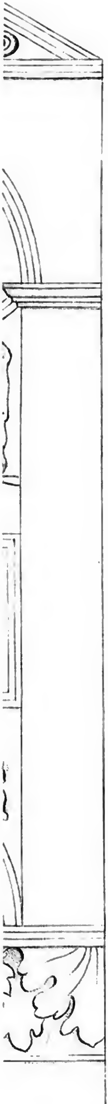
Dr. L. J. F. Janssen.

Zu IX. S. 160. Das älteste Beispiel des Namens Ammaeus bietet der Freund des Dionysius von Halicarnass.

Im X. Hefte ist auf Taf. VI. VII. durch ein Versehen der Lithographie die Bezeichnung der Zahlen ausgefallen. U.

Das Verzeichniss der Mitglieder folgt im nächsten Hefte.





Bronzefig

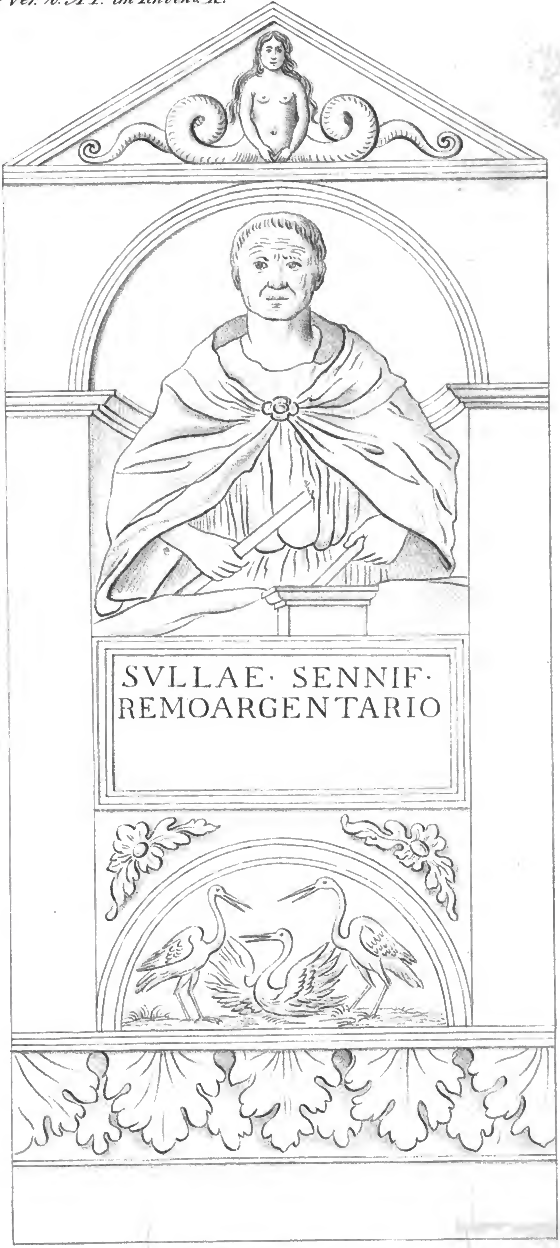
v. Henry & Cohen in Bo

Druckfe
Heft

Seite 17
„ „
„ 19
„ „
„ „
„ 20
„ „
„ „
„ 21
„ „
„ 22
„ 26
„ 28
„ 29
„ „
„ „
„ „
„ „
„ 30
„ „
„ „
„ „
„ „
„ 32
„ 35
„ 36
„ „
„ 37
„ „
„ 38

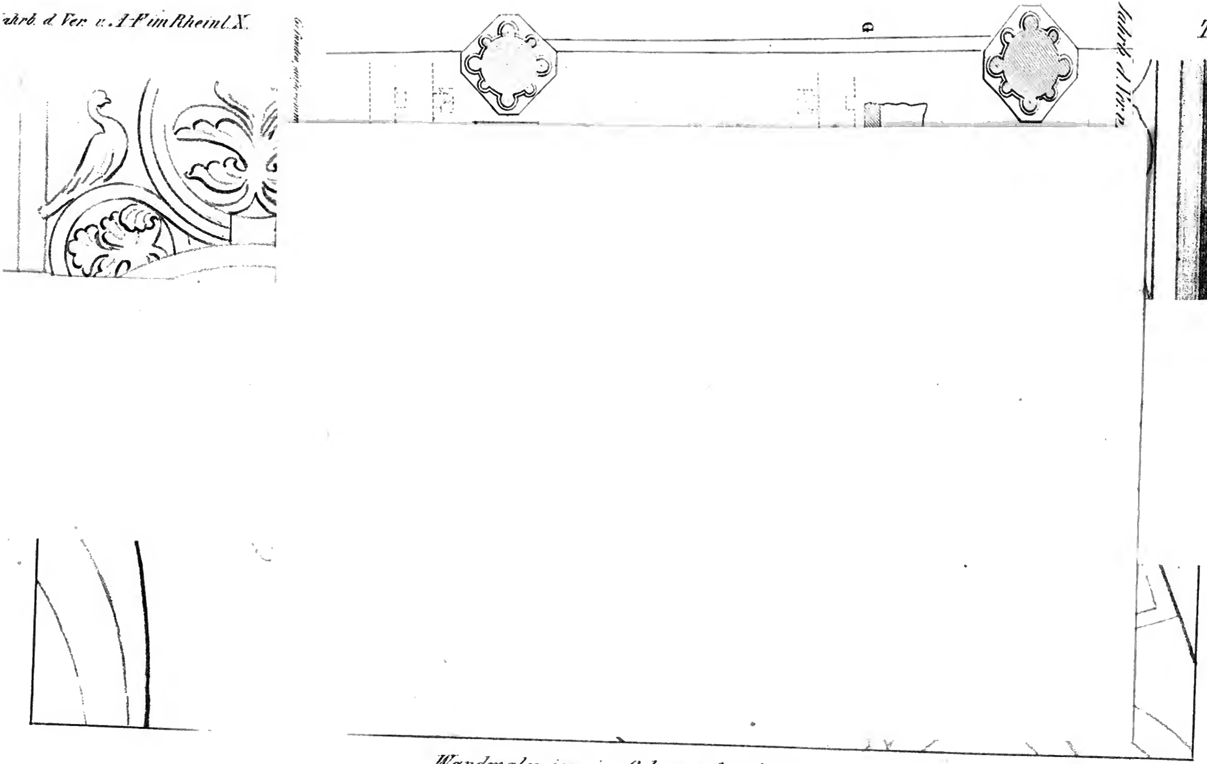
Zu
der Fre
Im
graphie

Das V

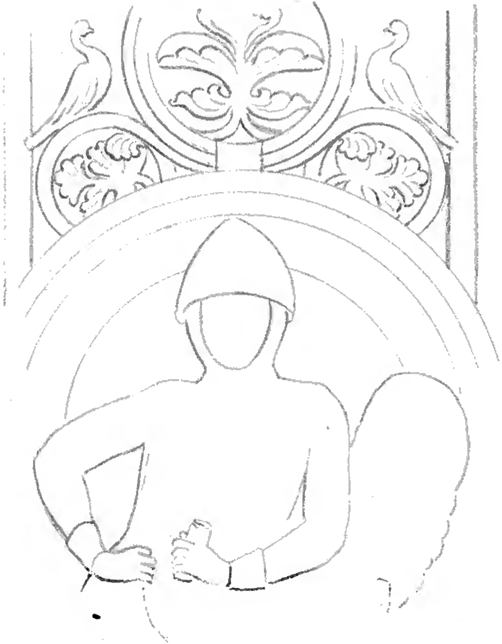


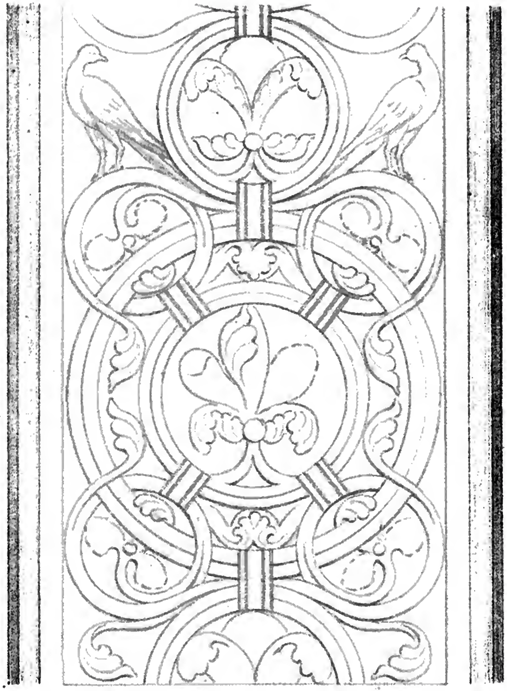
Grabdenkmal aus Bonn.

Lith. Inst. v. Henry



Wandmalereien in Schwarzrheindorf.

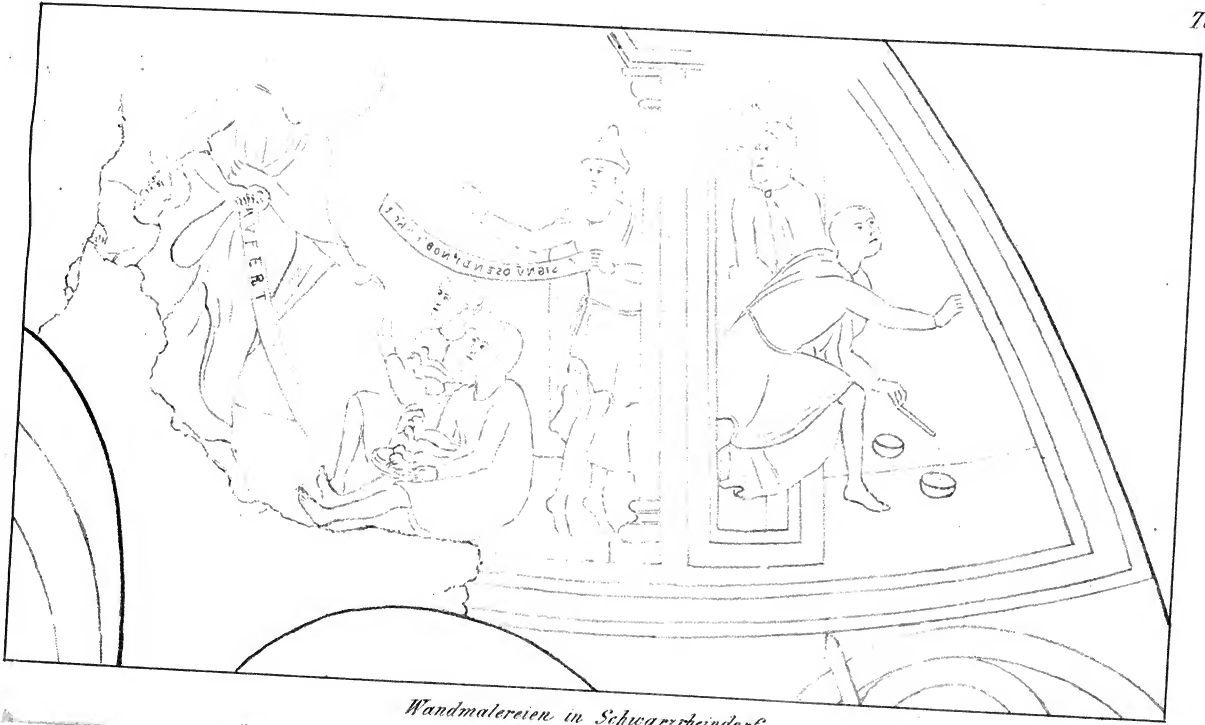




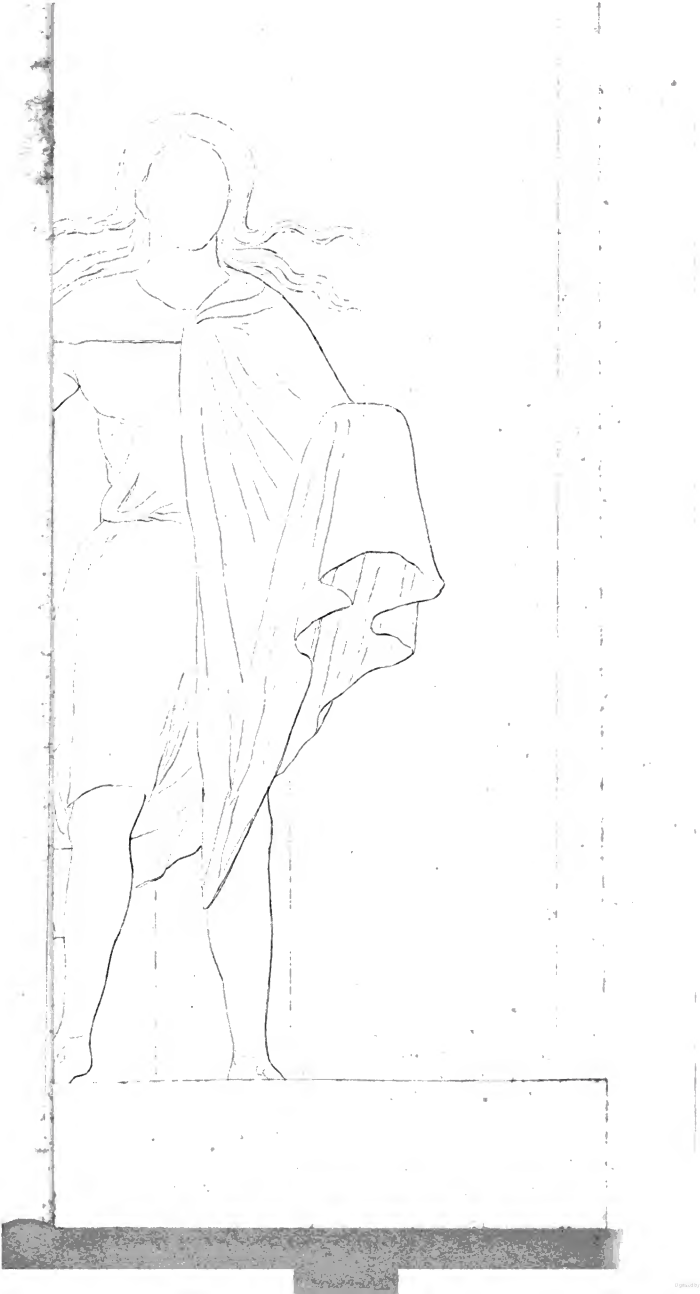
Wandmalereien in Schwarzrheindorf.

Verzierungen der Gurtbogen.

Lith Inst. v. Henry & Cohen in Bonn.



Wandmalereien in Schwarzrheindorf.



Digitized by Google

Ja.

Digitized by Google

Digitized by Google

19

13

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 098 655 079